
EX
LIBRIS

SIEH, DAS IST LEBENSKUNST:
VOM SCHWEREN WAHN DES LEBENS SICH BEFREIN,
FEIN HINZULÄCHELN ÜBERS GROSSE MUSS.

CHRISTIAN MORGENSTERN

KRIEGSBLINDEN-JAHRBUCH 1966

Redaktion: Alfred Lauster

Urheberrecht bei: Bund der Kriegsblinden Deutschlands E. V., Selbstverlag Wiesbaden, Alexandrastraße 1, Telefon 4 54 47, Hauptgeschäftsstelle des Bundes (Bundesvorsitzender: Dr. Franz Sonntag): Bonn, Schumannstraße 35. Nachdruck — auch mit Quellenangabe — nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Verlages. — Verantwortlich für Anzeigen: Heinz Scherf, Bund der Kriegsblinden Deutschlands E. V. — Selbstverlag Wiesbaden. Druck: Hessische Druck- und Verlagsanstalt GmbH, Kassel, Friedrichsstraße 32—34.

KRIEGSBLINDEN JAHRBUCH

1966

Herausgegeben vom
Bund der Kriegsblinden
Deutschlands E.V.

BUND DER KRIEGSBLINDEN DEUTSCHLANDS E. V.
SELBSTVERLAG WIESBADEN

Unsere graphischen Mitarbeiter

Zeichnungen im Kalenderteil: Christine Ackermann (Stuttgart). Weitere Mitarbeiter: Sigrid Baumann-Senn (Berlin) mit einer Lithographie auf Seite 160, Rudolf Güthinger (Tuttlingen) mit einem Holzschnitt auf Seite 139, Werner Sandberger (Stuttgart) mit einem Linolschnitt auf Seite 147 und drei Zeichnungen auf den Seiten 7, 50, 127, Kurt Fred Schmidt (Stuttgart) mit Karikaturen, Erwin Pfirrmann (Wolfschlugen) mit einem Foto auf Seite 70. Mitarbeiter bei Bildauswahl und typographischer Gestaltung: Heinrich Tewes (Stuttgart).

GELEITWORT

VON DEKAN a. D. WALTER TREPTE
Präsident des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge

Drückende Lasten haben die beiden Weltkriege dieses Jahrhunderts unserem Volk aufgebürdet. Millionen mußten ihr Leben geben und sanken ins Grab. Viele Tausende sind für die Dauer ihres ganzen Lebens mit schweren Schädigungen ihrer Gesundheit behaftet. Die diese Lasten und Leiden zu tragen haben, müssen sie täglich aufs neue bewußt auf sich nehmen. Ein Übermaß an Anspannung und Geduld, an Selbstüberwindung und seelischer Kraft ist dazu immer erforderlich. Andere können sich hiervon wohl kaum einen Begriff machen. Mit tiefer Achtung müssen sie vor solchem Leid und vor seinen Trägern stehen.

Das Los der Kriegsblinden ist eine der schwersten Lasten, welche die beiden Kriege zurückgelassen haben. Niemand wird dieses Jahrbuch wieder aus der Hand legen können, ohne von seinem Inhalt im Innersten berührt zu sein. Uns, denen das Augenlicht erhalten blieb, kommt beim Lesen der einzelnen Beiträge zum Bewußtsein, was alles an körperlicher und seelischer Not uns erspart wurde. Das kann uns nur eine sehr ernste Verpflichtung bedeuten, die wir leider viel zu leicht vergessen.

Es ist die Verpflichtung zu einfühlendem Verstehen, zu taktvoller Hilfeleistung bei jeder sich bietenden Gelegenheit. Keinen Kriegsblinden sollte es in unserem Volk geben, der nicht fühlt, daß viele andere Menschen in ihrem Herzen sein Schicksal mitzutragen suchen, soweit dies möglich ist. Die liebevolle menschliche Fürsorge für das Wohl derer, die im Dunkel leben müssen, darf nicht nur ihren tapferen Frauen überlassen bleiben. Vielmehr ist uns allen aufgetragen, nicht bloß die persönliche Hilfe für den einzelnen, sondern die stete Verbesserung der sozialen und kulturellen Lage aller Kriegsblinden als unser gemeinsames Anliegen anzusehen.

Dies Jahrbuch spricht davon, in welchem Maße Kriegsblinde geduldig, mutig und mit regem Eifer sich ihren Platz im Leben errungen haben. Sie nehmen ihr schweres Dasein, das unter Ausnahmebedingungen steht, als einen Auftrag an, den sie unter Einsatz aller ihnen verbliebenen Kräfte erfüllen. In unserer Mitte arbeiten sie tatkräftig mit an der Zukunft ihrer Familien und ihres Volkes.

Wir haben Grund, ihnen für ihre Bewährung und für das Vorbild, das sie uns geben, aus vollem Herzen zu danken.

Frankfurt/Main, den 9. 6. 1965

AUS DEM INHALT


ZORO

Wesen und Ziele des Bundes der Kriegsblinden Deutschlands E.V.

Bundesgeschäftsstelle: Bonn, Schumannstraße 35, Telefon 22 23 35

Als älteste deutsche Kriegsopferorganisation wurde der Bund der Kriegsblinden im März 1916 von den Kriegsblinden des 1. Weltkrieges gegründet. Ihm gehören — praktisch ausnahmslos — alle Kriegsblinden der Bundesrepublik und Westberlins an, darunter auch jene, die durch den Luftkrieg oder andere Kriegseinwirkungen in der Heimat ihr Augenlicht verloren haben. Der Bund der Kriegsblinden Deutschlands E. V. ist

ein Verband der Selbsthilfe

Das heißt, die Kriegsblinden wollen sich aus eigener Kraft und in kameradschaftlicher Gesinnung selber und gegenseitig helfen, mit ihrem Schicksal fertig zu werden.

Das geschieht auf verschiedenen Gebieten, zunächst zentral mit der Erkämpfung und Sicherung einer ausreichenden Versorgung durch den Staat und angemessener Fürsorgemaßnahmen, um auch dem Kriegsblinden ein lebenswertes, erfülltes Dasein zu sichern. Der Bund der Kriegsblinden ist also auch

eine Kampf-Organisation für die Rechte der Kriegsblinden

Die Arbeit des Bundes der Kriegsblinden erschöpft sich aber nicht in der Forderung oder Wahrung von Rechtsansprüchen. Er handelt und hilft auch selbst, er schuf eine

eigene Kur- und Erholungsfürsorge mit vierzehn Kurheimen und eigenen Einrichtungen zum Vertrieb von Blindenwaren

Dazu kommen selbständige Maßnahmen kameradschaftlicher Hilfe auf den Gebieten:

Arbeitsplatzvermittlung, Wohnungsbau, Darlehnsgewährung

Ebenso ist der Bund der Kriegsblinden Mitbegründer und Mitträger der Deutschen Blinden-Hörbücherei in Marburg und der sechs in Berlin, Hamburg, München, Münster, Saarbrücken und Stuttgart bestehenden

Blinden-Hörbüchereien

Der Bund der Kriegsblinden Deutschlands E. V. ist aber weit mehr als eine Interessengemeinschaft. Im kameradschaftlichen Zusammenstehen aller einzelnen Mitglieder in den Bezirken und Landesverbänden ist er

eine echte Schicksalsgemeinschaft

Eine ganz persönliche Fürsorge und Beratung erfaßt jeden einzelnen Kriegsblinden. Er empfängt innere Ermutigung im Austausch mit seinen Kameraden in unseren Heimen, beim Sport und bei Zusammenkünften. Beim Kameraden findet er uneingeschränkt das helfende Verständnis, das ihm sehende Menschen oft nicht gewähren können.

Der Bund der Kriegsblinden Deutschlands E. V. ist aus diesen Gründen vom Bundesminister der Finanzen anerkannt worden als

besonders förderungswürdig und als gemeinnützige Einrichtung

Ebenso ist der Bund der Kriegsblinden Deutschlands E. V. als „mildtätige Einrichtung" anerkannt worden.

Vertrauensvoll arbeitet er mit Behörden, der Wirtschaft und anderen Verbänden Hand in Hand, um alles zu tun, was das schwere Schicksal der Erblindung erleichtern kann.

Helft uns dazu, daß wir uns selber helfen können!

15 641, 15 671, 15 721, 15 779, 15 794, 15 824, 15 879, 16 001, 16 003, 16 016, 16 018, 16 121, 16 127, 16 263, 16 271, 16 302, 16 303, 16 304, 16 664, 16 706.

SIEMENS
FERNSPRECH
TECHNIK



Blinde Menschen

arbeiten heute in vielen Zweigen der Wirtschaft. Ihre Leistungen sind bewundernswert. Sie ermutigen und verpflichten, noch mehr Blinde am Wirtschaftsprozeß teilnehmen zu lassen. Besonders häufig und erfolgreich wurden Blinde als Telefonisten eingesetzt. Wir liefern vollständige Fernsprecheinrichtungen für die Bedienung durch Blinde. Ohne großen Aufwand können Abfragefernsprecher und Vermittlungstische auch nachträglich für blinde Telefonisten eingerichtet werden.

Fg 359

SIEMENS & HALSKE AKTIENGESELLSCHAFT
WERNERWERK FÜR FERNSPRECHTECHNIK

Der Bund der Kriegsblinden Deutschlands E.V.

Die wichtigsten Anschriften aus dem Bundesgebiet

Bundesgeschäftsstelle: 5300 Bonn, Schumannstraße 35, Tel. 222335; Bundesvorsitzender: Dr. Franz *Sonntag*, 7000 Stuttgart N, Seestr. 78; Stellvertreter: Otto Schäfer, 6731 Mußbach, Altenweg 7; Schatzmeister: Gabriel Mertens, 5000 Köln, Kunibertsgasse 9; Schriftführer: Josef Lukas, 8580 Bayreuth, Rückertweg 13; Beisitzer: Heinrich Schütz, 4400 Münster (Westf.), Propsteistraße 55a

Landesverband Baden-Württemberg: 7000 Stuttgart W, Seyfferstraße 90, Tel. 631270

Bezirk *Oberschwaben:* 7951 Alberweiler über Bieberach (Riß). Vors.: Eugen Burger

Bezirk *Donau:* 7900 Ulm (Donau), Pfarrer-Schultes-Weg 20. Vors.: Karl Nägele

Bezirk *Mittlerer Schwarzwald:* 7200 Tuttlingen, Schillerstraße 9. Vors.: Hans Haule

Bezirk *Nördlicher Schwarzwald:* 7270 Nagold, Allmandweg 27. Vors.: Heinz Everaers

Bezirk *Oberer Neckar:* 7400 Tübingen, Schwabstraße 43. Vors.: Friedrich Mezger

Bezirk *Mittlerer Neckar:* 7051 Bittenfeld über Waiblingen, Bergstr. 18. Vors.: Hans Schopf

Bezirk *Stuttgart:* 7000 Stuttgart-Weilimdorf, Schildkrötenweg 18. Vors.: Werner Kredel

Bezirk *Jagst:* 7182 Gerabronn (Württ.), Trüglestraße 8. Vors.: Hans Krämer

Bezirk *Karlsruhe:* 7500 Karlsruhe-Rüppurr, Lebrechtstraße 28. Vors.: Albert Roth

Bezirk *Heidelberg:* 6900 Heidelberg, Bergheimer Straße 52. Vors.: Waldemar Bauer

Bezirk *Mannheim:* 6800 Mannheim-Schönau, Kattowitzer Zeile 66. Vors.: Paul Layer

Bezirk *Bauland:* 6950 Mosbach (Baden), Lohrtalweg 67. Vors.: Karl Olschowski

Bezirk *Breisgau:* 7800 Freiburg (Breisgau), Kirner Straße 11. Vors.: Alfons Schramm

Bezirk *Oberrhein:* 7862 Hausen (Wiesental), Talstraße 14. Vors.: Albert Blaznik

Bezirk *Mittelbaden:* 7570 Baden-Baden, Schüßbachstraße 74. Vors.: Hermann Wehl

Bezirk *Südschwarzwald—Bodensee:* 7750 Konstanz, Siebenbürgener Weg 9. Vors.: Erwin Hensler

Landesverband Bayern: 8000 München 19, Volkartstraße 63, Tel. 63193. Vors.: Karl *Wendel*

Bezirk *Oberbayern:* 8000 München 19, Volkartstraße 63, Tel. 63193. Vors.: Karl Wendel

Bezirk *Niederbayern:* 8300 Landshut (Bay.), Schützenstraße 14, Tel. 2755. Vors.: Alfred Kirchner

Bezirk *Oberpfalz:* 8400 Regensburg, Dr.-Hipp-Straße 10, Tel. 6220. Vors.: Emil Eichhorn

Bezirk *Oberfranken:* 8580 Bayreuth, Lisztstr. 1, Tel. 5138. Vors.: Josef Lukas

Bezirk *Mittelfranken:* 8500 Nürnberg, Julius-Loßmann-Straße 110/6, Tel. 482277. Vors.: Hermann Hecky

Bezirk *Unterfranken:* 8700 Würzburg, Oberer Bogenweg 29, Tel. 74333. Vors.: Josef Friedel

Bezirk *Schwaben:* 8900 Augsburg, Ulrich-Hofmeier-Straße 9, Tel. 4344, Büro Tel. 23737. Vors.: Christian Wilhelm

Landesverband Berlin: 1000 Berlin-Friedenau, Handjerystraße 23, Tel. 855533. Vors.: Dietrich *Benkel*

Landesverband Bremen: 2800 Bremen-Horn, Leher Heerstraße 22, Tel. 496186. Vors.: Heinrich *Kuhlmeier*

Landesverband Hamburg: 2000 Hamburg 19, Eppendorfer Weg 119, Tel. 405717. Vors.: Karlheinz *Fink*, 2000 Hamburg-Groß-Flottbek, Hölderlinstraße 21b, Tel. 829000

Landesverband Hessen: 6000 Frankfurt a. Main, Stuttgarter Straße 21, Tel. 331350. Vors.: Ludwig *Eckert*, 6375 Oberstedten (Taunus), Gotische Straße 22, Tel. Bad Homburg 4295

Bezirk *Frankfurt* (Main): 6000 Frankfurt (Main)-Seckbach, Hofgartenweg 37. Vors.: Dr. Gerhard Gleiber

Bezirk *Gießen:* 6300 Gießen, Fichtestraße 18. Vors.: Reinhold Dern

Bezirk *Kassel:* 3500 Kassel-West, Nordhäuser Straße 60½. Vors.: Paul Conzelmann

Bezirk *Marburg:* 3550 Marburg (Lahn), Königsberger Straße 13. Vors.: Walter Frischmuth

Bezirk *Darmstadt:* 6100 Darmstadt-Eberstadt, Friedrich-Naumann-Straße 18. Vors.: Georg Ochs

Bezirk *Wiesbaden:* 6200 Wiesbaden, Wolfram-von-Eschenbach-Straße 13. Vors.: Dr. Heinrich Seidel

Bezirk *Fulda:* 6400 Fulda, Biedenbachstraße 9. Vors.: Theo Kremer

Landesverband Niedersachsen: 3000 Hannover-Bothfeld, Niggemannweg 7A, Tel. 64 43 44. Vors.: Joachim *Schubach*

Bezirk *Zentral-Hannover:* 3012 Langenhagen (Han.), Spreeweg 29. Vors.: Ulrich Lapp

Bezirk *Oldenburg/Ostfriesland:* 2900 Oldenburg (Oldb.), Skagerrakstraße 8. Vors.: Heinrich Johanning

Bezirk *Braunschweig:* 3300 Braunschweig-Querum, Bevenroder Straße 100. Vors.: Hermann Kalweit

Bezirk *Süd-Hannover:* 3400 Göttingen, Elbinger Straße 32. Vors.: Horst Thielert

Bezirk *Lüneburger Heide:* 3140 Lüneburg, Bleckeder Landstraße 21 a. Vors.: Emil Rehr

Bezirk *Weserbergland:* 3250 Hameln, Rüdigerstraße 7. Vors.: Horst Adomat

Bezirk *Osnabrück:* 4504 Georgsmarienhütte, Gartenwinkel 8. Vors.: Hermann Stepputatis

Bezirk *Bremen:* 2800 Bremen-Horn, Leher Heerstraße 22. Vors.: Heinrich Kuhlmeier

Bezirk *Niederelbe:* 2150 Buxtehude, Meisenweg 2. Vors.: Heinz Köppe

Landesverband Nordrhein: 4040 Neuß, Schillerstraße 90, Tel. 4 84 22. Vors.: Werner *Hildebrandt*

Bezirk *Aachen:* 5100 Aachen, Maria-Theresia-Allee 197. Vors.: Wilhelm Gluding

Bezirk *Bergisch-Land:* 5600 Wuppertal-Barmen, Schönebecker Str. 33. Vors.: Willi Hemeyer

Bezirk *Bonn:* 5301 Ückesdorf (Kreis Bonn), Auf dem Schmalzacker 8. Vors.: Paul Blaszyk

Bezirk *Duisburg:* 4222 Friedrichsfeld (Niederrhein), Hindenburgstraße 62. Vors.: Fritz Günther

Bezirk *Düsseldorf:* 4000 Düsseldorf, Friedensstraße 49. Vors.: Fritz Warmuth

Bezirk *Essen:* 4300 Essen-Werden, Mintropstraße 47. Vors.: Kurt Wagner

Bezirk *Geldern-Kleve-Moers:* 4170 Geldern, Meisenweg 3. Vors.: Hans Schroer

Bezirk *Köln:* 5000 Köln-Longerich, Erkesstr. 3. Vors.: Heinz Mentzel

Bezirk *M.-Gladbach:* 4151 Schiefbahn (Bz. Düsseldorf), Seidenstraße 6. Vors.: Hermann Seidel

Bezirk *Rhein-Wupper-Leverkusen:* 4019 Monheim (Rheinl.), Vereinsstraße 11. Vors.: Heinrich Häck

Landesverband Rheinland-Pfalz: 6730 Neustadt (Weinstr.), Gartenstraße 35 a, Tel. 20 45. Vors.: Otto *Schäfer*, 6731 Mußbach, Altenweg 7

Bezirk *Koblenz/Montabaur:* 5440 Mayen, Bannerberg 36. Vors.: Franz Pung

Bezirk *Pfalz:* 6735 Maikammer a. d. Weinstr., Friedhofstraße 76. Vors.: Andreas Platz

Bezirk *Trier:* 5559 Fastrau über Schweich (Mosel). Vors.: Klaus Wick

Bezirk *Rheinhessen:* 6508 Alzey (Rheinh.), Zwerggasse 8. Vors.: Johann Hoffmann

Landesverband Saar: 6602 Herrensohr (Saar), Karlstraße 2, Tel. Sulzbach 9 37 66 60. Vors.: Willi *Buchmann*

Landesverband Schleswig-Holstein: 2350 Neumünster, Klosterstraße 107, Tel. 22 20. Vors.: Bruno *Eggers*

Bezirk *Nord:* 2370 Flensburg, Bahnhofstraße 34. Vors.: Momme Jensen

Bezirk *Mitte:* 2300 Kiel, Arfrade 2. Vors.: Herbert Strauchmann

Bezirk *Süd:* 2057 Grabau über Schwarzenbek. Vors.: Wilhelm Hinzpeter

Landesverband Westfalen: 4400 Münster (Westf.), Propsteistraße 55 a, Tel. 3 61 98. Vors.: Heinrich *Schütz*

Bezirk *Bielefeld:* 4800 Bielefeld, Im Winkelkamp 1, Tel. 2 12 18. Vors.: Oskar Frank

Bezirk *Detmold:* 4930 Detmold, Am Königsberg 12, Tel. 30 29. Vors.: Karl Schleheck

Bezirk *Emscher-Lippe:* 4250 Bottrop, Gerichtsstraße 69, Tel. 64 63. Vors.: Heinrich Schüßler

Bezirk *Hellweg:* 4782 Erwitte, Reddagstraße 38, Tel. 502. Vors.: Karl Abel

Bezirk *Mark:* 5860 Iserlohn, Woestestraße 4, Tel. 34 15. Vors.: Werner Fernholz

Bezirk *Minden:* 4950 Minden, Bastaustraße 4, Tel. 21 43. Vors.: Wilhelm Volkmann

Bezirk *Münsterland:* 4406 Drensteinfurt, Ahlener Weg 14, Tel. 336. Vors.: Josef Neuer

Bezirk *Ruhrgebiet 1:* 4630 Bochum, Moritzstraße 20, Tel. 6 94 06. Vors.: Jos. Husmann

Bezirk *Ruhrgebiet 2:* 4600 Dortmund-Husen, Im Telgei 2, Tel. Kamen 29 00. Vors.: Heinz Hochfeld

Bezirk *Sauerland:* 5920 Berleburg, Rohrbachstraße 21, Tel. 25 82. Vors.: Herbert Kolanowski

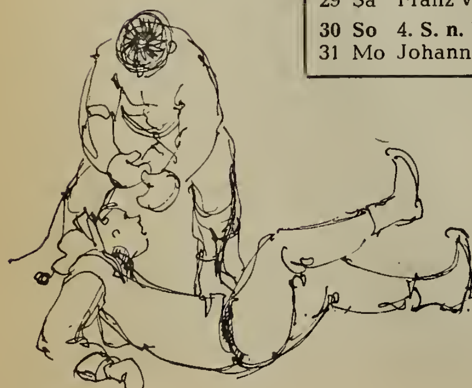
Bezirk *Siegen-Olpe:* 5910 Fellinghausen, Post Kreuztal (Kr. Siegen), Heesstraße 5, Tel. Kreuztal 25 23. Vors.: Erich Giesler

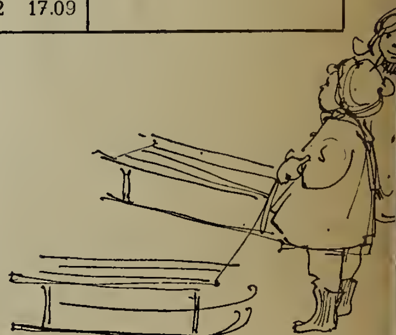
Die Anschriften unserer Handwerkerfürsorge-Einrichtungen finden Sie auf Seite 124





JANUAR			Sonne auf	Sonne unter	NOTIZEN
1	Sa	**Neujahr**	8.27	16.24	
2	So	**Namen-Jesu-Fest**	8.27	16.25	
3	Mo	Genoveva	8.27	16.26	
4	Di	Rigobert	8.27	16.27	
5	Mi	Telesphorus	8.27	16.28	
6	Do	Ersch. d. H. / Epiphanias	8.26	16.30	
7	Fr	Lucian ◯	8.26	16.31	
8	Sa	Erhard	8.25	16.32	
9	So	**Fest der hl. Familie**	8.25	16.34	
10	Mo	Agathon	8.24	16.35	
11	Di	Hyginus	8.24	16.36	
12	Mi	Arkadius	8.23	16.38	
13	Do	Gedächtn. d. Tf. d. H. ☾	8.22	16.39	
14	Fr	Hilarius	8.21	16.41	
15	Sa	Paulus, Einsiedler	8.21	16.43	
16	So	**2. S. n. Erscheinung**	8.20	16.44	
17	Mo	Antonius	8.19	16.46	
18	Di	Priska	8.18	16.47	
19	Mi	Marius und Martha	8.17	16.49	
20	Do	Fabian und Sebastian	8.16	16.51	
21	Fr	Agnes ●	8.15	16.52	
22	Sa	Vincentius	8.14	16.54	
23	So	**3. S. n. Erscheinung**	8.13	16.55	
24	Mo	Timotheus	8.12	16.57	
25	Di	Pauli Bekehrung	8.10	16.59	
26	Mi	Polykarp	8.09	17.00	
27	Do	Johannes Chrysostomus	8.08	17.02	
28	Fr	Petrus Nolaskus	8.07	17.04	
29	Sa	Franz von Sales ☽	8.05	17.06	
30	So	**4. S. n. Erscheinung**	8.04	17.07	
31	Mo	Johannes Bosco	8.02	17.09	

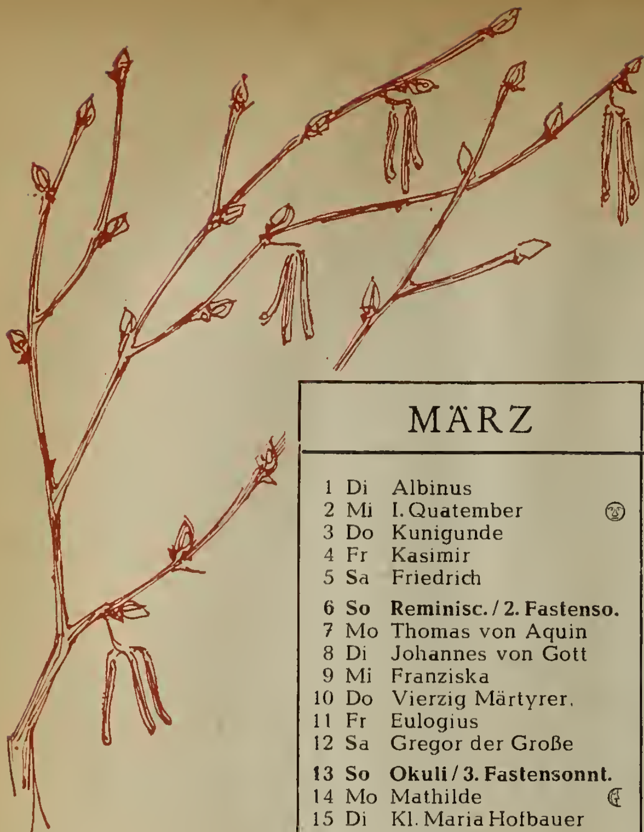
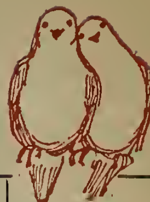






FEBRUAR			Sonne auf	Sonne unter	NOTIZEN
1	Di	Ignatius v. Antiochien	8.01	17.11	
2	Mi	Mariä Reinig. (Lichtm.)	7.59	17.13	
3	Do	Blasius	7.58	17.15	
4	Fr	Andreas Corsini	7.56	17.17	
5	Sa	Agatha ☺	7.54	17.19	
6	**So**	**S. Septuagesima**	7.53	17.20	
7	Mo	Romuald	7.51	17.22	
8	Di	Johannes von Matha	7.49	17.24	
9	Mi	Cyrillus v. Alexandrien	7.47	17.26	
10	Do	Scholastika	7.45	17.28	
11	Fr	Ersch. Mariä in Lourdes	7.44	17.30	
12	Sa	7 Stift. d. Servitenord. ☾	7.42	17.31	
13	**So**	**S. Sexagesima**	7.40	17.33	
14	Mo	Valentin	7.38	17.35	
15	Di	Faustinus und Jovita	7.37	17.37	
16	Mi	Juliana	7.35	17.38	
17	Do	Donatus	7.33	17.40	
18	Fr	Simeon	7.31	17.42	
19	Sa	Gabinus	7.29	17.44	
20	**So**	**S. Quinquagesima** ●	7.27	17.45	
21	Mo	Eleonora, Rosenmontag	7.25	17.47	
22	Di	Petri Stuhlfeier, Fastn.	7.23	17.49	
23	Mi	Aschermittwoch	7.21	17.51	
24	Do	Matthias	7.19	17.53	
25	Fr	Walburga	7.17	17.55	
26	Sa	Margareta	7.14	17.56	
27	**So**	**Invokavit / 1. Fastenso.**	7.12	17.58	
28	Mo	Hilarius ☽	7.10	18.00	

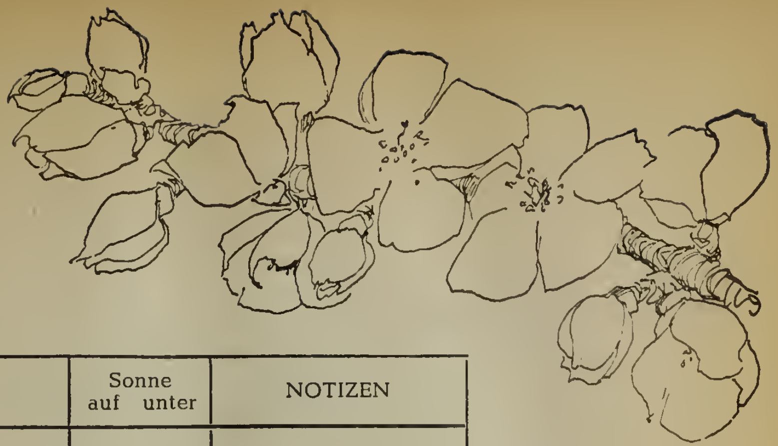


MÄRZ			Sonne auf	Sonne unter	
1	Di	Albinus	7.08	18.02	
2	Mi	I. Quatember ☺	7.06	18.04	
3	Do	Kunigunde	7.04	18.05	
4	Fr	Kasimir	7.01	18.07	
5	Sa	Friedrich	6.59	18.09	
6	**So**	**Reminisc. / 2. Fastenso.**	6.57	18.11	
7	Mo	Thomas von Aquin	6.55	18.12	
8	Di	Johannes von Gott	6.53	18.14	
9	Mi	Franziska	6.51	18.16	
10	Do	Vierzig Märtyrer.	6.49	18.17	
11	Fr	Eulogius	6.47	18.19	
12	Sa	Gregor der Große	6.44	18.20	
13	**So**	**Okuli / 3. Fastensonnt.**	6.42	18.22	
14	Mo	Mathilde ☾	6.40	18.24	
15	Di	Kl. Maria Hofbauer	6.38	18.26	
16	Mi	Heribert	6.35	18.27	
17	Do	Patricius	6.33	18.29	
18	Fr	Cyrillus von Jerusalem	6.30	18.31	
19	Sa	Joseph	6.28	18.33	
20	**So**	**Lätare / 4. Fastensonnt.**	6.26	18.34	
21	Mo	Benedikt, Frühlingsanf.	6.24	18.36	
22	Di	Nikolaus v. d. Flüe ☺	6.21	18.38	
23	Mi	Otto	6.19	18.40	
24	Do	Gabriel, Erzengel	6.17	18.41	
25	Fr	Mariä Verkündigung	6.14	18.43	
26	Sa	Ludger	6.12	18.45	
27	**So**	**Judika / 1. Passionsso.**	6.10	18.46	
28	Mo	Johannes von Capistran	6.08	18.48	
29	Di	Eustasius ☽	6.05	18.49	
30	Mi	Quirinus	6.03	18.51	
31	Do	Guido	6.01	18.53	





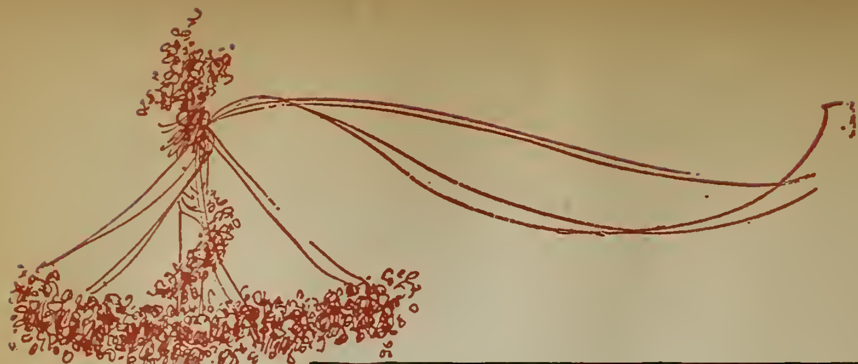


APRIL				Sonne auf	unter	NOTIZEN
1	Fr	Hugo		5.59	18.54	
2	Sa	Franz von Paula		5.57	18.56	
3	**So**	**Palmarum / Palmsonnt.**		5.55	18.57	
4	Mo	Isidor		5.52	18.59	
5	Di	Vincenz Ferrerius	○	5.50	19.01	
6	Mi	Notker		5.48	19.02	
7	Do	Gründonnerstag		5.45	19.04	
8	**Fr**	**Karfreitag**		5.43	19.06	
9	Sa	Karsamstag		5.41	19.08	
10	**So**	**Ostersonntag**		5.39	19.09	
11	**Mo**	**Ostermontag**		5.36	19.11	
12	Di	Julius	☾	5.34	19.13	
13	Mi	Hermenegild		5.32	19.14	
14	Do	Justinus		5.30	19.16	
15	Fr	Anastasia		5.28	19.18	
16	Sa	Bernadette		5.25	19.20	
17	**So**	**Quasimodogeniti / W. S.**		5.23	19.21	
18	Mo	Werner		5.21	19.23	
19	Di	Leo IX		5.19	19.24	
20	Mi	Viktor	●	5.17	19.26	
21	Do	Konrad von Parzham		5.15	19.27	
22	Fr	Soter und Cajus		5.13	19.29	
23	Sa	Georg		5.11	19.31	
24	**So**	**Miserikordias D.**		5.09	19.32	
25	Mo	Markus		5.07	19.34	
26	Di	Kletus und Marcellinus		5.05	19.36	
27	Mi	Petrus Canisius		5.03	19.37	
28	Do	Paul vom Kreuz	☽	5.01	19.39	
29	Fr	Petrus, Märtyrer		4.59	19.41	
30	Sa	Katharina von Siena		4.57	19.42	

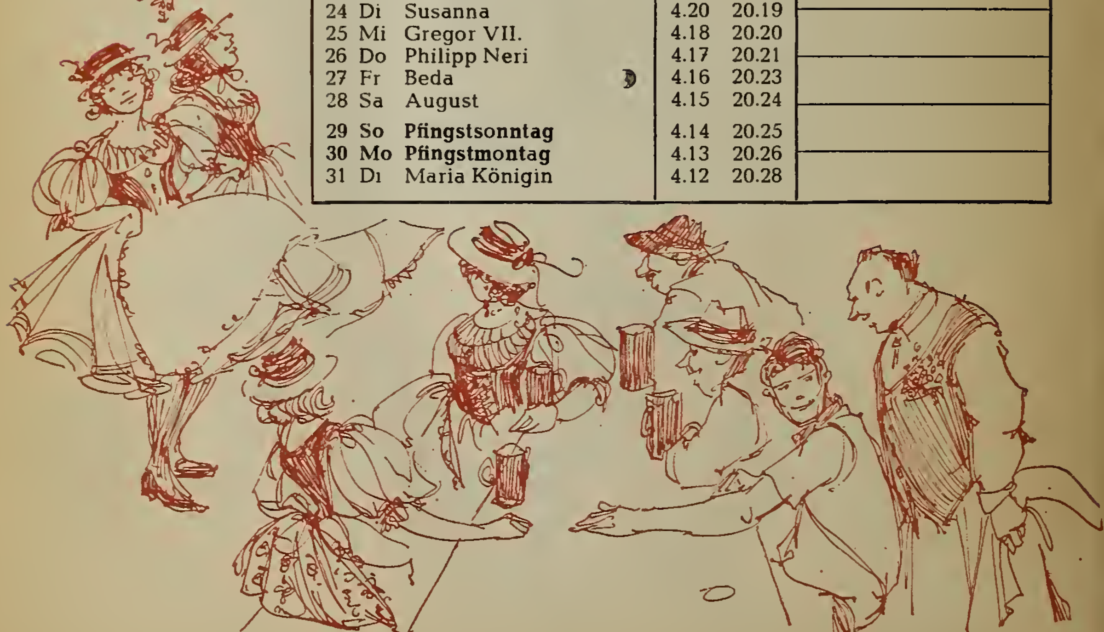








MAI				Sonne auf	Sonne unter	NOTIZEN
1	**So**	**Tag der Arbeit**		4.55	19.44	
2	Mo	Athanasius		4.53	19.46	
3	Di	Theodulus		4.52	19.47	
4	Mi	Monika	○	4.50	19.49	
5	Do	Pius V.		4.48	19.51	
6	Fr	Lucius		4.46	19.52	
7	Sa	Stanislaus		4.44	19.54	
8	**So**	**Kantate / 4. So. n. Ostern**		4.42	19.55	
9	Mo	Gregor von Nazianz		4.41	19.57	
10	Di	Antonius		4.39	19.58	
11	Mi	Philippus und Jakobus		4.38	20.00	
12	Do	Pankratius	☾	4.36	20.01	
13	Fr	Robert Bellarmin		4.35	20.03	
14	Sa	Bonifatius		4.33	20.04	
15	**So**	**Rogate / 5. So. n. Ostern**		4.32	20.06	
16	Mo	Bittag		4.30	20.07	
17	Di	Paschalis		4.29	20.09	
18	Mi	Venantius		4.27	20.10	
19	**Do**	**Christi Himmelfahrt**		4.26	20.12	
20	Fr	Bernardin	●	4.25	20.13	
21	Sa	Konstantin		4.23	20.15	
22	**So**	**Exaudi / So. n. Chr. H.**		4.22	20.16	
23	Mo	Desiderius		4.21	20.17	
24	Di	Susanna		4.20	20.19	
25	Mi	Gregor VII.		4.18	20.20	
26	Do	Philipp Neri		4.17	20.21	
27	Fr	Beda	☽	4.16	20.23	
28	Sa	August		4.15	20.24	
29	**So**	**Pfingstsonntag**		4.14	20.25	
30	**Mo**	**Pfingstmontag**		4.13	20.26	
31	Di	Maria Königin		4.12	20.28	





JUNI			Sonne auf	Sonne unter	NOTIZEN
1	Mi	II. Quatember	4.11	20.29	
2	Do	Erasmus	4.10	20.30	
3	Fr	Klothilde ♉	4.10	20.31	
4	Sa	Franz Caracciolo	4.09	20.32	
5	**So**	**Trinitatis / Dreifaltigk.**	4.08	20.33	
6	Mo	Norbert	4.08	20.33	
7	Di	Robert	4.08	20.34	
8	Mi	Medardus	4.07	20.35	
9	**Do**	**Fronleichnam**	4.07	20.36	
10	Fr	Margarita	4.06	20.37	
11	Sa	Barnabas ☾	4.06	20.37	
12	**So**	**1. So. n. Tr. / 2. So. n. Pf.**	4.06	20.38	
13	Mo	Antonius von Padua	4.05	20.39	
14	Di	Basilius	4.05	20.39	
15	Mi	Vitus	4.05	20.40	
16	Do	Benno	4.05	20.40	
17	**Fr**	**Tag der deutsch. Einheit**	4.05	20.41	
18	Sa	Ephrem ●	4.05	20.41	
19	**So**	**2. So. n. Tr. / 3. So. n. Pf.**	4.05	20.41	
20	Mo	Silverius	4.05	20.41	
21	Di	Aloisius, Sommeranf.	4.05	20.42	
22	Mi	Paulinus	4.05	20.42	
23	Do	Edeltraud	4.06	20.42	
24	Fr	Johannes der Täufer	4.06	20.42	
25	Sa	Wilhelm ☽	4.06	20.42	
26	**So**	**3. So. n. Tr. / 4. So. n. Pf.**	4.07	20.42	
27	Mo	Ladislaus, Siebenschläf.	4.07	20.42	
28	Di	Serenus	4.08	20.42	
29	Mi	Peter und Paul	4.08	20.42	
30	Do	Pauli Gedächtnis	4.09	20.42	













JULI			Sonne auf	Sonne unter	NOTIZEN
1	Fr	Fest d. kostb. Blutes	4.09	20.42	
2	Sa	Mariä Heimsuchung ♋	4.10	20.41	
3	**So**	**4. So. n. Tr. / 5. So. n. Pf.**	4.11	20.41	
4	Mo	Ulrich	4.12	20.41	
5	Di	Anton. Maria Zaccharia	4.12	20.40	
6	Mi	Goar	4.13	20.40	
7	Do	Cyrillus u. Methodius	4.14	20.39	
8	Fr	Elisabeth von Portugal	4.15	20.39	
9	Sa	Agilolf	4.16	20.38	
10	**So**	**5. So. n. Tr./6. So. n. Pf.** ☾	4.17	20.37	
11	Mo	Pius I.	4.18	20.36	
12	Di	Johannes Gualbert	4.19	20.36	
13	Mi	Joel	4.20	20.35	
14	Do	Bonaventura	4.21	20.34	
15	Fr	Heinrich	4.22	20.33	
16	Sa	Maria v. Berge Karmel	4.23	20.32	
17	**So**	**6. So. n. Tr. / 7. So. n. Pf.**	4.25	20.31	
18	Mo	Kamillus ●	4.26	20.30	
19	Di	Vincenz von Paul	4.27	20.28	
20	Mi	Hieronymus Ämiliani	4.28	20.27	
21	Do	Laurentius von Brindisi	4.30	20.26	
22	Fr	Maria Magdalena	4.31	20.25	
23	Sa	Apollinaris	4.33	20.23	
24	**So**	**7. So. n. Tr./8. So. n. Pf.** ☽	4.34	20.22	
25	Mo	Jakobus	4.35	20.21	
26	Di	Anna	4.37	20.20	
27	Mi	Pantaleon	4.38	20.18	
28	Do	Nazarius und Celsus	4.40	20.16	
29	Fr	Martha	4.41	20.15	
30	Sa	Abdon und Sennen	4.43	20.13	
31	**So**	**8. So. n. Tr. / 9. So. n. Pf.**	4.44	20.12	



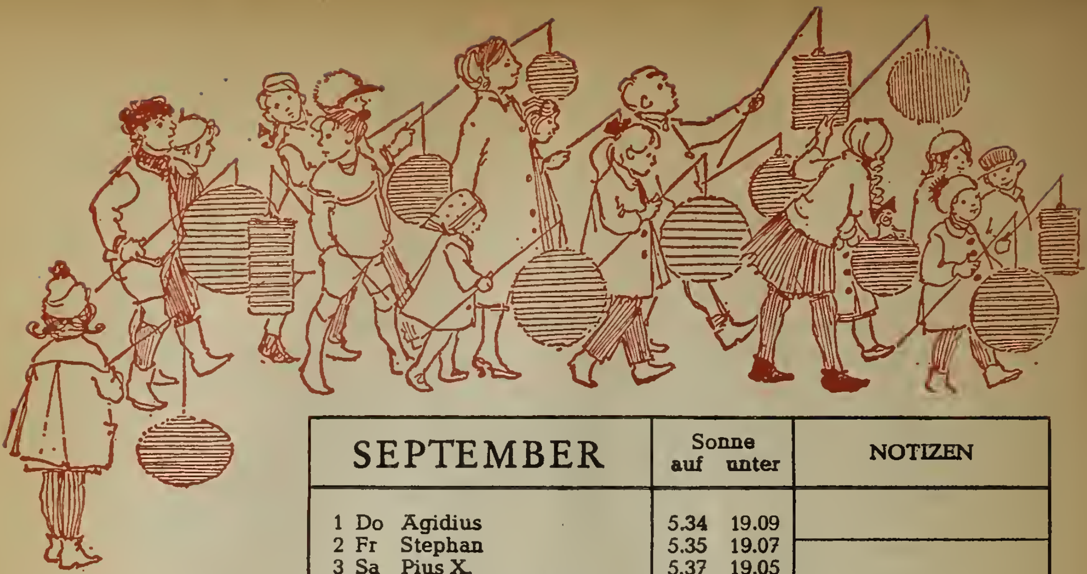


AUGUST				Sonne auf	unter	NOTIZEN
1	Mo	Makkabäische Brüd.	○	4.45	20.10	
2	Di	Alfons von Liguori		4.47	20.09	
3	Mi	Lydia		4.48	20.07	
4	Do	Dominikus		4.50	20.06	
5	Fr	Maria Schnee		4.51	20.04	
6	Sa	Verklärung Christi		4.53	20.02	
7	**So**	**9. So. n. Tr. / 10. So. n. Pf.**		4.54	20.00	
8	Mo	Johannes Vianney		4.56	19.58	
9	Di	Romanus	☾	4.57	19.57	
10	Mi	Laurentius		4.59	19.55	
11	Do	Tiburtius		5.01	19.53	
12	Fr	Klara		5.02	19.51	
13	Sa	Hippolytus u. Cassianus		5.04	19.49	
14	**So**	**10. So. n. Tr./11. So. n. Pf.**		5.05	19.47	
15	Mo	Mariä Himmelfahrt		5.07	19.45	
16	Di	Joachim	●	5.09	19.43	
17	Mi	Hyacinth		5.10	19.41	
18	Do	Agapitus		5.12	19.39	
19	Fr	Johannes Eudes		5.14	19.37	
20	Sa	Bernhard v. Clairvaux		5.15	19.35	
21	**So**	**11. So. n. Tr./12. So. n. Pf.**		5.17	19.33	
22	Mo	Unbefleckt. Herz Mariä		5.18	19.31	
23	Di	Philippus Bentius	☽	5.20	19.29	
24	Mi	Bartholomäus		5.21	19.27	
25	Do	Ludwig		5.23	19.25	
26	Fr	Zephyrinus		5.24	19.23	
27	Sa	Joseph von Calasanza		5.26	19.20	
28	**So**	**12. So. n. Tr./13. So. n. Pf.**		5.27	19.18	
29	Mo	Johannis Enthauptung		5.29	19.16	
30	Di	Rosa		5.30	19.14	
31	Mi	Raimund Nonnatus	○	5.32	19.12	









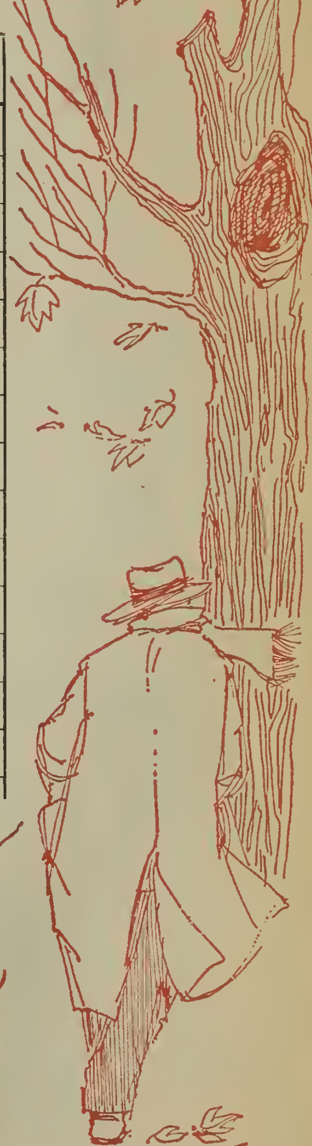
SEPTEMBER			Sonne auf	Sonne unter	NOTIZEN
1	Do	Ägidius	5.34	19.09	
2	Fr	Stephan	5.35	19.07	
3	Sa	Pius X.	5.37	19.05	
4	**So**	**13. So. n. Tr./14. So. n. Pf.**	5.39	19.03	
5	Mo	Laurentius Justiniani	5.40	19.00	
6	Di	Magnus	5.42	18.58	
7	Mi	Regina	5.44	18.56	
8	Do	Mariä Geburt ☾	5.45	18.53	
9	Fr	Gorgonius	5.47	18.51	
10	Sa	Nikolaus von Tolentino	5.48	18.49	
11	**So**	**14. So. n. Tr./15. So. n. Pf.**	5.50	18.47	
12	Mo	Mariä Namen	5.51	18.44	
13	Di	Notburga	5.52	18.42	
14	Mi	Kreuzerhöhung ●	5.54	18.40	
15	Do	Sieben Schmerz. Mariä	5.56	18.38	
16	Fr	Kornelius u. Cyprianus	5.57	18.36	
17	Sa	Wundm. d. hl. Franzisk.	5.59	18.33	
18	**So**	**15. So. n. Tr./16. So. n. Pf.**	6.00	18.31	
19	Mo	Januarius	6.02	18.29	
20	Di	Eustachius	6.04	18.26	
21	Mi	Matthäus, III. Quat. ☽	6.05	18.24	
22	Do	Thomas von Villanova	6.07	18.22	
23	Fr	Linus, Herbstanfang	6.09	18.19	
24	Sa	Maria v. d. Erlös. d. Gef.	6.10	18.17	
25	**So**	**16. So. n. Tr./17. So. n. Pf.**	6.12	18.15	
26	Mo	Cyprianus	6.14	18.12	
27	Di	Kosmas und Damian	6.15	18.10	
28	Mi	Wenzeslaus	6.17	18.08	
29	Do	Michael ○	6.19	18.05	
30	Fr	Hieronymus	6.20	18.03	







OKTOBER			Sonne auf	Sonne unter	NOTIZEN
1	Sa	Remigius	6.22	18.01	
2	**So**	**17. So. n. Tr./Erntedankf.**	6.24	17.58	
3	Mo	Theresia v. Jesuskind	6.25	17.56	
4	Di	Franz von Assisi	6.27	17.54	
5	Mi	Placidus	6.28	17.52	
6	Do	Bruno	6.30	17.50	
7	Fr	Sel. J. Maria v. Rosenkr.	6.31	17.48	
8	Sa	Birgitta	6.33	17.46	
9	**So**	**18. So. n. Tr./19. So. n. Pf.**	6.35	17.43	
10	Mo	Franz Borgia	6.36	17.41	
11	Di	Mutterschaft Mariä	6.38	17.39	
12	Mi	Maximilian	6.40	17.37	
13	Do	Eduard	6.41	17.34	
14	Fr	Kallistus ●	6.43	17.32	
15	Sa	Theresia von Avila	6.45	17.30	
16	**So**	**19. So. n. Tr./20. So. n. Pf.**	6.47	17.28	
17	Mo	Marg. Maria Alacoque	6.48	17.26	
18	Di	Lukas	6.50	17.24	
19	Mi	Petrus von Alcántara	6.52	17.22	
20	Do	Johannes Cantius	6.54	17.19	
21	Fr	Hilarion ☽	6.55	17.17	
22	Sa	Cordula	6.57	17.15	
23	**So**	**20. So. n. Tr./21. So. n. Pf.**	6.59	17.13	
24	Mo	Raphael	7.01	17.11	
25	Di	Chrysanthus und Daria	7.02	17.09	
26	Mi	Evaristus	7.04	17.07	
27	Do	Florentius	7.06	17.06	
28	Fr	Simon und Judas Ap.	7.07	17.04	
29	Sa	Narzissus ○	7.09	17.02	
30	**So**	**21.S.n.Tr./Christkönigsf.**	7.11	17.00	
31	Mo	Wolfgang, Reformat.	7.12	16.58	









NOVEMBER			Sonne auf	Sonne unter	NOTIZEN
1	Di	Allerheiligen	7.14	16.57	
2	Mi	Allerseelen	7.16	16.55	
3	Do	Hubert	7.18	16.53	
4	Fr	Karl Borromäus	7.19	16.51	
5	Sa	Zacharias u. Elisabeth ☾	7.21	16.49	
6	So	**22. So. n. Tr./23. So. n. Pf.**	7.23	16.48	
7	Mo	Willibrord	7.25	16.46	
8	Di	Vier gekrönte Märtyrer	7.27	16.44	
9	Mi	W. d. Erlösererzbasilika	7.28	16.43	
10	Do	Andreas Avellinus	7.30	16.41	
11	Fr	Martin von Tours	7.32	16.40	
12	Sa	Martin I. ●	7.34	16.38	
13	So	**23.S.n.Tr./Volkstrauert.**	7.36	16.36	
14	Mo	Josaphat	7.37	16.35	
15	Di	Albertus Magnus	7.39	16.34	
16	Mi	**Bußtag**	7.41	16.32	
17	Do	Gregor d. Wundertäter	7.42	16.31	
18	Fr	Kirchw. v. Peter u. Paul	7.44	16.30	
19	Sa	Elisabeth v. Thüringen	7.46	16.29	
20	So	**24. So. n. Tr./Totenso.** ☽	7.47	16.28	
21	Mo	Mariä Opferung	7.49	16.27	
22	Di	Cäcilia	7.50	16.26	
23	Mi	Klemens I.	7.52	16.25	
24	Do	Johannes vom Kreuz	7.53	16.24	
25	Fr	Katharina	7.55	16.23	
26	Sa	Silvester, Abt	7.56	16.22	
27	So	**1. Adventsonntag**	7.58	16.21	
28	Mo	Sosthenes ○	8.00	16.20	
29	Di	Saturninus	8.01	16.19	
30	Mi	Andreas, Apostel	8.03	16.18	





DEZEMBER				Sonne auf	unter	NOTIZEN
1	Do	Eligius		8.04	16.18	
2	Fr	Bibiana		8.05	16.17	
3	Sa	Franz Xaver		8.07	16.16	
4	**So**	**2. Adventsonntag**		8.08	16.16	
5	Mo	Sabbas	☾	8.09	16.15	
6	Di	Nikolaus		8.11	16.15	
7	Mi	Ambrosius		8.12	16.15	
8	Do	Mariä Empfängnis		8.13	16.14	
9	Fr	Leokadia		8.14	16.14	
10	Sa	Melchiades		8.16	16.14	
11	**So**	**3. Adventsonntag**		8.17	16.14	
12	Mo	Synesius	●	8.18	16.13	
13	Di	Lucia		8.19	16.13	
14	Mi	IV. Quatember		8.19	16.13	
15	Do	Christiana		8.20	16.13	
16	Fr	Eusebius		8.21	16.13	
17	Sa	Sturmius		8.22	16.13	
18	**So**	**4. Adventsonntag**		8.23	16.14	
19	Mo	Thea	☽	8.23	16.14	
20	Di	Ammon		8.24	16.15	
21	Mi	Thomas, Apostel		8.24	16.15	
22	Do	Zeno, Winteranfang		8.25	16.16	
23	Fr	Viktoria		8.25	16.16	
24	Sa	Adam u. Eva, Hl. Abend		8.26	16.17	
25	**So**	**Tag d. Geburt des Herrn**		8.26	16.17	
26	**Mo**	**Stephanus**		8.27	16.18	
27	Di	Johannes, Apostel	○	8.27	16.19	
28	Mi	Unschuldige Kinder		8.27	16.20	
29	Do	Thomas v. Canterbury		8.27	16.21	
30	Fr	Irmina		8.27	16.22	
31	Sa	Silvester I.		8.27	16.23	







Fünfzig Jahre Kriegsblinden-Schicksalsgemeinschaft

Von Oberstudienrat a. D. Dr. Hans Ludwig

Der Bund der Kriegsblinden Deutschlands blickt im nächsten Frühjahr auf sein fünfzigjähriges Bestehen zurück, Anlaß genug, auch an dieser Stelle einmal Rückschau zu halten und sich zu vergegenwärtigen, wie es einstens war, und was aus unserem Bunde im Verlauf dieser fünfzig Jahre geworden ist.

Um zu verstehen, welcher Lebenskatastrophe jene jungen Kriegsblinden des Weltkrieges 1914—1918 ausgeliefert waren, muß man sich die Situation im Blindenwesen jener Jahre einmal vor Augen halten. Blindenberufe, wie wir sie heute in einer breiten Fülle vom Fabrikarbeiter und Handwerker bis hin zum Ministerialrat kennen, gab es damals nicht, und wenn ein Blinder ehrgeizig und energisch war, um sich mit diesem Zustand nicht abzufinden, widerfuhr ihm nicht selten der mitleidige Spott der Sehenden, die ja viel besser wissen mußten, was ein Blinder leisten kann und was nicht. Aber auch eine aktive Blindenselbsthilfe gab es damals noch nicht. Zuständig waren allein die Blindenfürsorgevereine, denen die wohlhabenden Bürger angehörten. Blindheit bedeutete seelische Not und soziale Abhängigkeit. Die jungen Kriegsblinden, die in den Lazaretten lagen, hatten als Sehende schon mitten im Leben und im Beruf gestanden. Sie nahmen an allem, was Politik und Wirtschaft, Kunst und Wissenschaft dem Menschen jener Jahre zu bieten hatten, lebhaften Anteil. Nun waren sie mit einem Male durch die Erblindung aus ihrer ganzen bisherigen Lebensbahn, aus ihrem persönlichen, beruflichen und gesellschaftlichen Dasein herausgerissen und mußten sich erst wieder neu im Leben orientieren und zurechtfinden.

Nur wenige sind damals der Katastrophe, die jäh über sie kam, erlegen. Die meisten hatten Selbstbewußtsein genug, um sich gegen den Absturz, der ihnen drohte, zu wehren. Noch waren sie vereinzelt, wußten nicht viel voneinander und sahen noch keinen rechten Weg in die Zukunft. Denn unvorstellbar war damals noch für uns, was heute selbstverständlich ist: Kriegsblinde in geachteten Berufen als gleichberechtigte und gleichverpflichtete Staatsbürger, Kriegsblinde in eigenen Heimen als frohe Familienväter und Kriegsblinde inmitten einer sozialen Volksgemeinschaft als eine alltägliche Erscheinung. All das mußte erst gegen eine Welt der Skepsis und der Abwehr erkämpft werden. Jeder von uns hat zunächst die innere Bewährungsprobe seines Lebens — vielleicht die erste — gegen eine Welt der Widerstände zu bestehen gehabt und seinem Leben eine neue Grundlage geben müssen. Wir alle sind eigene Wege gegangen, haben vielfach im dunkeln getastet und nicht recht gewußt, wo wir den Hebel ansetzen sollten, um ein neues Leben aufzubauen. Die staatliche Versorgung war zu jener Zeit völlig unzulänglich und sicherte keinem das Existenzminimum. Die Rente betrug in jenen Jahren 114 Mark für den einfachen erblindeten Soldaten, und wenn er aus seinem früheren Beruf noch eine Sozialrente bezog, so betrugen seine gesamten Versorgungsbezüge allenfalls 126 bis 130 Mark.

Die Vergangenheit hatte es versäumt, den blinden Menschen als eigenverantwortliche und selbständige Persönlichkeit anzuerkennen und ihn rechtzeitig in das allgemeine Berufs- und Gesellschaftsleben der Sehenden einzugliedern. Versorgungs- und Fürsorgeeinrichtungen sowie eine planvolle Gesetzgebung haben allmählich die Voraussetzungen geschaffen, das Leben wieder neu aufzubauen und positiv gestalten zu können.

Aber wie es im Bereich des Menschlichen kein Einzelleben gibt, sondern jeder auf seine Mitmenschen und ihre Gemeinschaft angewiesen ist, so trifft dies in erhöhtem Maße auf den Kriegsblinden zu. Der allgemeine Wille der Menschen bleibt immer auf eine Ordnung des gemeinsamen Lebens ausgerichtet, auf ein Gut, das nur in einem Gesamtzustand, also in der Gemeinschaft verwirklicht werden kann. So ist es ganz natürlich und verständlich, daß Menschen, die das gleiche Schicksal erlitten und miteinander tragen müssen, sich zusammenschließen und so aus subjektivem Interesse zu Vorkämpfern objektiver Werte ideeller und materieller Art werden. Es mag für die Leser unseres Jahrbuches von Interesse sein, daß der Bund der Kriegsblinden beziehungsweise der ehemalige Bund erblindeter Krieger die erste reine Kriegsbeschädigtenorganisation in Deutschland überhaupt gewesen ist.

Der Reichsdeutsche Blindenverband, die ehemals führende Organisation der Zivilblinden, hatte in Binz auf Rügen ein Erholungsheim für Kriegs- und Zivilblinde eröffnet, und in den Sommermonaten 1915 führten hier Kriegsblinde aus allen Teilen unseres Vaterlandes einen vier- bis sechswöchigen Erholungsaufenthalt durch. Die Mittel für die Erholung wurden durch eine im ganzen Reich durchgeführte

Sammlung aufgebracht. Der Aufruf zur Sammlung für Kriegsblinde trug die Unterschriften hervorragender Persönlichkeiten aus Staat und Gesellschaft.

Dadurch wurde die breite Öffentlichkeit in der Kriegsbeschädigtenfürsorge gerade auf die Kriegsblinden aufmerksam gemacht. Ja, darüber hinaus trug das Auftreten der Kriegsblinden dazu bei, daß dem Blindenwesen überhaupt von Staats wegen mehr Aufmerksamkeit entgegengebracht wurde, als das bis dahin der Fall gewesen war. An vielen Orten richtete man Sammelstellen ein. Große und kleine Beträge bis herab zu den Sammelpfennigen der Schulkinder flossen zusammen, und es gebührt noch heute allen damaligen Gebern unser Dank.

In jenen Sommermonaten machten sich einige Kameraden mit dem Gedanken vertraut, eine eigene Organisation zu gründen. Namen wie Ewald Krefting, Axel Bischoff, Otto Franke und andere steigen wieder in die Erinnerung. Sie sammelten die Anschriften aller anwesenden Kameraden, ohne daß die meisten wußten, zu welchem Zweck sie verwendet werden sollten. In der Heimat und vor allem in den Umschulungslazaretten in Berlin gingen die Vorarbeiten zur Gründung einer eigenen Selbsthilfeorganisation weiter. Die Erfahrung hatte immer mehr gelehrt, daß wir uns selbst am besten helfen können, wenn wir uns zu einer festen Kampf- und Schicksalsgemeinschaft zusammenschließen würden. Wir erkannten, daß der Reichsdeutsche Blindenverband uns bei der Verfechtung unserer berechtigten Ansprüche, wie sie sich zwangsläufig aus der Kriegserblindung hinsichtlich der Versorgung und Fürsorge, der beruflichen und gesellschaftlichen Rehabilitation ergaben, nicht ausreichend behilflich sein konnte. Denn die sozialrechtliche Stellung der Kriegsblinden war von vorneherein eine andere als die unserer zivilblinden Schicksalsgefährten. Sie beruhte auf einer Vorleistung, auf einem Opfer für Volk und Staat, und letzterer konnte uns nicht der allgemeinen karitativen Fürsorge überlassen. Aber bis zur Gründung unseres Bundes erblindeter Krieger im März 1916 waren noch viele Schwierigkeiten zu überwinden. Die Gründer unseres Bundes, von denen heute nur noch wenige leben, wurden bei den öffentlichen Stellen nicht immer mit offenen Armen empfangen. Manche Ämter verweigerten sogar die Herausgabe des Anschriftenmaterials, und von einer staatlichen Stelle wurde ganz offen zum Widerstand gegen den Zusammenschluß aufgefordert. Aber gemeinsames Wollen macht stark, und als endlich am 5. März 1916 der Bund erblindeter Krieger E.V. gegründet wurde, der erste Vorstand gewählt war und die Satzung beraten und beschlossen werden konnte, war ein wichtiges Stück Arbeit geleistet worden. Der Zweck des Bundes war und ist noch heute die Förderung der sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Interessen seiner Mitglieder sowie die Ausübung der wohlfahrtspflegerischen Tätigkeit für die Kriegsblinden allgemein. Der Bund ist von jeher politisch, rassisch und religiös neutral gewesen und wird es auch bleiben. Eine Fülle vordringlicher Aufgaben organisatorischer, versorgungs- und fürsorgerechtlicher Art galt es zu bewältigen, und die Entwicklung zeigte immer mehr, wie richtig der Zusammenschluß gewesen war. Die Tätigkeit, die unser Bund in den fünfzig Jahren seines Bestehens auf allen Gebieten des sozialen Lebens, insbesondere des Blindenwesens, entwickelt hat, kann hier im einzelnen nicht dargestellt werden.

Nicht nur das deutsche, sondern auch das internationale Blindenwesen hat durch das Auftreten der deutschen Kriegsblinden einen enormen Auftrieb erfahren. Es war ganz natürlich, daß die wirtschaftlichen Interessen und versorgungsrechtliche Belange im Vordergrund der Bundesarbeit standen. Sie bestimmen auch heute nach wie vor die organisatorische Arbeit unseres Bundes, weil die Versorgung der Kriegsopfer sich den jeweiligen Lebenshaltungskosten, also dem Wirtschafts- und Sozialgefüge anpassen und das Versorgungsrecht ständig fortentwickelt werden muß. So stand neben dem fortlaufenden Ausbau der Organisation, wie er sich mit der allmählich wachsenden Zahl der Mitglieder und der Gründung von Bezirken ergab, der Kampf um eine gerechte Versorgung. Blättert man in den Jahrgängen unserer Zeitschrift „Der Kriegsblinde", so zieht sich wie ein roter Faden der Kampf um eine Verbesserung der Versorgungsleistungen hindurch; im Jahre 1919 betrug die Rente eines Kriegsblinden 260 Mark, und die Inflation setzte bereits langsam





Erblindeter Krieger, Kupferstich von Dietrich aus dem Jahre 1762.

ein. In einem Aufsatz über die Lage der Kriegsblinden und die gegenwärtige Zeit lesen wir, daß von allen Parteien der Weimarer Nationalversammlung große Versprechungen gemacht wurden, den Kriegsopfern zu helfen, in Wirklichkeit warteten sie aber vergeblich auf die Herausgabe eines neuen Militärversorgungsgesetzes. Die Rente stieg lediglich um 40 Prozent, während in dieser Zeit sämtliche Kosten für die Lebensbedürfnisse um 100 Prozent und mehr gestiegen waren. 260 Mark Rente reichten nicht aus, um nur die nötigsten Lebensbedürfnisse zu befriedigen. Von den schönen Worten und Versprechungen können die Kriegsblinden wohl niemals leben. Der Bezirk Brandenburg faßte damals zum Regierungsentwurf des neuen Militärversorgungsgesetzes eine Resulution. Darin hieß es:

„Die im Reichsarbeitsministerium versammelten Kriegsblinden nehmen mit Entrüstung Kenntnis von dem Regierungsentwurf zum neuen Militärversorgungsgesetz, in dem die Forderungen der Kriegsbeschädigten und namentlich die des Bundes erblindeter Krieger in durchaus ungenügendem Maße Berücksichtigung finden. Die Ruhensbestimmungen bei Erwerbstätigen sind geeignet, die Arbeitsfreudigkeit der Kriegsblinden aufs schwerste zu schädigen. Die Versammelten erwarten von der Reichsregierung, welche die Sorge für die Kriegsopfer angeblich als ihre heiligste Pflicht betrachtet, daß sie ihre Worte nun auch in die Tat umsetzt und im neuen Gesetz zum Ausdruck bringt."

Im einzelnen wurde gefordert: Gewährung einer Hinterbliebenenrente, freie ärztliche Behandlung der Frauen von Kriegsblinden, freie tierärztliche Behandlung von Führhunden und Verstaatlichung der Führhundausbildungsstellen und so weiter. 180 Berliner Kameraden nahmen an einer Demonstration vor der Nationalversammlung im Berliner Reichstag teil. Auch das neue Reichsversorgungsgesetz hat damals nicht alle Erwartungen erfüllt; denn es zeigte noch viele Härten und Mängel. Der Entwurf der Ausführungsbestimmungen wurde den Organisationen nicht rechtzeitig zugestellt. In der Klage darüber hieß es: „Wir sind vom Reichsarbeitsministerium vieles gewöhnt. Wir sind es gewöhnt, daß in jeder Sitzung Klage darüber geführt wird, daß nicht nur die Einladungen zur Sitzung, sondern auch die Anlagen und Drucksachen zu derselben den Teilnehmern so spät zugehen, daß sie tatsächlich nicht in der Lage sind, das Material durcharbeiten zu können". Die Vertreter der Organisationen ließen damals keinen Zweifel darüber, daß sie bei der Fortführung der vom Reichsarbeitsministerium beliebten Methode nicht in der Lage wären, im Reichsausschuß an den Ausführungsbestimmungen mitarbeiten zu können.

Das sind Töne, die uns heute ganz bekannt vorkommen, und sie wecken Erinnerungen an den erbitterten Kampf, den der Bund der Kriegsblinden im letzten Jahrzehnt um die Verbesserung der Versorgungsleistungen führen mußte.

Aber neben der materiellen Versorgung ging es unseren Pionieren im Bund erblindeter Krieger nicht minder um die berufliche Wiedereingliederung der Kriegsblinden in den allgemeinen Arbeitsprozeß. Die Strukturveränderungen der modernen Wirtschaft und Verwaltung brachten es mit sich, daß die herkömmlichen Blindenberufe wie Bürstenmacher, Korb- und Mattenflechter nicht mehr ausreichten, sondern daß ganz neue Wege beschritten werden mußten. Mit einem uns heute kaum noch bewußten Lebenswillen sind wir damals in die Berufswelt der Sehenden eingedrungen, und eine Fülle neuer Berufe wurde erschlossen, die bis dahin für Blinde noch unerreicht war. Unser Bund umschließt heute alle Stände und Berufe: Handwerker und Geistesarbeiter, Arbeitgeber und Arbeitnehmer, Angestellte und Beamte, Landwirte, selbständige Kaufleute und freischaffende Künstler und Schriftsteller. Wir haben uns bei der beruflichen Rehabilitation keiner Testserie bedient und haben auch nicht gewartet, bis ein Psychologe Eignungsuntersuchungen mit uns durchführte, ob der Arbeits-



platz auch auf die Persönlichkeit des Kriegsblinden abgestimmt war.

Wenn die Blindenselbsthilfeverbände nicht mehr geleistet hätten, als daß sie den vereinsamten und weglosen erblindeten Menschen einen seelischen Halt und das Gefühl der Zusammengehörigkeit und des Geborgenseins unter Schicksalsgefährten gegeben hätten, so wäre das allein schon unendlich viel. Unsere Arbeit in den fünf Jahrzehnten hat aber vor allem dazu beigetragen, daß im Verhältnis der Blinden zu Staat und Gesellschaft nicht mehr die allgemeine Fürsorge im Vordergrund steht, die den Körperbehinderten in ständiger Abhängigkeit hält, sondern daß im Laufe der Jahre eine echte soziale Sonderfürsorge für Kriegsblinde geschaffen wurde, als eine Form der Lebenshilfe zur Selbsthilfe. Lebenshilfe für Kriegsblinde, auf die von vornherein ein rechtlicher und sozialer Anspruch besteht, wird nicht geleistet, weil der Blinde sich in irgendeiner sozial bedrängten oder wirtschaftlichen Notlage befindet, sondern weil er das Opfer der Erblindung für den Staat gebracht hat, und weil es zu einer gesunden Staats- und Wirtschaftspolitik gehört, auch dem schwerbeschädigten Menschen die Möglichkeit zu einem selbständigen und nutzbringenden Leben zu geben. Die Erfahrung hat auch gezeigt, daß ein Kriegsblinder, wenn er auf einen für ihn geeigneten Arbeitsplatz vermittelt und ihm dort Gelegenheit gegeben wird, seine Kenntnisse und Fähigkeiten fortzuentwickeln, ebenso vollwertige Arbeit leistet wie sein sehender Arbeitskamerad. Wenn heute Kriegs- und Zivilblinde im öffentlichen und privaten Verwaltungs- und Wirtschaftsleben unseres Volkes eine alltägliche Erscheinung sind, so hat der ehemalige Bund erblindeter Krieger in den zwanziger Jahren die Grundlage dafür geschaffen.

Es verdient hervorgehoben zu werden, daß an der Schwelle dieser skizzierten Entwicklung zwei Persönlichkeiten von außerordentlicher geistiger und charakterlicher Prägung stehen, die den Kriegsblinden wieder neuen Lebensmut gegeben und ihnen praktische Wege gewiesen haben, sich auch als Blinde im Berufs- und Gesellschaftsleben behaupten zu können: Betty Hirsch und Geheimrat Silex. Aus der gemeinsamen Arbeit dieser beiden Persönlichkeiten für die Kriegsblinden ist im Laufe der Jahre die Silex-Handelsschule hervorgegangen, die zwar in den fünfzig Jahren ihres Bestehens manche Entwicklung durchgemacht hat und in den Wirren des zweiten Weltkrieges oft ihren Standort wechseln mußte, die aber ihre Zielsetzung, zahlreichen Kriegsblinden die Voraussetzung für einen Beruf zu schaffen, nie aus den

Augen verloren hat. Es hat auch einen tiefen Sinn, wenn unser Landesverband Berlin seinem Verbandshaus und Kriegsblinden-Wohnheim in Berlin-Friedenau den Namen „Betty-Hirsch-Haus" gab und wenn unser Kurheim in Braunlage seit dem Jahre 1927 als „Paul Silex-Heim" geführt wird. Wir bringen damit unseren Dank und unsere Verehrung für zwei Menschen zum Ausdruck, die sich um die berufliche Rehabilitation der Kriegsblinden des ersten Weltkrieges verdient gemacht haben. Hand in Hand mit der Berufsfürsorge ging die Bestrebung, ein eigenes Erholungsheim für Kriegsblinde zu schaffen, das der Erhaltung der Gesundheit und der Arbeitskraft dienen sollte. Viele Versuche wurden in jener Zeit gemacht. So entstand in Rohr bei Stuttgart ein Heim. Ihre Excellenz Frau von Ihne, die große Wohltäterin der Kriegsblinden, die ein Heim für Kriegsblinde in der Bellevuestraße in Berlin eingerichtet und die Grundlage für eine Kriegsblindenbibliothek gelegt hatte, richtete in Heidelberg noch ein Heim ein, das sechzig Kameraden aufnehmen sollte. Der Bund selbst mietete in Heiligendamm an der Ostsee das erste Erholungsheim, das aber nur kurze Zeit bestand. Der Wunsch zur Einrichtung eines eigenen Erholungsheimes fand seine Begründung darin, daß die Erholungsheime des Reichsdeutschen Blindenverbandes in Binz auf Rügen und Cunersdorf bei Hirschberg geschlossen wurden, weil der Verband keine Sammlungen mehr durchführen konnte. So fehlten die Gelder, einen freien Erholungsaufenthalt dort durchzuführen. Die Mittel, bedürftigen Kriegsblinden in Heiligendamm eine Freistelle zu verschaffen, sollten durch Wohltätigkeitsveranstaltungen und eine Lotterie aufgebracht werden. Heiligendamm ist ein kleines, vornehmes Ostseebad in der Nähe von Rostock. Ehefrauen der Kameraden sollten grundsätzlich nicht mit aufgenommen werden, weil nur eine beschränkte Anzahl von Betten zur Verfügung stand. Der Tagespreis für Unterkunft und Verpflegung betrug 4 Mark, für Ehefrauen — sofern überhaupt ein Platz frei war — 4,50 Mark. Führhunde konnten gegen eine Vergütung von 50 Pfennig mitgenommen werden. Futterkuchen und Hundenapf waren mitzubringen. Die für den Aufenthalt notwendigen Kleidungsstücke wie warmes Unterzeug, derbe Stiefel — möglichst zwei Paar —, Reisedecken sowie Fleisch- und Brotmarken waren laut Anweisung ebenfalls mitzubringen.

Endlich im Jahre 1920 wurde in Herzberg am Harz ein zentral gelegenes Kriegsblinden-Erholungsheim eröffnet. Es lag inmitten eines etwa zwei Morgen großen Gartens und hatte zwei Haupt- und zwei Nebengebäude. Ursprünglich bestand die Absicht, eine Werkstatt für Korb- und Bürstenmacher dort einzurichten, da der Absatz ihrer Waren gesichert schien, weil es derartige Werkstätten in Herzberg nicht gab.

Hier also liegen die Anfänge unserer Kur- und Erholungsfürsorge. Blickt man heute von der Gegenwart in die Vergangenheit zurück, so stellt man mit Bewunderung fest, daß hier im Laufe von fünfzig Jahren organisierte Selbsthilfe in fruchtbarer Zusammenarbeit mit den zuständigen behördlichen Stellen ein Werk geschaffen hat, das seinesgleichen sucht. Da der zweite Weltkrieg die Zahl der Kriegsblinden verdreifacht hat — sie betrug nach dem ersten Weltkrieg rund 3000 — und neben dem Verlust des Augenlichtes noch erhebliche zusätzliche Schäden vorhanden waren, wuchs mit der beruflichen Wiedereingliederung auch das Bedürfnis nach Entspannung und Heilung. Die bestehenden Heime reichten daher nicht mehr aus. Neue mußten erworben oder erbaut werden. Heute verfügt unser Bund über sieben Kur- und Erholungsheime in anerkannten Badeorten. Hinzu kommen Heimgründungen auf Landesverbandsebene, so daß allen Wünschen und Erfordernissen Rechnung getragen wird. Welche Aufbauarbeit hier in Jahrzehnten geleistet wurde, kann nur der ermessen, der jahrelang aktiv in der Bundesarbeit gestanden und die Entwicklung unmittelbar verfolgt hat. Nur zwei von den heute noch lebenden Kameraden, die sich um die Kur- und Erholungsfürsorge große

Verdienste erworben haben, soll an dieser Stelle aufrichtig gedankt werden: Albert Bierwerth und Lorenz Birngruber. Es wird Aufgabe der verantwortlichen Bundesgremien bleiben, im Geiste dieser wahrhaft schöpferischen Männer weiter zu wirken.

Im Rahmen der Fürsorge nahm von jeher die Betreuung der Handwerker einen wichtigen Raum in der Bundesarbeit ein. Trotz der Erschließung neuer Berufe verblieb doch die Mehrzahl der Kriegsblinden, schon auf Grund ihrer früheren handwerklichen Tätigkeit, im herkömmlichen Blindenberuf. Ja, man hat sogar in den dreißiger Jahren eine Reihe von Kriegsblinden aus der Industrie herausgezogen und sie wieder dem Blindenhandwerk zugeführt. Zu Beginn der fünfziger Jahre kam dagegen die Parole auf, weg vom Blindenhandwerk, und in der Tat gelang es, im Laufe der Jahre noch viele auf andere Berufe, wie zum Beispiel den des Telefonisten, des Masseurs, umzuschulen. Dennoch verbleiben heute von 6100 Kriegsblinden immer noch 1200 im Handwerk. Sie mit Aufträgen zu versehen und ihnen eine ausreichende Beschäftigung zu gewährleisten, vor allem aber das Blindenhandwerk gegenüber der industriellen Produktion und dem unlauteren Wettbewerb zu schützen, war Sinn und Zweck der einzelnen Arbeitsgemeinschaften und der staatlichen Gesetzgebung. Auch hier haben Selbsthilfe und Behördenhilfe organisch ineinandergegriffen und sich zum Wohle der kriegsblinden Handwerker ausgewirkt. Heute gibt es ein Blindenwaren-Vertriebsgesetz, und die Auftrags- und Beschäftigungslage unserer Handwerker kann als durchaus gut bezeichnet werden.

Die einzelnen Fürsorgeeinrichtungen auf Landesebene sind in der Deutschen Kriegsblinden-Handwerkerfürsorge zusammengefaßt, die bei aller Verschiedenheit der wirtschaftlichen Struktur in den Ländern doch eine möglichst einheitliche Betreuung garantiert. So ist auch auf diesem Sektor im Laufe der Jahrzehnte eine fruchtbare Aufbauarbeit innerhalb unserer Schicksalsgemeinschaft geleistet worden, die Dank und Anerkennung verdient.

Vieles, was wir heute als selbstverständliche Vergünstigung im Eisenbahn- und Nahverkehr hinnehmen, war vor 45 Jahren noch keineswegs so selbstverständlich, sondern mußte erst in schwerem Kampfe errungen werden. Fahrpreisermäßigungen auf der Eisenbahn sollten ursprünglich nur mittellosen Kriegsblinden gewährt werden, die in einer öffentlich-rechtlichen Anstalt untergebracht waren. Die Bundesleitung verlangte sie aber für alle und darüber hinaus Freifahrt für den Begleiter. Nach wiederholten Verhandlungen mit den zuständigen Referenten der Ständigen Tarifkommission der deutschen Eisenbahn und unter Androhung einer Demonstration gelang es endlich, dem Begleiter eines Kriegsblinden auf Grund eines Ausweises freie Fahrt auf sämtlichen deutschen Eisenbahnen zu sichern. Das gleiche gilt auch für den Führhund. Nun kam es zu Beginn der zwanziger Jahre häufig vor, daß Kriegsblinde auch Reisen ausführen mußten, die sie

längere Zeit von ihrem ständigen Wohnsitz fernhielten, so bei Führhundkursen oder Erholungsaufenthalten. Das brachte es mit sich, daß der Begleiter nach Unterbringung des Kameraden die Rückfahrt allein antreten mußte, um nachher wieder zur Abholung reisen zu müssen. Die Ständige Tarifkommission bestimmte daher: „Dem Begleiter eines Kriegsbeschädigten, der infolge Verletzung oder dauernder Schädigung seiner Gesundheit auf Reisen ständig eines Begleiters bedarf, wird sowohl freie Fahrt gewährt, wenn er lediglich zum Zwecke der Begleitung mitreist, als auch wenn er einen Kriegsbeschädigten nach einem anderen Ort gebracht hat und allein nach dem Ausgangsort zurückreist oder wenn er den Kriegsbeschädigten wieder abholt." Eine solche Verkehrsvergünstigung für den alleinreisenden Begleiter eines Kriegsblinden gibt es heute nicht mehr. Sie erübrigt sich auch, weil die meisten Kriegsblinden verheiratet sind und mit ihren Frauen reisen.

Blättert man in dem Bundesorgan „Der Kriegsblinde", so erstrecken sich die Mitteilungen auf Versammlungsberichte, auf die Entwicklung des Führhundwesens, auf Werbung von Mitgliedern und sehenden Freunden und Förderern. Auch wird über neue Berufsmöglichkeiten und -erfahrungen für Kriegsblinde berichtet. Auf Grund einer erweiterten Vorstandssitzung im Oktober 1917 wurden bestimmte Richtlinien aufgestellt, nach denen das Bundesorgan gestaltet werden sollte. Darin hieß es: „Nach § 1 der Satzung sind politische und religiöse Erörterungen innerhalb des Vereins ausgeschlossen. Der Bund bezweckt allein die geistige und materielle Förderung seiner Mitglieder. Das Bundesorgan kann und soll niemals die politische Tagespresse ersetzen. Ein Fragekasten und Anzeigen können aufgenommen werden. Die Zeitschrift soll wie ein geistiges Band alle Kriegsblinden umschlingen und ihnen Wegweiser und Sonnenblick auf ihrem Lebenswege sein." Damit waren die Ziele und Aufgaben der Zeitschrift bestimmt. Der Schwerpunkt lag naturgemäß auf der praktischen Seite der Verbandsarbeit und einem regen Gedanken- und Erfahrungsaustausch der aktiven Mitarbeiter in Bund und Bezirken.

Zieht man den Blick aus der Vergangenheit in die Gegenwart zurück, so erkennt der Leser aus meinen Darlegungen, daß der heutige Bund der Kriegsblinden Deutschlands die Tradition des ehemaligen Bundes erblindeter Krieger fortsetzt. Die Ziele und Aufgaben sind ihrem Wesen nach die gleichen. Nur ist der Aufgabenkreis größer und das Ziel weiter gesteckt worden. In den fünfzig Jahren unserer Bundesarbeit ist sich eines gleich geblieben, nämlich der Wille, sich aus eigener Kraft zu behaupten und die nun einmal nötige Hilfe sehender Freunde und amtlicher Dienststellen nur soweit in Anspruch zu nehmen, um sich gegenseitig weiterhelfen und

die eigene Kraft einsetzen zu können. Wir haben uns im heutigen Bund der Kriegsblinden und seinen Gliederungen ein Instrument geschaffen, das dazu bestimmt ist und sich nahezu fünfzig Jahre auch als stark genug dafür erwiesen hat, unsere sozialpolitischen Belange gegenüber Staat und Gesellschaft durchzusetzen. Mit den Landesverbänden und Bezirken hat der Bund die organisatorische Form gefunden, die geeignet ist, jeden einzelnen Kriegsblinden und dazu noch die Witwen der verstorbenen Kameraden persönlich zu erfassen und sie in allen Lebenslagen zu betreuen. Dabei steht gar oft die rein menschliche Betreuung gegenüber der materiellen im Vordergrund. Der 6. Ordentliche Bundestag Ende Mai 1965 in Wiesbaden hat aufs neue gezeigt, daß die Quelle unserer organisatorischen Kraft nach außen und innen in der Einheit und Geschlossenheit dieser unserer Gemeinschaft liegt. Wir sind durch Geburt, Erziehung und staatsbürgerliche Existenz Glieder unseres deutschen Volkes, und wir sind mit unserem ganzen Sein und Streben mitten hineingestellt in das große Zeitgeschehen, ja in die tiefgreifende Wandlung aller politischen, geistigen und soziologischen Verhältnisse, die sich im Zeitraum dieser beiden Weltkriege in unserem Volke vollzogen hat. Der höchste Sinn unserer sozialen Betreuungsarbeit besteht von jeher im Dienst am



Unbeachtet, vielleicht sogar verachtet, zieht diese Gruppe blinder Musikanten, in der sich auch Kriegsblinde befinden, ihres Weges. Unsagbar schwer war der Kampf um Anerkennung und Gleichberechtigung, den blinde Menschen zu führen hatten und in weiten Teilen der Erde noch immer zu führen haben.

Menschen. Im Mittelpunkt aller Versorgung und Fürsorge steht für uns immer der Mensch mit seinen individuellen Leiden und den sich daraus ergebenden seelischen und körperlichen Belastungen. Unser Bund war also für uns von Anfang an mehr als eine bloße Organisation, mehr auch als eine Interessengemeinschaft, in der nur um wirtschaftliche und soziale Sicherheit oder Lebensgüter aller Art gekämpft wird. Er war und bleibt immer die große Schicksalsgemeinschaft der unter der Last zweier Weltkriege wohl am schwersten betroffenen und leidenden Menschen. Die Organisation als solche muß immer eingebettet bleiben in das Gemeinschaftsleben aller Kriegsblinden, die sie letzten Endes tragen.

Vieles, was der Führungsschicht unseres Bundes vor vierzig oder gar fünfzig Jahren noch unerreichbar schien, ist heute durch den Fortschritt in Wissenschaft und Technik auch dem blinden Menschen zugänglich. Die Errungenschaften der Technik, wie Radio und Tonbandgerät, geben jedem die Möglichkeit, am geistigen und kulturellen Leben der Gegenwart teilzunehmen, ohne dabei sehende Hilfe in Anspruch zu nehmen. So ist beispielsweise die Gründung von Blinden-Hörbüchereien nicht zuletzt durch die Mitwirkung unseres Bundes und seiner Landesverbände vollzogen worden. Damit ist in den Bereich unserer Betreuungsarbeit ein geistiges und kulturelles Element gekommen. Dahin gehört auch die jährliche Verleihung des Hörspielpreises der Kriegsblinden, der weithin in der Öffentlichkeit Anerkennung und Ansehen gewonnen hat. Er zeigt, daß wir nicht allein Forderungen versorgungs- und fürsorgerechtlicher Art stellen, sondern auch bereit sind, aus unserem Lebens- und Gemeinschaftsbereich etwas zu geben. Was unser Bund in den fünfzig Jahren seines Bestehens auf allen Gebieten des sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Lebens geschaffen hat, verpflichtet uns auch, an der Lösung internationaler Probleme im Blindenwesen mitzuarbeiten.

Es ist uns freilich stets bewußt, daß wir ohne unsere sehenden Freunde und Helfer in Parlament und Behörden eine erfolgreiche soziale Betreuungsarbeit in all den Jahren nicht hätten durchführen können. So sei denn auch hier allen öffentlichen und privaten Stellen, die als Versorgungs- und Fürsorgeeinrichtungen, als Arbeits- und Sozialbehörden in Bund, Ländern und Gemeinden für uns tätig sind, herzlichst gedankt. Wir bitten sie, uns auch weiterhin ihr Vertrauen zu bewahren und uns zu helfen, das schwere Schicksal der Erblindung zu tragen und zu meistern. An uns alle aber ergeht der Mahnruf, eingedenk zu bleiben des gemeinsamen Schicksals, das uns, Ältere wie Jüngere, über alle Unterschiede des Standes, der Bildung und der Releqion hinweg seit fünfzig Jahren verbunden hält. „Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes werden, als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an."

Fragen, die uns zu schaffen machen

Wenn man wie ich, und natürlich auch wie die meisten unserer kriegsblinden Kameraden, im Berufsleben steht, hat man sich an seine Mitmenschen, in diesem Falle also an die Kollegen, recht gut gewöhnt. Das gilt auch für die nächsten Kollegen, die den Umgang mit dem Kriegsblinden inzwischen erfreulicherweise gelernt haben. Die jahrelange Zusammenarbeit hat in den meisten Fällen gute Früchte getragen, und die Kolleginnen und Kollegen benehmen sich dem Kriegsblinden gegenüber ganz natürlich und so zuvorkommend, wie man es im Umgang mit seinen Mitmenschen und Nachbarn eben gewohnt ist. Selten nur hört der Kriegsblinde von ihnen irgendwelche Bemerkungen, die ihn in betroffenes Erstaunen versetzen.

Anders hingegen ist es mit jenen unserer lieben Mitmenschen, die nicht so oft oder gar nicht die Gelegenheit haben, mit einem Blinden näher in Berührung zu kommen. Ihnen kommt überhaupt nicht zum Bewußtsein, daß sie mit ihren unüberlegten Worten bei uns Kriegsblinden manchmal Ärger und argen Verdruß hervorrufen können.

Das bekommt man dann zu spüren, wenn man einmal seine althergebrachten Gewohnheiten für einige Zeit aufgibt und einmal andere Wege als die sonst üblichen geht, um etwas zu erledigen. Hierbei erhält man Kontakt mit ganz fremden Menschen. Wie sich diese Personen uns Kriegsblinden gegenüber verhalten, das hat wohl schon ein jeder von uns erfahren. Doch ist es immer wieder interessant und manchmal sogar amüsant, hierüber einiges zu hören.

Mir geschah etwas Sonderbares vor dem letzten Weihnachtsfest. Ich bin ein leidenschaftlicher Freund von wirklichen Überraschungen, und so wollte ich gerne meiner lieben Frau zum Fest auch eine besondere Freude bereiten. Ich wollte ihr selber ein Weihnachtsgeschenk besorgen. Natürlich weiß ich, daß der Sinn des Schenkens oder des Freudebereitens nicht darin liegt, einfach in ein Kaufhaus zu eilen und für die Lieben Gegenstände von unnützem oder bleibendem Wert einzukaufen. Gebastelte oder selbstgefertigte Kleinigkeiten können einen Menschen glücklicher machen. Bei uns Blinden hingegen gelten auch hier andere Gesetze.

So machte ich mich einige Wochen vor dem Fest froher Stimmung mit meiner Tochter auf den Weg, um einige Weihnachtseinkäufe zu tätigen. Da meine Frau dringend eine neue Armbanduhr benötigte, suchte ich in Begleitung meiner Tochter ein Uhrenfachgeschäft auf. Die junge Verkäuferin bediente uns zuvorkommend und nett. Sie breitete viele Uhren in verschiedenen Preislagen vor uns aus. Ich ließ mir diese oder jene zeigen, nahm auch welche vorsichtig in die Hand, um Größe und Format besser feststellen zu können. Offensichtlich hatte die geschäftstüchtige Verkäuferin auch bemerkt, daß ich leider nicht sehen konnte. Sie wandte sich daher an meine Tochter und fragte: „Soll die Uhr für Sie sein, mein Fräulein?" „Nein", entgegnete ich statt meiner Tochter. „Ich möchte bitte eine Armbanduhr für meine Frau kaufen!" „Ach so!" erwiderte die Ladenhilfe. „Dann ist es wohl besser, Sie nehmen eine Armbanduhr mit einem größeren Zifferblatt, damit Ihre Gattin die Zahlen besser sehen kann." Offenbar hatte sie angenommen, daß ich, der ich ja nun blind bin, auch mit einer blinden oder sehschwachen Ehefrau verheiratet sein müsse. Mir verschlug es fast die Sprache. Denn meistens findet man in solchen Situationen nicht die passende Entgegnung, jedenfalls nicht ich. Unter dem Vorwand, daß es wohl richtiger wäre, wenn ich mit meiner Frau wiederkäme, weil die Geschmäcker bekanntlich ja verschieden seien, und meine Frau sich lieber selber eine Uhr aussuchen möge, verließ ich eilends den Laden. In einem anderen Fachgeschäft in der Nähe erstand ich dann anschließend eine passable Armbanduhr für meine Frau. Mit Umtauschberechtigung, versteht sich! Man weiß nie genau, ob man auch wirklich den richtigen Geschmack getroffen hat. Im Vertrauen gesagt: sie hat sie nicht umgetauscht. Um dieses wichtige Thema, nämlich „Umgang mit Kriegsblinden", weiter zu

behandeln, möchte ich noch von einem ängstlichen Verkäufer berichten.

Ich hatte einige Besorgungen zu machen und betrat zu diesem Zweck ein bekanntes Warenhaus in der Stadtmitte. Ich wurde wiederum von meiner Tochter begleitet. Nachdem wir einige Kleinigkeiten gekauft hatten, wollte ich mir von dem jungen Verkäufer einen anderen Gegenstand erklären lassen. Meine Tochter schickte sich inzwischen an, das soeben Gekaufte zu bezahlen. Der Verkäufer entfernte sich mit den Worten von mir: „Einen Augenblick bitte, mein Herr! Ich komme gleich zurück." Wie meine Tochter mir später erzählte, war der junge Mann meiner Tochter nachgeeilt und fragte sie: „Wenn ich Ihrem Vater diesen Gegenstand zeige und erkläre, kann er ihn dann auch sehen?" Auf ihre Verneinung entgegnete er: „Dann werde ich eben solange warten, bis Sie zurückkommen!"

Als ich merkte, daß der Verkäufer wieder hinter dem Tresen stand, fragte ich ihn, ob er den Apparat nun endlich zum Erklären bereit hätte. Er antwortete aufgeregt: „Ja. Aber warten Sie doch bitte einen Moment. Ihre Tochter ist ja gleich zurück!" Anscheinend bin ich ohne meine Tochter gar kein richtiger Mensch. Es ist nur schade, daß mein Töchterlein nicht ständig bei mir sein kann. Nun, der junge Geschäftsmann hat mir den Gegenstand dann ausführlich und bestens erläutert, und ich will ihm weiter nichts nachtragen. Ich frage mich manchmal: Wenn wir noch sehen könnten, wie wir uns wohl einem Blinden oder gar einem Kriegsblinden gegenüber verhalten würden? Bestimmt würden auch wir vieles falsch machen. Auch wir würden verkehrt reagieren und so handeln, wie man uns heute leider zu oft entgegentritt.

Da nach einer statistischen Erhebung im Jahr 1953 vom Blumenhandel für 1,3 Millionen Mark Blumen umgesetzt wurden, beschloß ich, auch im folgenden Jahr zur Förderung dieses Geschäftszweiges beizutragen.

Ich schlenderte daher mit meiner Tochter über den Blumenmarkt. Wir schauten hier, wir schauten dort. Bei einer alten Blumenfrau blieben wir stehen, und meine Tochter erstand einen Strauß Nelken und eine schöne Azalee. Natürlich merkte die Blumenfrau, daß der Papa nicht sehen konnte. Ich hörte sie mit meiner Tochter tuscheln. Nachdem meine Tochter bezahlt hatte, zog sie mich hastig fort. Ich fragte sie, was denn nun eigentlich vorgefallen sei und ob ich mich wohl schlecht benommen hätte. „Denke dir nur", antwortete sie, „die alte Frau hat dem ‚blinden Papa' den Blumenstrauß geschenkt!" Das ist zwar eine nette Geste, aber was soll man dazu sagen? Die reiche Blumenfrau schenkt dem

armen, notleidenden Kriegsblinden einen Strauß frischer Blumen! Danke schön auch, liebe Frau! Gott sei Dank kann ich meinen Blumenstrauß noch selber bezahlen. Aber sollen wir denn solche Vorkommnisse wirklich so tragisch nehmen? Wollen wir uns nicht lieber darüber freuen, auch wenn es uns manchmal recht befremdlich erscheint? Freuen wir uns über die liebe Blumenfrau, die sich freut, weil sie einem armen Blinden Blumen schenken konnte.

Es mag manchen Menschen recht sonderbar vorkommen, wenn zwei Herren Arm in Arm daherstolzieren. Sie erkennen nicht sofort, daß da ein Kriegsblinder mit seiner männlichen Begleitung kommt. Warum ist das so? Natürlich ist das unsere eigene Schuld. Denn wir wollen nicht gleich auf Schritt und Tritt auffallen und von weitem schon als Blindgänger angesehen werden. Darum tragen wir auch, wenn es eben geht und wir sowieso in Begleitung sind, keine gelbe Armbinde. Daß ein solches „Herrenpärchen" also etwas schief angesehen wird, das haben wir uns selbst zuzuschreiben. Unsere lieben Mitmenschen machen sich eben Gedanken über uns, wenn sie uns begegnen und nicht gleich erkennen, daß wir nicht sehen können.

Ich gebe zu, daß es ein etwas sonderbares Bild abgibt, wenn ich mit meinem Freund Fritzchen, um agil und jung zu bleiben, einmal in der Woche unser Hallenbad aufsuche. Mein Freund Fritzchen hat eine kräftige Statur von 91 Kilo. Ein schwerer Junge sozusagen. Und meine Wenigkeit besteht aus 71 Kilo mit Haut und Knochen. Wenn wir beide eingehakt über die Gassen wandern und uns jemand in der Dämmerung begegnet, dann muß es für manchen entgegenkommenden Passanten absonderlich, um nicht zu sagen komisch aussehen. Entweder denken sie sich sonst etwas, oder sie meinen, wir zwei wären nicht ganz nüchtern. Ich habe schon hinter uns herlachen und -reden hören: „Sieh nur, die zwei da! Die haben zu tief ins Glas geschaut. Die können nicht mehr alleine nach Hause kommen!"



Nun, so etwas kann vorkommen, wenn man sich einen männlichen Begleiter auserkoren hat. Keiner von uns wird deshalb auf die absurde Idee kommen, auf den Sport oder auf sonstige Dinge zu verzichten. Gewiß, man kann sich über mancherlei dumme Redensarten ärgern. Aber wem von unseren sehenden Mitbürgern geschieht das nicht auch? Jedenfalls will man uns bestimmt nicht ärgern. Es handelt sich eben um ein Mißverständnis. Errare humanum est!

Aber es gibt auch Positives.

Als ich eines Tages in unserem Amtsgebäude über den Flur eilte, begegnete mir ein altes Mütterchen und fragte mich ganz bescheiden: „Mein Herr! Können Sie mich wohl eben mit dem Fahrstuhl nach oben fahren?" „Selbstverständlich", entgegnete ich ohne Zögern. „Kommen Sie bitte mit. Ich bringe Sie schon sicher dorthin!" „Können Sie denn schlecht sehen, daß Sie die Schalter und Knöpfe nicht finden können?" fragte ich sie. „Nein, nein", erwiderte sie ängstlich, „bei meinem Alter traut man sich nicht mehr so. Ich bin so'n Monstrum nicht gewöhnt, und da ist es schon besser, Sie fahren mich hinauf!" Im 5. Stock angekommen, bedankte sich die alte Dame freundlich bei mir und humpelte davon. Ich hatte schon wieder neue Kundschaft. Ein älterer Herr wollte nach unten zur II. Etage. Auch ihn brachte ich heil an sein Ziel. Dann

konnte ich meinen Weg fortsetzen und meinen Geschäftsgang durchführen, wenn auch mit etwas Verspätung.
So ist man im Leben doch noch zu etwas nütze, dachte ich bei mir. Man wird also nicht nur von Verkäuferinnen und Verkäufern oder sonstigen Leuten in ärgerliches Erstaunen versetzt! Ich habe sogar einem alten Mütterchen helfen können, wenn auch nur als Fahrstuhlführer! *Heinz C. Schwarze*

Kann man sich an die Blindheit gewöhnen

Wenn Sie mich fragen, ich meine immer, es ist alles relativ. Man kann, beziehungsweise man muß sich an Unumstößliches gewöhnen, soweit ein Mensch hierzu überhaupt in der Lage ist, und es gibt eine große Anzahl unserer Kameraden, die mit ihrem Schicksal nie fertig werden.
Es ist natürlich klar, daß wir uns in der eigenen Wohnung oder im eigenen Haus verhältnismäßig gut zurechtfinden, aber das ist auch alles. Voraussetzung ist, daß eine bestimmte Ordnung eingehalten wird. Veränderungen, auf die wir nicht aufmerksam gemacht werden, können schlimme Folgen haben.
Seit Jahren bin ich im hiesigen Städtischen Krankenhaus als Masseur tätig. Dort hatte man vor einigen Jahren plötzlich das Linoleum auf dem unteren Flur ausgebessert. Als ich am Nachmittag nach Hause gehen wollte, lag die Rolle Linoleum mitten im Flur, die Handwerker hatten mal wieder Pause. Ergebnis: Ich flog, so lang ich war, darüber. Wie soll man sich daran gewöhnen?
Ein anderer Fall: Unsere Klinik ist im Sommer des vergangenen Jahres in ein anderes Gebäude umgezogen. Für das Personal gibt es einen seitlichen Eingang, zu dem man einen besonderen Schlüssel haben muß. Ich habe einen. Der Flur ist sehr eng, zwei Türen gehen von diesem Flur ab, eine davon in den Heizungskeller, aber das hatte mir niemand gesagt, obwohl ich mehr als 15 Jahre dort tätig war und alle wußten, daß ich nicht sehen kann. Auf jeden Fall kam es dann so: An einem Sonnabend im September vorigen Jahres wollte ich zum Dienst, ich gehöre leider noch zu den wenigen, die auch am Sonnabend arbeiten müssen. Ich hatte die äußere Tür aufgeschlossen und den Schlüssel wieder eingesteckt, hierbei muß ich mich wohl ein wenig zu weit nach rechts gedreht haben. Die gegenüberliegende Tür im Flur war an diesem Tag ausnahmsweise geschlossen, während sie bis dahin immer offengestanden hatte. Also, wie gesagt, ich muß mich wohl ein wenig zu weit nach rechts gedreht haben, fand erst die geschlossene Tür, tastete mich weiter und fand eine Klinke, öffnete die Tür und marschierte los, nach meiner Meinung in Richtung Fahrstuhl. Plötzlich war der Fußboden zu Ende, und ich stürzte neun Steinstufen hinab, ich habe sie später gezählt! Um es kurz zu machen, es ist noch einmal gutgegangen. Ich hatte mir nur den linken Fuß verstaucht, am rechten Knie gab es einige Prellungen und an der Stirn Hautabschürfungen; ich brauche nicht zu bemerken, daß es viel schlimmer hätte ausgehen können. Nach gut 14 Tagen war dann soweit wieder alles in Ordnung, und ich konnte zur Arbeit zurückkehren.
Ein dritter Fall: Es ist inzwischen zehn Jahre her, da hatten wir eine Blindenriege innerhalb der Versehrtensportgemeinschaft gegründet. Nachdem wir fleißig trainiert und geübt hatten, wollten wir dann auch die geforderten Übungen zum Erwerb des Versehrtensportabzeichens ablegen. Das geschah an einem späten Nachmittag Anfang September. Als letzte Übung an diesem Tage sollte der 75-m-Lauf drankommen. Wir waren auf dem Sportplatz einer Oberschule, und die Aschenbahn war schätzungsweise nur fünf Meter breit und rechts mit einem Drahtzaun abgegrenzt. Ich war an diesem Abend zu einem Geburtstag eingeladen, und meine Frau wartete bereits mehr als eine Stunde, das heißt also, ich wollte als erster laufen, um endlich zu meiner Geburtstagsfeier zu kommen. Das Kommando kam, und ich lief los. Schon nach wenigen Schritten merkte ich, daß ich zu weit links war und die Bordkante des Rasens berührte. Ich dachte also, du mußt etwas mehr nach rechts. Innerhalb weniger Schritte saß ich im Drahtzaun mit erheblichen Hautabschürfungen und Rißwunden. Einem Sehenden wäre das niemals passiert. Das sind so kleine Freuden der Blindheit, an die man sich beim besten Willen nie gewöhnen kann.
Und dann die lieben Mitmenschen! Es gibt viele, die uns unsere Rente neiden und es krumm nehmen, wenn auch wir uns dem allgemeinen Wohlstand ein wenig anzupassen versuchen. Nur tauschen möchte keiner mit uns! Sie wissen nicht, daß wir an alles denken müssen, was sie als Sehende überhaupt nicht zu berücksichtigen brauchen. Bei jedem Schritt, den wir tun, müssen wir überlegen: Wo sind wir, wo wollen wir hin, wo sind Gefahren, wo können wir anrennen und wo müssen wir versuchen auszuweichen. Wie oft laufen wir gegen Dinge, die unerwartet an einem Platz stehen, wo wir sie nicht vermuten. Und vor allem, was weiß ein Sehender davon, was wir oft durchmachen müssen, wenn wir daran denken, daß wir in vielen Fällen ein Leben lang mit Menschen zusammen sind, die wir doch nie gesehen haben, und die wir nie in unserem ganzen Leben sehen dürfen. Dies gilt vor allem für die eigenen Kinder, in vielen Fällen auch für die eigene Frau und so viele andere Menschen, die wir im Laufe der Zeit liebgewonnen haben. Das alles und noch vieles mehr sind Dinge, die mich auf die Frage: Kann man sich an die Blindheit gewöhnen? mit einem eindeutigen Nie! antworten lassen. *Herbert Häring*



Bis nach Indien und Korea

Als kriegsblinder Telefonist in der Telefonzentrale eines großen Werkes

„Hier Standard Elektrik Lorenz AG!". Viele hundert Male am Tag meldet sich Alfred Baitinger so, genauso wie die jungen Damen an den anderen Vermittlungstischen der Telefonzentrale des großen Stuttgarter Werks. Blitzschnell fahren seine Hände über das Tastenfeld seines Vermittlungstisches, und schon ist die gewünschte Verbindung hergestellt. Fast geht es bei ihm noch schneller als bei den Telefonistinnen, automatisch finden die Finger von Alfred Baitinger die Tastzeichen, kein noch so unruhiges Flackern der Kontrollampen lenkt ihn dabei ab, denn seit jenem unheilvollen 4. September des Kriegsjahres 1942 sehen seine Augen weder rotes, noch grünes Licht, sondern blicken in ewige Dunkelheit.

Schon längst hatte sich Alfred Baitinger mit diesem Dunkel abgefunden, das für ihn weder tot noch farblos ist. Aber immer wieder erinnert er sich an jenen Tag, da er zum letztenmal den blauen Himmel über der weiten russischen Steppe sah, ehe ihn die Splitter eines Explosivgeschosses, das vorn auf das Zweibein des Maschinengewehrs, hinter dem er als Schütze lag, krachend aufschlug, zum damals jüngsten Kriegsblinden machte. Als er eine Stunde später im Feldlazarett wieder zur Besinnung kam, blieb das Dunkel um ihn. Doch erst Monate später im Heimatlazarett in Stuttgart erhielt er nach Wochen der Hoffnung die furchtbare Gewißheit, daß er nie wieder im Leben würde sehen können.

Es war ein neues, ein völlig anderes Leben, in das sich der junge Kriegsblinde nun hineinfinden mußte. Noch einmal mußte er wie einst als Kind allein laufen und in der Grundschule lesen und schreiben lernen. Nach dreimonatiger Grundausbildung, in der ihm die Blindenschrift beigebracht wurde, erhielt er noch eine halbjährige Spezialausbildung in Schreibmaschine und Blindenkurzschrift sowie als Betriebstelefonist. Doch nur die letzten Monate bis kurz vor Kriegsende konnte er in der Telefonzentrale seiner alten Firma, bei der er schon vor dem Krieg als Sehender gearbeitet hatte, seine neu erworbenen Kenntnisse und Fähigkeiten anwenden und verbessern. Dann beschäftigte er sich zwei Jahre als Bürstenmacher, bevor er bei der Firma Standard Elektrik Lorenz ein neues Betätigungsfeld fand, wenn auch während der ersten Jahre nur im Relaisbau bei verhältnismäßig eintöniger Akkordarbeit. Erst im März 1956 kam er in die Telefonzentrale, an einen von der Firma entwickelten Vermittlungstisch für Blinde.

Und abermals bekam Baitingers Leben einen neuen Sinn. Seine Welt wurde weiter und größer. Er hört täglich neue Stimmen in vielen Sprachen. Er spricht nicht nur mit vielen europäischen Staaten, sondern auch mit Amerika, und er vermittelt Gespräche bis nach Indien und Korea. „Das Gefühl der Blindheit ist jetzt nicht mehr so stark, denn der Gesprächspartner am anderen Ende der Leitung weiß ja nicht und spürt auch nicht, daß ich blind bin."

Und der Gesprächspartner darf auch nichts merken. Er muß seine Verbindung genauso schnell bekommen wie über andere Vermitt-

„Sehende Hände" kann man diese Großaufnahme vom eigentlichen Arbeitsplatz des kriegsblinden Telefonisten mit Fug und Recht nennen. Die tastenden Finger finden schnell die Leitung, auf der ein Anruf gekommen ist oder stellen blitzschnell die gewünschte Verbindung her, deren Nummer die Finger der anderen Hand vom Stenostreifen ablesen.



„Geben Sie mir bitte Ihre Nummer, ich rufe zurück", versichert der kriegsblinde Telefonist einem eiligen Anrufer, der unbedingt Herrn X sprechen möchte. Schnell ist die Rufnummer des Geschäftspartners mit der Blinden-Stenomaschine festgehalten, und der nächste Anruf kann entgegengenommen werden.



Unser Kamerad Baitinger ist nicht nur ein guter Telefonist, er hört auch auf den Ruf der Natur und arbeitet in seiner Freizeit gerne an der Seite seiner Mutter im Hausgarten. Das ist für ihn ein guter Ausgleich für das tägliche lange Sitzen in der Telefonzentrale.

(3 Fotos: Feddersen)

lungstische, und seine Mitteilungen müssen von Baitinger genauso vollständig und korrekt notiert und weitergegeben werden wie von einer der sehenden Telefonistinnen. Alfred Baitinger hat neben sich eine kleine, moderne Blindenschrift-Stenomaschine, auf der er alle von außen eingehenden Mitteilungen und jeden von einem Betriebsanschluß kommenden Auftrag zur Herstellung einer Telefonverbindung aufschreibt, um alle Aufträge nacheinander ausführen zu können, ohne selbst bei Hochbetrieb einen einzigen zu vergessen.

Freilich, die Arbeit ist nicht leicht. Aber für Alfred Baitinger sind auch acht Stunden intensiver Arbeit, die oft eine starke nervliche Belastung bedeuten, nicht zu viel, denn er hat Freude daran. Mit schlafwandlerischer Sicherheit finden seine Finger die hervorstoßenden kleinen weißen Stifte, die für ihn die aufleuchtenden Lichtsignale ersetzen; er erkennt sofort, welche Leitung frei ist, ob der Ruf ankommt oder ob der Anschluß besetzt ist. In dieser Telefonzentrale ist die Zusammenarbeit und die Kollegialität sehr gut; an seinem Vermittlungstisch fühlt sich Alfred Baitinger als vollwertige Arbeitskraft völlig gleichberechtigt und unabhängig; hier ist er nicht auf die mitleidige Hilfe anderer angewiesen.

Dieses Gefühl der Abhängigkeit und Hilflosigkeit hatte anfangs den jungen Kriegsblinden sein Schicksal besonders schwer empfinden lassen. Immer wieder litt er in den ersten Jahren unter Depressionen. Aber seitdem er in der Telefonzentrale beschäftigt ist, gibt es das nicht mehr. Er hat jetzt eine verantwortungsvolle Tätigkeit, die ihm Freude macht und seinem Dasein wieder Sinn gibt. Ja, Alfred Baitinger trägt heute sein unabänderliches Schicksal sogar mit Humor.

Daß er zu dieser seelischen Größe gekommen ist, hat er auch seiner Mutter zu verdanken, die trotz hohen Alters noch rüstig und aktiv ist wie eine junge Frau. Sie nahm damals ihren kriegsblinden Sohn — der Vater war vier Wochen vor der schrecklichen Verwundung seines Sohnes gestorben — so bald wie möglich in ihre Obhut. In dem kleinen Siedlungshaus, das die Familie Baitinger schon seit 1936 bewohnt, fand sich der Kriegsblinde schnell zurecht, da er es ja schon als Sehender kannte. Bald konnte er auch ohne Hund, nur mit Stock durch ganz Stammheim laufen; er fand jedes Geschäft allein und erkannte mit der Zeit jedes Haus am Zustand des Gehwegs, den er früher als Sehender nie beachtet hatte. Und man kannte ihn überall und gewährte ihm gern jede nachbarliche Hilfe. „Heute aber

gibt es auch hier zuviel Fremde und sogar Ausländer, mit denen ich mich nicht verständigen kann", bedauert Alfred Baitinger, der sich auch wegen des unheimlich angewachsenen Straßenverkehrs nicht mehr allein hinaustraut. Früher ist Baitinger zusammen mit seiner Schwester, die mit ihrem bei der Stadtverwaltung beschäftigten Mann ebenfalls in dem Siedlungshaus der Familie wohnt, sogar mit dem Tandem zur Arbeit gefahren. Heute wäre das viel zu gefährlich, und Baitinger mußte diesen geliebten Sport aufgeben. Dafür betätigt er sich viel an der frischen Luft im Garten, und zur Arbeit bringt ihn sein Schwager im Auto.

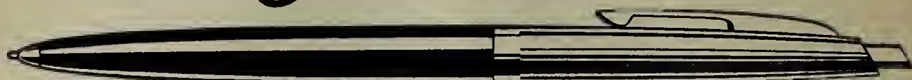
Früh um 5.30 Uhr beginnt Alfred Baitingers Tag. Ohne fremde Hilfe steht er auf, wäscht sich, rasiert sich, zieht sich an und setzt sich an den Frühstückstisch. Auch das Mittagessen hat ihm die Mutter schon gekocht; er nimmt es zur Arbeit mit, denn seit die Betriebskantine wegen Personalmangels auf Selbstbedienungsbetrieb umgestellt werden mußte, nimmt er seine Mahlzeiten dort nicht mehr ein. Er will niemandem zur Last fallen. Und seine Kollegen respektieren seinen Wunsch nach Unabhängigkeit. Zum Feierabend wird Baitinger wieder von seinem Schwager abgeholt, und daheim geht es dann, wenn die Witterung es zuläßt, im Garten an die Arbeit. Auch hier kennt Baitinger jeden Weg und Steg, und beim Umgraben der Beete richtet er sich nach seiner Mutter, die ihm bei der Gartenarbeit tatkräftig hilft.

Aber auch bei schlechtem Wetter empfindet Alfred Baitinger keine Langeweile. Es gibt genug im Haus zu tun. Außerdem hat er ja seinen Radioapparat und sein Tonbandgerät. Früher hat ihm die Mutter viel vorgelesen, da ihn das Ertasten der Blindenschrift mit der Zeit zu sehr ermüdete. Heute aber läßt er einfach die aus der Blindenhörbücherei entliehenen Tonbänder mit Romanen und Erzählungen auf dem Tonbandgerät ablaufen. Einmal in der Woche kommen seine Freunde zum Skatspielen, und es macht ihm dabei gar nichts aus, daß sie sehen können; er spielt genauso gut, und die Karten erkennt er an der Kennzeichnung in Blindenschrift. Auch ein guter Schachspieler ist Baitinger; er hat früher sogar in der Werksmannschaft auf Turnieren mitgespielt.

Besonders gern geht er mit einer Bekannten spazieren, denn die Bewegung in frischer Luft ist ihm die liebste Betätigung. Aber er besucht auch regelmäßig Theater- und Opernvorstellungen. Und hierbei kommt es ihm besonders zugute, daß er früher sehen konnte und sich daher die Handlung vorstellen kann. In mancher Beziehung ist der Kriegsblinde zwar dem Blindgeborenen unterlegen; er wird nur selten die Blindenschrift so perfekt beherrschen und ein so scharfes Gehör und derart ausgeprägtes Tastgefühl bekommen. Aber andererseits wird sich der Blindgeborene niemals die Formen und Farben der Welt der Sehenden so gut vorstellen können wie der Kriegsblinde, der diese Welt ja früher selbst gesehen hat und sich daher besser in ihr zurechtfindet. Dafür aber wird der Kriegsblinde nie aufhören, sich danach zu sehnen, einmal wieder Blumen, Tiere und Menschen sehen zu können. Wenn er aber trotzdem so wie Alfred Baitinger sein Schicksal mit Gelassenheit trägt und sich bemüht, auch aus seiner Situation das Beste zu machen und das Schönste für sich herauszuholen, dann hat er sein Leid und sich selbst überwunden. *petz*

Sage und schreibe

Schneider



Kugelschreiber

Ob Sie
moderne
oder
Stilmöbel
bevorzugen . . .

BARTELS -MÖBEL

sind immer
richtig!

BARTELS-WERKE GMBH
Langenberg (Westf.)



Das Brauselimonadenpulver
in der praktischen Beutelpackung

Ihr
Vorteil
beim
Bauen



Asbestzement-Bauelemente
aus dem Hause

FULGURIT

FULGURIT-Vertriebsgesellschaft m. b. H. · 305 WUNSTORF (HAN.)

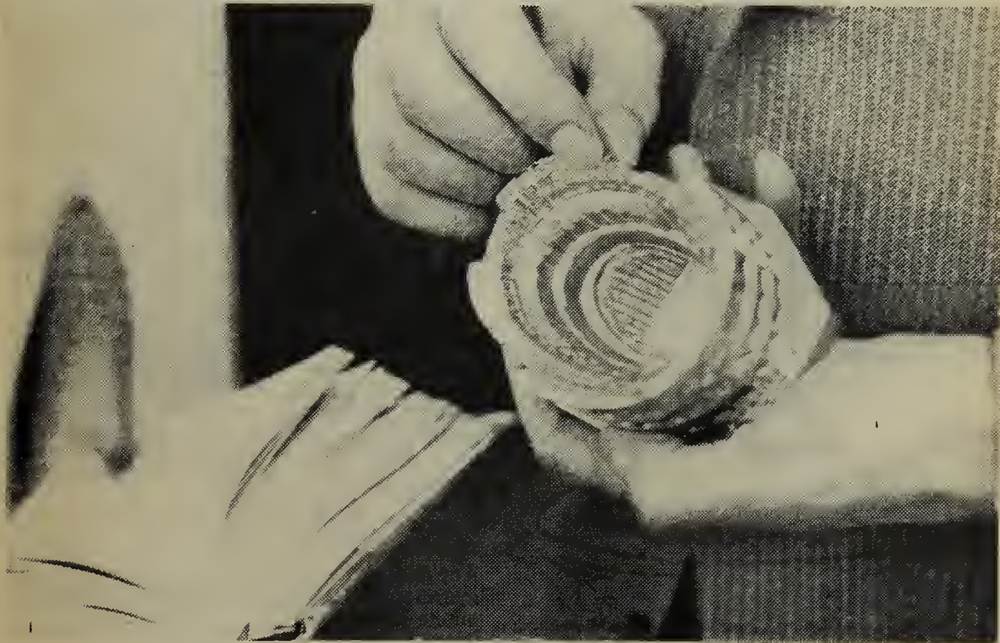
Große Welt im Kleinen - meine Miniaturensammlung

„... das Straßburger Münster, einer der großartigsten Kirchenbauten des Mittelalters, dessen 142 Meter hohe Turmspitze das weithin sichtbare Wahrzeichen der Stadt bildet. Die Fassade des aus rotem Vogesensandstein erbauten Münsters ist berühmt durch ihre drei Portale und ihre Rose..." So liest mir mein Freund aus einem Reiseführer vor, als wir an einem warmen Spätherbsttage auf dem Platz vor dem Münster stehen. Um uns herum brandet der Verkehr. Reisende schießen ihre Fotos oder schreiben Ansichtskarten an Tante Emma: „Andenken an Straßburg". Währenddessen tasten meine Finger über Türme, Vor sprünge, die Fassade, über das Querschiff und die Längsschiffe. „Und hier fühlst du die Rose." Ganz deutlich kann ich sie wahrnehmen. Wie ein Riesenspielzeug liegt das Münster in meiner Hand — ein kleines Modell aus Metall, das wir zwischen all dem Andenkenplunder in einer Andenkenbude aufspürten. Die Angaben in dem Reiseführer und die Beschreibungen meines Freundes gewinnen Gestalt; aus einem verschwommenen Bild wird greifbare Wirklichkeit.

Früher versuchte ich oft lange vergeblich, mir nach Beschreibungen und Erklärungen ein Bauwerk vorzustellen. Wer kann sich schon nach bloßen Worten ein Bild von einem Bauwerk machen, es vollständig innerlich erfassen? Wie kann man einen Begriff bekommen von dem Verhältnis zwischen Länge und Breite und von der Höhe der Türme, auch wenn ein noch so geschulter Begleiter eifrig und voller Verzweiflung versucht, irgendeine Kirche genau zu erklären?

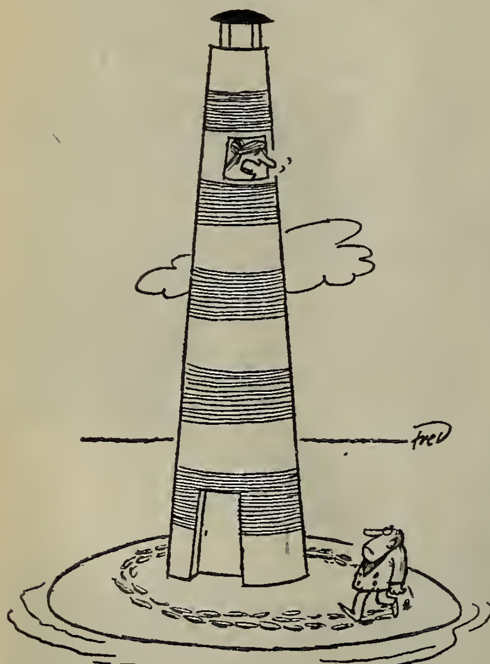
Die Lösung bot sich an, als ich erfuhr, daß eine rührige Industrie die Andenkenbuden in aller Welt mit Modellen aller Art versorgt. Kirchen, Schlösser, Rathäuser, Brücken und Türme, Windmühlen, Denkmäler und auch ganze Gebirge werden überall als Andenken (auf deutsch auch „Souvenirs" genannt) verkauft — nicht nur auf Postkarten, Wand- oder Käsetellern und Vasengemälden, sondern auch plastisch, körperlich, zum Befühlen. Besuche ich jetzt ein Bauwerk oder Denkmal, so versuche ich mein Glück und sehe zu, ein solches Modell, eine Miniatur, zu erwischen. Beim Besuch des Straßburger Münsters etwa nahm ich das Modell in die Hand, und während wir die Kirche umschritten und der Führer erklärte,

Das Kolosseum in Rom wird dem kriegsblinden Reisenden nicht nur durch die Beschreibung aus dem Reiseführer, sondern hauptsächlich durch ein maßgerechtes Modell zur „greifbaren" Wirklichkeit.



und als wir den Turm bestiegen, „fühlte ich mit", verstand alles Erklärte besser und erlebte es plastisch. „Hier waren wir gerade noch", sagt mein Freund und tippt mit meiner Fingerspitze auf die Turmplattform. Dann wird das Modell wieder sorgfältig eingepackt, ganz besonders die Turmspitze, daß auch ja nichts davon abbricht. Und dann kommt das ganze Münster kurzerhand in die Tasche. Zufrieden trage ich es nach Hause — ein neues Stück für meine Sammlung!

„Was, die ollen Dinger soll man auch noch sammeln?" Ja, warum eigentlich nicht? Was



Na, du Herumtreiber, kommst du jetzt endlich nach Hause?!

dem einen seine Briefmarken oder Bierdeckel, Ansichtskarten oder Schmetterlinge, sind mir meine kleinen Modelle. Nur unnütze Staubfänger, wie manche geringschätzig sagen? Ich lasse mich nicht verdrießen und sammle fleißig weiter.

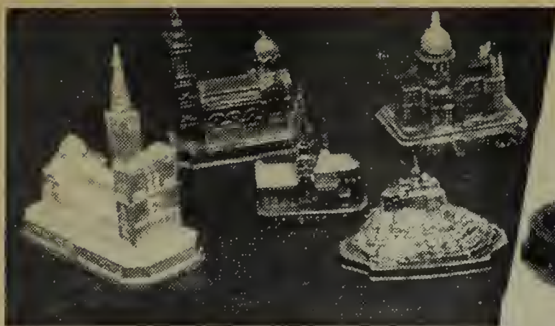
Die Hersteller haben sicherlich nicht gedacht, daß mir diese Modelle einmal das Fotoalbum ersetzen würden und mir liebe und wertvolle Andenken sind!

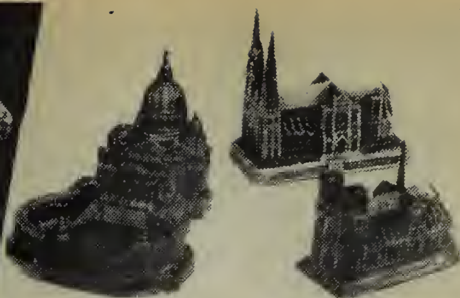
Wann in mir diese Sammelleidenschaft erwachte, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls hob ich mir die Miniaturen auf, nachdem sie bei den Besichtigungen selbst ihren Zweck erfüllt hatten. Nun durchstöbere ich schon seit Jahren auf meinen Reisen Andenkenläden und -buden. Und es ist oft gar nicht so einfach, diese kleinen Modelle für meine Sammlung zu finden. Man muß regelrecht einen sechsten Sinn dafür entwickeln. Manchmal sind sie versteckt zwischen allerlei sonstigem Kram, Bambis, Bierkrügen mit Musik oder Sepplhosen als Geldbörsen. Manchmal allerdings drängen sie sich auch förmlich auf, und den Kölner Dom und den Eiffelturm beispielsweise gibt es in näherer und weiterer Umgebung des Bauwerks in allen nur denkbaren Größen (und, nebenbei, auch nicht nur allein für sich als Modell, sondern auf allen nur erdenklichen Gebrauchs- oder Ziergegenständen, vom Aschenbecher bis zum Thermometer).

Oft jagt man auch von einem Ende der Stadt zum anderen, um vielleicht doch noch etwas zu finden. Welch lange Verhandlungen mußten schon geführt und Erklärungen abgegeben werden. Aber wie groß ist dann die Freude, wenn ich wieder ein Stück erwischt habe. Und nicht selten ist ein ganz besonders schönes Exemplar dabei. Zwar sind fast alle Modelle untereinander verschieden groß. Fast stets wird ein anderer Maßstab verwandt; das unterschiedlichste Material wird zur Herstellung benutzt — von Metall über Holz bis Gips oder Ton und Porzellan. Aber eigentlich stimmt doch immer das Modell weitgehend mit der Wirklichkeit überein. Nur die Qualität der Ausführung schwankt.

Neben groben Wiedergaben gibt es Stücke, bei denen jede Einzelheit fein ausgebildet ist. Manchmal gibt es nur solche Ausführungen, die auf einem schweren Sockel stehen, also als Briefbeschwerer gedacht sind; und mein Aachener Münster und mein Brüsseler Rathaus kann man aufklappen und als Schmuckkasten verwenden. Auch diese Stücke passen noch in meine Sammlung, wenn es nichts anderes gibt. Ich bin dann froh, überhaupt etwas gefunden zu haben. Auf die erwähnten Thermometer und ähnliche „Schmuckstücke" brauchte ich zum Glück noch nicht zurückzugreifen.

Auf der Suche nach den Modellen ergibt sich manche erheiternde Situation. Daß mir auf meine deutliche Frage und Beschreibung nur Fotos oder Gemälde angeboten werden, ist





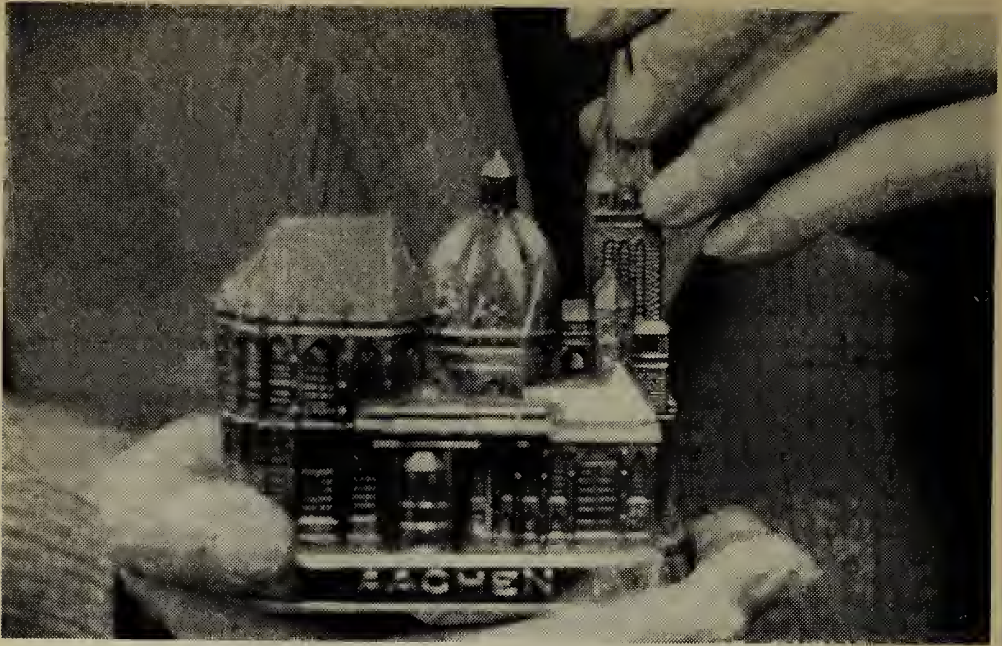
In verschiedenen Ländern Westeuropas stehen diese Kirchen, die hier nach dem Stichwort „Außerdeutsche Kirchen" zusammengestellt wurden.

nicht selten. Manchmal glaubt man auch, mir mit Tellern oder ähnlichem helfen zu können, auf denen das Denkmal ganz wenig erhaben (in Flachrelief) abgebildet ist. Übrigens habe ich auch da schon Verständnis erlebt, wo gar kein Modell zu kaufen war. So bei einer historischen Brücke. Die Verkäuferin in der einzigen vorhandenen Andenkenbude bedauerte lebhaft, schleppte aber eine große und teure Schüssel herbei, in deren Grund die Brücke immerhin halb erhaben dargestellt war. Kaufen konnte ich dieses Monstrum für meine Sammlung leider nicht; aber ich konnte doch das „Modell" genau befühlen, und mir so die Brücke besser vorstellen, sie begreifen im wahrsten Sinne des Wortes. Ein anderes Mal war keine Miniatur einer berühmten Kirche aufzutreiben. Aber in einem Geschäft entdeckten wir hoch oben auf einem Schrank ein 80 cm langes, naturgetreu und schön gearbeitetes Holzmodell. Beim Kauf einiger Ansichtskarten durfte ich dann auf einen Stuhl steigen und in aller Ruhe das (sehr staubige) Modell eingehend befühlen.

So bin ich leider also oft schon vergebens diesen Modellen nachgejagt, habe vergebens die Buden und Läden durchforscht. Schade, daß es nicht von allen bedeutenden Bauwerken solche Modelle gibt, damit meine Sammlung schneller wächst!

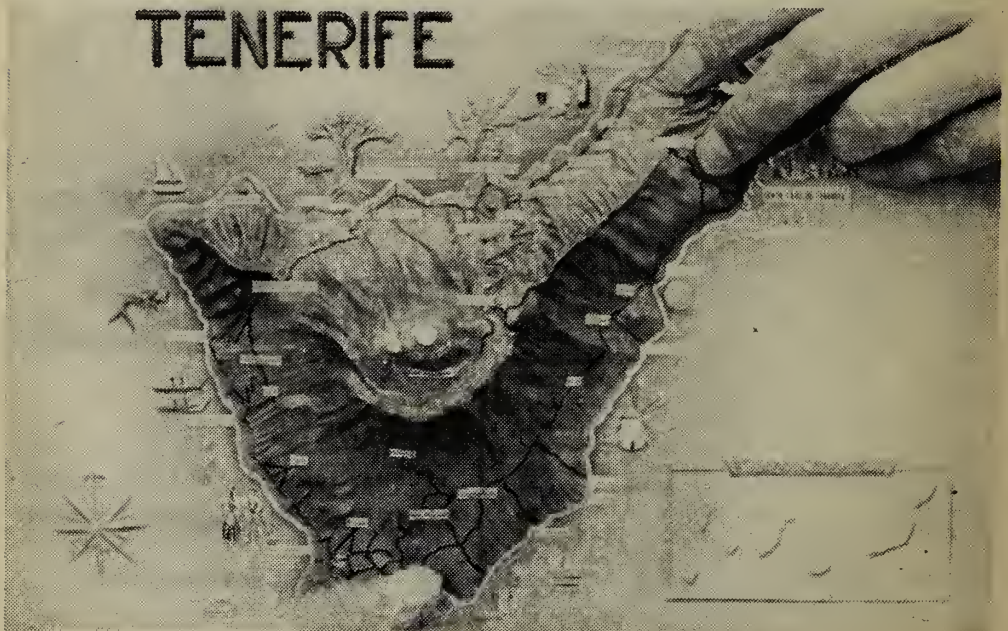
Oft gehe ich an den Schrank, in dem ich mir diese meine kleine Welt aufgebaut habe. Ich kenne sie alle gut, meine Miniaturen. Von Zeit zu Zeit wird Staub gewischt. Die Modelle werden auch sorgfältig mit Punktschriftzahlen versehen und katalogisiert. Es geschieht auch wohl mal ein Unglück, und der Arm einer Gipsfigur bricht ab oder die Spitze eines Berges. Dann muß geleimt werden. Groß war eines Tages mein Schrecken, als ich entdeckte, daß an einer schönen gotischen Kirche ein Turm niedriger war als der andere; er war wohl abgebrochen. Pech, dachte ich! Aber es stellte sich heraus, daß das seine Richtigkeit hatte — der eine Turm war nicht etwa abgebrochen, sondern er ist auch in Wirklichkeit niedriger als sein Nachbar.

Manchmal gebe ich den Stücken eine neue Ordnung. Alle Kirchen werden zusammengestellt, und die Schlösser und die Rathäuser für sich. Dann wird wieder umgeräumt; wir treiben Länderkunde und bauen deutsche Bauwerke zusammen auf oder holländische Sehenswürdigkeiten. Dabei reise ich dann auch auf Blinden-Relieflandkarten umher. Wenn es draußen trübe ist, wenn das Fernweh mich plagt, wandere ich in Gedanken durch die weite bunte Welt, durch die Vergangenheit und in die Zukunft. Wie in einem schönen Bilderbuch liegen dann die Städte und Dörfer vor mir aufgeschlagen. Wie ich schon als Kind gern auf dem Atlas reiste, so reise ich jetzt mit meinen Kirchen und Schlössern. Frauenkirche und Rathaus erinnern an München; um den „Michel" weht Hamburger Seeluft. Notre Dame, der Eiffelturm, der Arc de Triomphe: das ist Paris. Mit der Tower Bridge, der Westminster Abbey, der St. Paul's Cathedral grüßt London. Mit seinem Rathaus bringt sich Brüssel freundlich in Erinnerung. Fröhlich klappern die holländischen Windmühlen mit ihren Flügeln. Im



„Mein Aachener Münster" nennt der kriegsblinde Sammler mit einigem Stolz dieses schöne Modell.

Immer ist es eine große Orientierungshilfe für den Nichtsehenden, wenn er von irgendeiner Gegend eine Reliefkarte auftreiben kann, die ihm ein nahezu vollständiges Bild der Umgebung vermittelt. *4 Fotos: Dr. W. Giehr*



Freiburger Münster umfängt mich andächtiges Schweigen; eine Orgel spielt. Meine große Welt im Kleinen! Graue Regentage werden zu sonnigen Urlaubstagen. Die bunte Welt und die Ferne habe ich gratis in meinem Zimmer. Still lausche ich in die Vergangenheit.

Da stehen aber auch Miniaturen, die noch gar nicht meiner Vergangenheit angehören, und deren Original ich noch nicht kenne. Sie sind mir von guten Freunden ins Haus gebracht worden. Sie scheinen mir zuzurufen: „Nun, willst du uns nicht einmal besuchen? Es lohnt sich! Auch bei uns ist die Welt bunt, und es gibt hier viel zu sehen!" Und da reise ich dann wieder auf der Landkarte umher und lese Bücher und Reiseführer und mache Pläne und bereite mich auf neue Erlebnisse vor.

So verbindet sich mit jedem Stück meiner Sammlung ein Erlebnis, eine schöne Reise, eine Erinnerung — oder auch ein Wunsch, ein Traum.

Wer sammelt mit? *Dr. W. Giehr*

Begegnung mit mir

Es sind oft seltsame Umstände, die uns wie im Traum in eine ferne Vergangenheit zurückführen, in ein Erleben, das nicht vom Dunkel der Erblindung umhüllt war. Sind es nur die Bilder der Phantasie, die da aufleuchten, und uns die große, bunte Welt vorgaukeln, die wir doch einmal gesehen haben?

Als ich spätabends meiner Frau von einem solchen seltsamen Erlebnis berichtete, meinte sie, ich hätte unrecht mit der Behauptung, nie wieder seit meiner Erblindung jene Gegend betreten zu haben. Es war mir an diesem Abend, als spanne sich eine Brücke über vier Jahrzehnte hin von jenem Kind, das einst dort im Sande spielte, mit dem Dreirad über Parkwege fuhr, mit dem Schlitten jenen Berg hinunterrodelte, mit bloßen Füßen im Becken des Springbrunnens planschte — von jenem Kind, das den Schwänen auf dem Teich zuschaute, wenn sie majestätisch ihre Bahn zogen, das die Enten fütterte, das den anderen Kindern davonlief, um beim Nachlaufen nicht der Letzte zu sein — von jener Zeit unbekümmerten Spielens und Lachens bis zum erblindeten Mann, der nun mit Taststock und Führhund an demselben Spielplatz vorüberging, den Berg hinabtrottete, den Springbrunnenrand abtastete. — Warum eigentlich hatte ich in all diesen Jahren nie wieder diese Gegend betreten? Jedenfalls konnte ich mich an nichts anderes erinnern an jenem Abend.

Als ich allein in meinem Zimmer saß, in stilldunkler Nacht, zogen die Bilder der Kindheit an mir vorüber. Was war heute abend geschehen?

Ich hatte meine Mutter in jenem Krankenhaus besucht, in dem ich einst zur Welt gekommen war. Nicht weit davon hatten wir damals gewohnt, inmitten der ruhigen Häuserviertel lag ein Park, er hieß im Volksmund nur „die Anlagen". An den eingezäunten Spazierwegen standen Bänke, es gab auch einige Treppen, dort mußte man von seinem Roller absteigen; es gab auch einige kleine Abhänge, die man nur allzugern immer wieder hinuntersausen wollte, es gab Schwäne und Enten und sogar einen Teich zum Kahnfahren! War das nun lebendige Wirklichkeit? Oder sah es hier nun ganz anders aus?

Merkwürdig — mich hatte es nie dorthin gezogen. Zwar wohnte ich in einer ganz anderen Gegend meiner Heimatstadt, aber ich hätte ja doch einmal auf den Gedanken kommen können, einen Spaziergang in die „Anlagen" zu machen und alles das nachzuerleben, jene Wege noch einmal zu gehen, nach dem Springbrunnen, nach dem Teich und dem großen, majestätischen Gebäude in der Mitte der Anlagen zu fragen — wie heute! Kein Mensch war zu hören. Nur ein paar Autos auf den belebten Straßen rings um den Park. Mein Hund freute sich, endlich an den vielen Bäumen, Sträuchern und Zaunpfählen schnüffeln zu dürfen. Wie viele interessante, neue Gerüche mochten da wohl für ihn sein?

Mit dem Taststock schlug ich an die niedrige Umzäunung, an Bänke und schließlich auch an eine Holzbude. Ich erinnerte mich ganz genau: damals verkaufte hier eine alte Frau Limonade, Eis und Waffeln. Diese Bude stand also immer noch da!

Ich ging noch einmal den Weg zurück. War das nun Traum? Sah ich das alles vor Augen, wie es damals war, oder war es jetzt auch noch so? Alles war noch ganz genauso! Da waren die Bude, die Umzäunung, die Wege, die Abhänge — und dort mußte der Teich sein. Ich tastete mich an die Böschung heran, überstieg die niedrige Umzäunung und spürte unter den Sohlen, wie abschüssig es in die Tiefe ging! Plötzlich hörte ich eine Stimme neben mir: „Onkel, wohin willst du?"

Mein Hund folgte mir nicht mehr. Noch einmal ertönte die Stimme des Knaben — was dieser kleine Kerl nur so spät hier noch trieb? „Da kann man nicht hergehen! Wohin willst du denn, Onkel?"

Der Junge nahm mich an die Hand und führte mich zur großen, breiten Straße, die ich ihm als Ziel angegeben hatte. Es blieb nichts zurück als ein großer dunkler Park, still und unheimlich, mit knirschenden Schritten auf einsamen Wegen und hallenden Schlägen eines Taststockes.

Es sind oft seltsame Umstände, die das stille Dunkel unserer Nacht mit Bildern der Wirkkeit erleuchten. *Dr. W. Mühlensiepen*

„Es wird bekanntgemacht..."

Für Erich Veith aus Dodenau, einem kleinen Ort im oberen Edertal im hessisch/westfälischen Grenzgebiet, war der zweite Weltkrieg im März 1940 zu Ende. Ein Schuß hatte ihm auf dem Kriegsschauplatz Westwall das Augenlicht geraubt. Schon einen Monat später kam der damals 25 Jahre alte Metzgergeselle wieder nach Hause. Das Leben mußte weitergehen! Viel Hilfe konnte er in jener angespannten Zeit von seinen nur knapp begüterten Eltern, die in Dodenau eine kleine Landwirtschaft betrieben, nicht erwarten. Sein erster Versuch, sich eine neue Existenzgrundlage zu schaffen, war eine Geflügelzucht. In seiner Ehefrau Gertrud hatte Erich Veith eine treue Ehegefährtin, so gelang ihm der Aufbau. Doch 1200 Küken als Blinder zu versorgen, war nicht einfach. Je mehr der Krieg seinem Ende zuging, desto schwieriger wurde die Futterversorgung, und 1943 mußte Veith die Geflügelzucht aufgeben. Er ließ sich zum Bürstenmacher umschulen und arbeitete fortan in diesem klassischen Blindenberuf, bis — ja bis ein neuer Abschnitt in seinem Leben begann.

1960 wurde der Gemeindediener von Dodenau krank, die Stelle wurde 1961 ausgeschrieben. Von den drei Bewerbern wurde Erich Veith ein Vierteljahr auf Probe genommen. Heute kann man es sich im Ort kaum anders denken, als daß dieses Amt von ihm wahrgenommen wird.

Der Kriegsblinde kennt seinen Heimatort so genau, daß er sogar ohne Führhund Botengänge erledigen kann. Doch in der Regel nimmt er seinen treuen vierbeinigen Begleiter mit, denn Dodenau ist ein landwirtschaftlich ausgerichtetes Dorf, in dem über 100 Schlepper zugelassen sind; hinzu kommt noch der übrige Verkehr.

Zu seinen Aufgaben als Gemeindediener gehören das Abholen der Gemeindepost, das Austragen von Bescheiden und Benachrichtigungen, schließlich das Ausschellen von Verlautbarungen des Bürgermeisteramts. Das ist nicht immer leicht, doch ist Erich Veith in der Lage, mitunter bis zu sieben oder gar mehr Nachrichten, die ihm seine Frau zu Hause vorliest, zu behalten, um sie dann an 33 Plätzen des Ortes bekanntzumachen. Dodenau hat zwar nicht sehr viele Einwohner, ist jedoch ein typisches Haufendorf.

Neben seiner Tätigkeit für die Gemeinde stellt er auch noch Rechnungen der Brandversicherungskasse Kassel zu und erledigt Botengänge für Kirche, Vereine und Verbände. Seine Frau und seine drei Kinder helfen ihm bei der Vorbereitung. Wenn Bescheide, Rechnungen oder Benachrichtigungen richtig geordnet sind,



Unser kriegsblinder Kamerad Erich Veith versieht in seinem Heimatort das Amt des Gemeindedieners mit großer Gewissenhaftigkeit. Auf seinen Dienstgängen begleitet ihn sein treuer Vierbeiner. Natürlich muß der kriegsblinde Gemeindediener die auszurufenden Bekanntmachungen vorher auswendig lernen, eine nicht immer leichte Aufgabe, die große Konzentration und ein gutes Gedächtnis erfordert.

dann ist Erich Veith beim Verteilen so sicher, daß er sich sogar das „Es ist doch für Dich" — mit fast allen Einwohnern des Dorfes hat er das beste Verhältnis und ist per Du — sparen könnte.

Befragt, warum er gerade diese Tätigkeit aufgenommen habe, weiß der Kriegsblinde eine klare Antwort: „Nun", so sagt er, „man bleibt ständig im pulsierenden Leben. Der Kontakt zur Umwelt erleichtert mir mein Los." Und den Humor hat Erich Veith auch durch den schwersten Schicksalsschlag nicht verloren. Das Lachen, das mitunter von Bekannten, die er mit einem Scherz aufheiterte, hinter ihm herklingt, zeugt davon.

Dann gibt es noch etwas, was vom ungebrochenen Lebensmut dieses Kriegsblinden zeugt. Erich Veith hilft nicht nur in der kleinen häuslichen Wirtschaft, er hat vor knapp zwei Jahren mit einem Hobby begonnen, das für einen Kriegsblinden ungewöhnlich ist — er züchtet Haflinger Pferde.

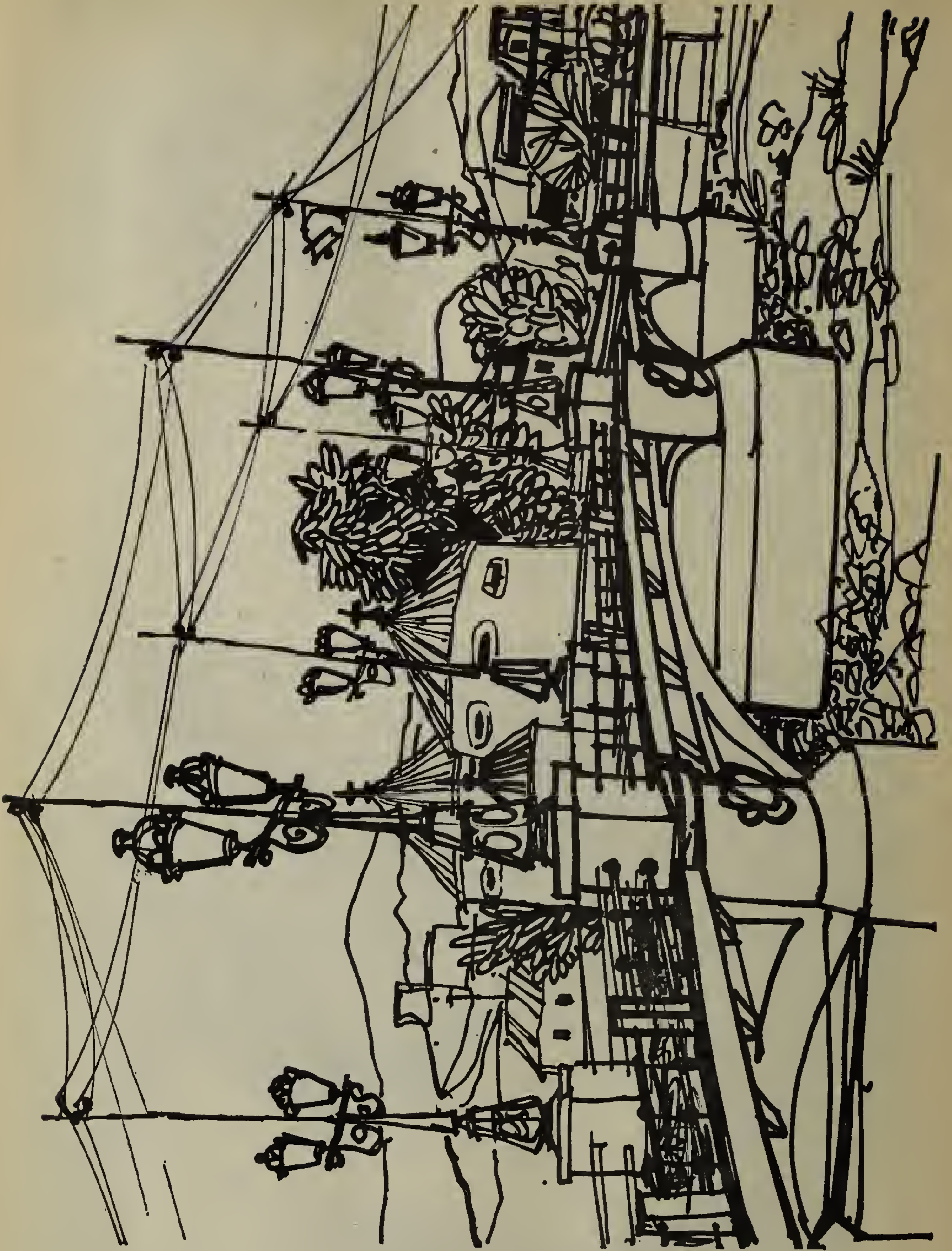
Während eines Urlaubs im Herbst 1963 in Bayern kam Erich Veith auf einer Weide mit Haflinger Pferden in Berührung. Es waren

brave, genügsame Tiere, und kurz entschlossen kaufte er zwei dieser Rasse. Man kann zwar nicht sagen, daß die Tiere Rücksicht nahmen, doch hatte der Kriegsblinde das Gefühl, sie merkten, daß er behindert war. Man muß sich schon selbst überzeugen, um es zu glauben, wie er heute mit den Tieren umgeht: Er schirrt sie selbst ein, füttert persönlich, er, der selbst nicht sehen kann, führt sie auf den Hof. Wenn sonst keiner in der Familie Zeit hat, bringt er sie sogar selbst zur Weide oder holt sie von dort zurück. Auf den ersten Erfolg seiner Pferdezucht ist er sehr stolz. Kürzlich konnte er sein erstes Fohlen nach Bottendorf im Kreis Frankenberg (Eder) verkaufen. Es wird schon wieder Nachwuchs erwartet. „Liese" und „Risphie" sind von besten Vatertieren gedeckt. Die Schwierigkeit, daß die nächste Deckstation ziemlich weit entfernt ist, hält den blinden Pferdezüchter nicht ab. Er hat in der Beschäftigung mit Tieren, neben seiner Tätigkeit als Gemeindediener, eine zweite Beschäftigung gefunden, die ihm viel Freude macht.



Seine Haflinger Pferde betreut Kamerad Veith selbst, wobei ihm seine große Liebe zu Tieren sehr zustatten kommt. Vor Jahren begann er seine eigene Pferdezucht, inzwischen konnte er schon einige Fohlen verkaufen.

Auch Botengänge aller Art gehören zu den Amtsgeschäften unseres kriegsblinden Kameraden. Er kennt die Lage jedes Hauses in seinem Dorf und weiß auch genau, wo Bauer X und Kaufmann Y wohnen. Zu Hause läßt er sich die amtlichen Schreiben vorher genau sortieren, damit ihm bei der Aushändigung an die Empfänger keine Verwechslungen unterlaufen. *(Text und 3 Fotos: E. Möntnich)*



Wir rudern auf der Außenalster!

Die inmitten der Hansestadt gelegene Außenalster mit einer Länge von 2,8 und einer Breite von einem Kilometer ist ein herrliches Übungsfeld für die Freunde des Wassersports. Außer den Alsterdampfern und den kleinen, schnellen Motorbooten der Trainer der Ruderklubs dürfen auf der Außenalster keine Wasserfahrzeuge mit Motorkraft verkehren. Wenn der Winter vorüber ist, und die ersten warmen Frühlingstage kommen, belebt sich das Bild dieser großen Wasserfläche durch eine Vielzahl von Segel- und Ruderbooten. Noch vor den Wassersportlern kehren die zahlreichen Schwäne aus dem Winterquartier auf die Außenalster zurück, wo sich schon neben vielen anderen Wasservögeln Wildenten und Bleßhühner tummeln und die immer hungrigen Alstermöwen nach Nahrung jagen. Ruderer sieht man in den schnellen Rennachtern und vor allen Dingen in Viererbooten auf der Wasserfläche. Häufig sind es sogenannte Doppelvierer, das sind Boote, bei denen jeder Mann zwei Skulls bedient (Skullboote).

Unter den Doppelvierern ist einer, der nur dadurch geringfügig auffällt, daß nahezu die gesamte Mannschaft dunkle Brillen trägt. Das ist das Boot der kriegsblinden Ruderer. Die Sonnenbrillen haben ihm den Spitznamen „Zarah-Leander-Vierer" eingebracht. Am Steuer dieses Bootes sitzt der Arzt Dr. med. Gottfried Günther. Er hat vor nahezu zehn Jahren mit viel Einfühlungsvermögen und mühevoller Kleinarbeit begonnen, den Mitgliedern der Mannschaft die Technik des Ruderns beizubringen.

Zunächst wurde einige Monate lang an Land im Ruderkasten geübt, bis die einzelnen Griffe und Bewegungen von der ganzen Mannschaft einheitlich und gleichzeitig vollzogen wurden. Dann kamen die ersten Übungsfahrten auf dem Wasser. Da war schon das Einsteigen nicht ganz unproblematisch. Diese 10 Meter langen, relativ schmalen und flachen Boote reagieren auf jede Gewichtsverlagerung. Bald lernten wir jedoch, daß man den sehr kippeligen Booten rasch Stabilität verleihen kann, indem man das Ruderblatt flach auf das Wasser drückt. Die Sitze im Boot sind vom Bug bis zum Heck laufend durchnumeriert. Sitzt Nummer eins erst im Boot und hat das Stemmbrett auf die

Durch ständiges Training im Trockenrudergerät erhält sich der kriegsblinde Ruderer die nötige Kondition, damit er im Frühjahr ohne große Schwierigkeiten wieder in sein beliebtes Boot umsteigen kann. Foto: Wolfgang Neuschild



Länge seiner Beine eingestellt und die Füße festgeschnallt, so drückt er das freie Ruderblatt aufs Wasser, und der nächste kann, unterstützt durch die Ehefrau oder den Steuermann, ins Boot steigen. Sitzen wir dann glücklich alle vier im Boot, so kontrolliert der Steuermann noch einmal Sitz und Abstände, nimmt seinen Platz ein und stößt vom Ufer ab. Wir winken unseren Frauen zu, durch deren Zeitopfer uns die Ausübung dieses Sportes überhaupt erst möglich gemacht wird, und dann kommt das Kommando: „Vorlage — fertig — los!" Die Ruder tauchen ein und werden im Takt durch das Wasser gezogen. Das Boot macht Fahrt und dann kommt auf das eintönige Kommando „Eins — uuund — zwei, eins — uund — zwei" Rhythmus in die Bewegung unserer Riemen und das Rollen unserer Sitze.

Am Anfang glaubten wir, daß zur Erzielung eines einheitlichen Ruderschlages unter den Rollsitzen kleine Glocken angebracht werden müßten, durch deren Anschlag wir dann hören könnten, ob die Ruderbewegung gleichmäßig sei. Bald lernten wir aber, uns ohne dieses Hilfsmittel am Geräusch des Rollsitzes zu orientieren, und spürten ganz genau, wann die einzelnen Sitze das Ende der kurzen Schienenbahn erreicht hatten. Natürlich mußten wir noch viel üben, und zwischendurch waren immer wieder Korrekturen nötig. War das Durcheinander zu groß, dann hörten wir das Kommando „Riemen halt!" oder „Riemen flach aufs Wasser!" Nach kurzer Besprechung der Fehler kam dann der neue Einsatz: „Auslage — fertig — los!" Nach und nach lösten sich Verspannung und Verkrampfung, und die Ruderbewegungen wurden immer gleichmäßiger.

Wenn die Sonne scheint und das Boot mit ra-

Für einen außenstehenden Betrachter unterscheidet sich diese Vierermannschaft der kriegsblinden Ruderer durch nichts von allen anderen trainierenden Ruderern, wenn sie in voller Fahrt die Alster durchzieht. Foto: Jan Kurzok



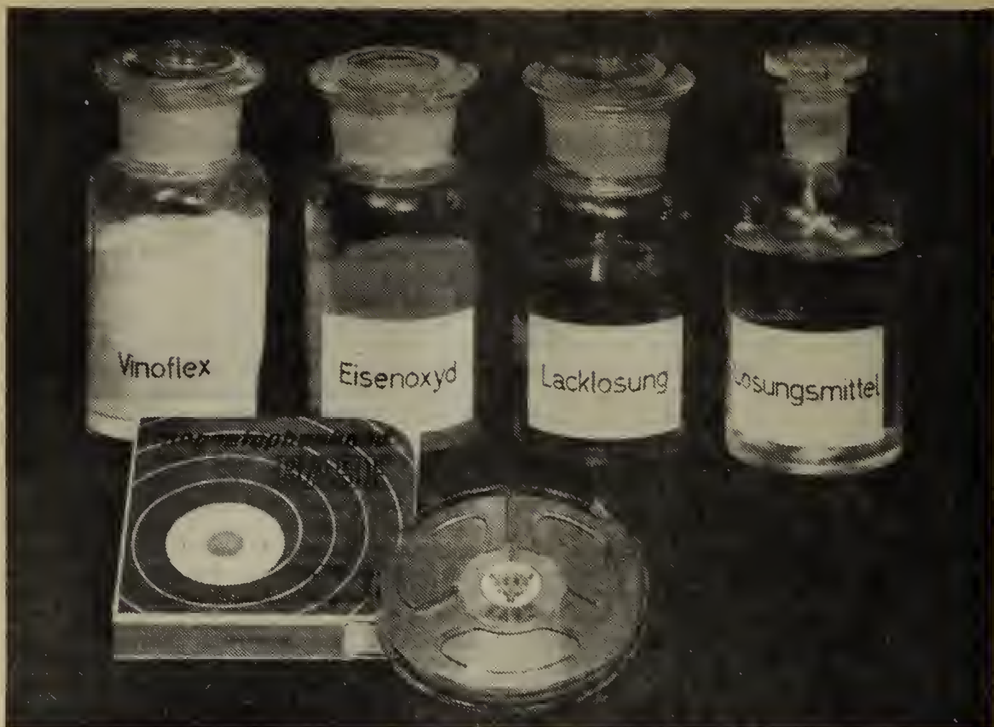
scher Fahrt durchs Wasser zieht, sind wir gelöst und glücklich. Hier, inmitten einer Großstadt, jedoch fernab vom Verkehrslärm und den Abgasen der Kraftfahrzeuge, unsere Kräfte in sportlicher Betätigung anzustrengen und tief durchzuatmen, das hat seinen Reiz und läßt uns die Abspannung des Arbeitstages schnell vergessen.

Je sicherer wir wurden, um so mehr wuchs die Freude am Rudersport. War am Anfang noch jede Begegnung mit einem Alsterdampfer, wegen des dann einsetzenden Wellenganges, ein Gefahrenmoment für uns, so bereitet es uns heute Spaß, mit dem Boot auf den Wellen zu tanzen und mit dem Körper und den Rudern die nötige Balance zu halten. Daß wir bis heute trotz mancher verzwickter Situationen nie gekentert sind und ein unfreuwilliges Bad genommen haben, finden wir selbst erstaunlich. Wenn heute von uns einer einen „Krebs fängt" (das heißt, wenn er versehentlich den Riemen so tief eingetaucht hat, daß das Boot sich nach seiner Seite hin verkantet und unter Umständen Wasser übernimmt), so ist das jetzt für uns eine willkommene Geschicklichkeitsprobe des Ausbalancierens, und außerdem muß der „Krebsfänger" eine Runde Bier bezahlen.

Wenn wir unsere Umgebung auch nicht sehen, so erfahren wir mit fast jedem Rudern neue Eindrücke. Der Wechsel der Jahreszeiten und der Witterung auf der Fahrt über die Außenalster und durch Fleete und Kanäle, das Geschnatter von Wassergeflügel und das Schreien der Alstermöwen, der Duft von blühenden Gärten am Ufer, der Geruch des Wassers, die Geräusche des fernen Verkehrs und abendliches Glockengeläut sind immer neue Eindrücke und Erlebnisse. Frohgelaunt kehren wir dann in das Klubhaus unseres sehr großzügigen Gastklubs zurück, und setzen uns zu einem Umtrunk zusammen. Auf diese Weise ist im Laufe der Jahre aus der Mannschaft und dem Steuermann längst ein Freundeskreis geworden.

Was soll man nun im Winter für seine körperliche Verfassung tun? Wer Freude daran hat — und das gebe ich zugleich denen als Anregung weiter, die keine Wasserfläche in der Nähe haben —, kann durch ein Trockenrudergerät sportlich in Form bleiben. Das läßt sich zwar nicht mit dem Betrieb einer gut zusammenpassenden Rudermannschaft vergleichen, hat aber den großen Vorteil der Unabhängigkeit und gestattet, kurze Zwischenzeiten für eine intensive körperliche Betätigung auszunutzen. Einer unserer Kameraden hat 30 Jahre lang verschiedene Trockenrudergeräte benutzt und weiß, wieviel Spannkraft er den Übungen auf diesen Geräten verdankt. Auch beim Trockenrudern werden die Bein-, Rücken und Armmuskeln angespannt und die Atmung intensiviert. Daher sollte man dieses Gerät möglichst im Freien, mindestens aber bei geöffnetem Fenster benutzen.

Was hier über das Rudern gesagt ist, gilt für jede sportliche Betätigung. Der Sport hilft dem meist einseitig belasteten Menschen unserer Tage, sich ein Gegengewicht zu schaffen und zu lernen, die eigenen Kräfte in dem Maße zu ergänzen, in dem sie verbraucht werden. H. N.



Aus Vinoflex, einem Polyvinylchlorid, entsteht die Trägerfolie; Eisenoxyd, Lack und Lösungsmittel sind die Grundlagen für die magnetisierbare Schicht der Tonbänder.

Dünner als ein Frauenhaar

Wissenswertes aus der Geschichte des Tonbandes

Der Amerikaner Oberlin Smith beschäftigte sich wohl als erster mit der magnetischen Schallaufzeichnung. Im Jahre 1888 veröffentlichte er einen Aufsatz, in dem er seine Idee der Tonaufzeichnung darlegte: Ein Tonträger sollte durch einen Elektromagneten im Rhythmus der von einer Membrane aufgefangenen Schallwellen magnetisiert werden. Bei der Wiedergabe sollten dann umgekehrt die magnetischen Impulse elektrische Ströme erzeugen und diese wiederum eine Membrane in Schwingungen versetzen und dadurch hörbar werden. Als Tonträger schlug Smith Drähte oder Bänder aus Stahl, aber auch Fäden aus Baumwolle oder Seide vor, die mit Stahlstaub durchsetzt waren. Damit hatte er die eigentliche Idee der magnetischen Tonaufzeichnung schon zu einer Zeit, die nach ihrem technischen Stand noch nicht reif dafür war.

Erste Erfolge

Versuche, den Magnetismus zum Festhalten von Tonschwingungen zu benutzen, unternahm auch der dänische Physiker Valdemar Poulsen (1869—1942). Seine Experimente fielen so zufriedenstellend aus, daß sein „Telegraphon" bereits 1900 auf der Weltausstellung in Paris großes Aufsehen erregte. Im wesentlichen bestand dieses Gerät aus einem Messingzylinder, auf dem ein dünner Klaviersaitendraht in engen, sich nicht berührenden Windungen aufgewickelt war. Auf diesen Windungen liefen die beiden Pole eines Elektromagneten, der beim sich drehenden Zylinder die Aufzeichnungen der Sprechschwingungen auf die Windungen des Stahldrahtes ermöglichte. Dies geschah mit Hilfe eines Mikrophons, das in dem Elektromagneten der Sprache entsprechende Stromstöße erzeugte, durch die man den Draht unterschiedlich stark magnetisierte. Der bleibende Magnetismus, den der Draht dadurch empfangen hatte, konnte mit Hilfe der Spule eines weiteren Elektromagneten jederzeit wieder in

Stromstöße und durch einen Hörer in Schall umgewandelt werden. Das Gerät mit seiner vierzig Zentimeter langen Walze von zwölf Zentimetern Durchmesser, auf der 380 Drahtwindungen lagen, war also im technischen Prinzip recht einfach. Das „Telegraphon" war für die Aufzeichnung von Telephongesprächen gedacht. Eine praktische Bedeutung hat es aber nicht erlangt, obgleich die Richtigkeit des Prinzips auf der Hand lag. Für viele Zwecke war die Wiedergabe zu leise und zu schwer verständlich. An die Aufzeichnung von Musik konnte dabei überhaupt noch nicht gedacht werden. Und als Diktiergerät konnte es sich nicht gegen ein billigeres amerikanisches Gerät behaupten, gegen das „Diktaphon", das etwa nach Edisons Walzenprinzip arbeitete.

Erst als die elektronische Verstärkertechnik eingeführt wurde, bekam auch das Magnettonverfahren einen starken Auftrieb. Bald aber hatte man erneut eine Grenze erreicht: man mußte feststellen, daß mit der Tonverstärkung auch die störenden Nebengeräusche in beträchtlichem Maße zunahmen. Klang und Verständlichkeit wurden also kaum besser. Dabei kam man zunächst nicht hinter die Ursache der eigenartigen Nebengeräusche.

Unterdessen bemühte sich die „Berliner Fernsprech- und Telegraphenwerk AG Ferdinand Schuchard" durch Verwendung des schon von Poulsen erprobten Stahlbandes um eine Verbesserung der Tonqualität in der Hoffnung, das Magnettonverfahren für den Tonfilm brauchbar machen zu können. In engster Zusammenarbeit mit einem englischen Konzern wurde in den zwanziger Jahren das „Blattnerphon" entwickelt, ein mannsgroßes Gerät mit Spulen von etwa 30 Zentimetern Durchmesser. War die Wiedergabe auch hier nicht frei von Nebengeräuschen, so zeigte sie sich doch — insbesondere bei der Filmvertonung — der bisher üblichen Schallplattenwiedergabe überlegen. Über eine an sich kleine Schwierigkeit, die beim Stahlbandbetrieb immer wieder auftauchte, kam man allerdings nicht hinweg: Wenn das Stahlband riß, was immer wieder vorkam, konnte man es nur durch Schweißen verbinden. Dadurch wurden die magnetischen Eigenschaften örtlich so verändert, daß sich beim Abspielen ein lautes, störendes Knacken einstellte.

Als dann die Entwicklung auf dem Gebiet des Lichttons schneller zu einem brauchbaren Ergebnis führte als die des Magnettons, wurde es wieder still um das „Blattnerphon".

Ein neuer Tonträger

Im Frühjahr 1928 führte der Dresdner Ingenieur Fritz Pfleumer Berliner Journalisten ein Magnettongerät eigener Konstruktion vor. Er kannte die Schwächen des bisherigen Verfahrens, wußte, daß sich die Stahldrähte häufig verwirrten und war mit den Tücken gerissener Stahlbänder vertraut. Er hatte daher den stählernen Tonträger durch ein Papierband

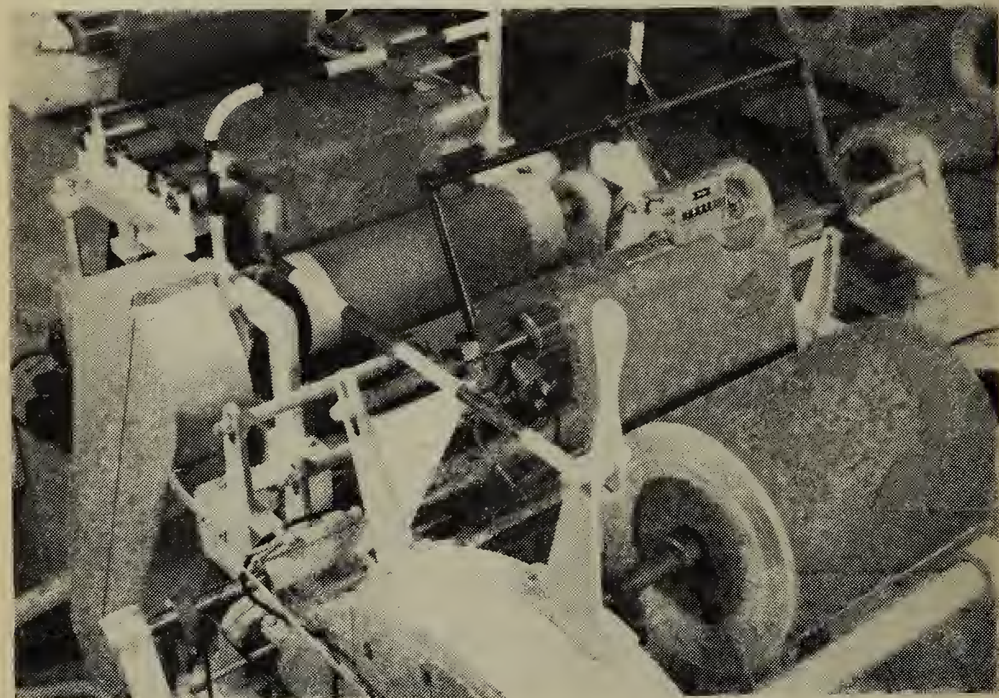
ersetzt, dessen Oberfläche mit einer Stahlpulverschicht beklebt war.

Im Prinzip war diese Idee nicht neu. Bereits im Januar 1917 findet sich in einem Artikel der Zeitschrift „Machinery" der Vorschlag, zur Herstellung tönender Filme das Magnettonverfahren zu verwenden. Und zwar in der Weise, daß man auf den Photofilm einen Streifen von Eisenfeilspänen aufbringt und Aufnahme- und Wiedergabegerät mit einem Magnettongerät koppelt.

Der wesentlichste Punkt bei den Vorführungen Pfleumers war die Tatsache, daß man den Papierstreifen nach jedem Zerreißen durch einfaches Zusammenkleben wieder reparieren konnte. Beim erneuten Abspielen machte sich diese Klebestelle — im Gegensatz zu der Schweißstelle eines Stahlbandes — akustisch kaum bemerkbar. Das war in der Tat ein Fortschritt.

Die Allgemeine Elektricitätsgesellschaft (AEG) entschloß sich 1932, die Pfleumerschen Gedanken zur weiteren Entwicklung zu übernehmen. Mit allen physikalischen Hilfsmitteln ging sie ans Werk, um die Zusammenhänge aufzudecken, die eine magnetische Tonaufzeichnung ermöglichten und deren Rauschfreiheit, Güte und Tonumfang bestimmten. Dabei suchte man auch nach einem möglichst feinen Eisenpulver zur Herstellung eines geeigneten Tonträgers. In dieser Situation wandte sich die AEG an die Badische Anilin- & Soda-Fabrik (BASF) in Ludwigshafen am Rhein mit der Bitte, ein solches Eisenpulver in der gewünschten, äußerst feinen Verteilung zu liefern. Damit war das Tonträgerproblem aber noch nicht gelöst, denn es zeigte sich, daß Pfleumers Papierbänder viel zu leicht zerrissen und außerdem eine zu stark wechselnde Längsdehnung aufwiesen, die größere Tonschwankungen hervorrief. Auch konnte man

So läuft die fertig beschichtete Magnetfolie aus der Beschichtungsanlage. Bevor der — rechts im Bild — aufgewickelte „Block" (wie der Fachmann sagt) seinen Weg zur Schneidemaschine antritt, ist er hier bereits an einem Adapter für die elektroakustische Vorprüfung und an einem Meßzähler vorbeigelaufen.





Hier werden die akustischen Eigenschaften der Magnetophonbänder, Empfindlichkeit, Frequenzgang und so weiter, geprüft. Erst dann werden die Bänder für den Verkauf freigegeben.

keine ausreichend glatte Oberfläche erzielen. Bald war man sich darüber einig, daß Papier als Tonträger nicht in Betracht kam.
Die BASF schlug vor, an Stelle von Papier Acetylzellulose zu verwenden und das Eisenpulver darauf aufzubringen. Aus den ersten ermutigenden Laboratoriumsversuchen auf diesem Gebiet entstand bereits ebenfalls im Jahre 1932 eine zwischen beiden Firmen vereinbarte Arbeitsteilung: Die BASF sollte den Tonträger und die AEG die Magnettongeräte entwickeln.
Die Entwicklungsarbeiten gingen so zügig voran, daß die BASF schon im August 1934 die ersten 50 000 Meter Tonband für die Funkausstellung in Berlin an die AEG liefern konnte. Ursprünglich sollte das von der AEG entwickelte Magnettongerät „Ferroton" heißen. Schließlich erhielt es dann aber den Namen „Magnetophon", wonach das Tonband der BASF „Magnetophonband" genannt wurde.
1935 entdeckte man, daß sich ein magnetisierbares Eisenoxyd besser für die Magnetschicht eignete als das bislang gebräuchliche Eisenpulver. Ähnlich wie beim photographischen Film trug man diese Schicht im Gußverfahren auf die Acetylzellulosefolie auf.

Eine neue Magnetschicht

Bei dem zuerst verwendeten schwarzen Eisenoxyd blieb man nicht lange. In vielen Versuchen hatte sich die Verwendung des braunen Gamma-Eisenoxyds als noch vorteilhafter erwiesen. Die magnetisierbaren Teilchen dieses Eisenoxyds wurden in ganz dünner Schicht gleichmäßig auf einen Grundfilm aus Acetylzellulose aufgetragen. Die breiten Folienbänder schnitt man in 6,5 Millimeter breite Streifen und spulte sie auf Metallkerne. Nach dem Namen „Cellit" erhielt dieses erste in Serie gefertigte Kunststoff-Magnettonband die Bezeichnung „Magnetophonband Typ C".
Durch verbesserte Geräte und den ständig weiterentwickelten Tonträger erreichte man schon 1936 eine so hohe Tonaufzeichnungsqualität, daß selbst ein so berühmter Dirigent wie Sir Thomas Beecham davon begeistert war, als er nach einem Gastkonzert hinterher die Tonaufnahme vom „Magnetophonband" abhörte. Die jetzt allgemein anerkannte Aufzeichnungsqualität des Magnetophonbandes gab der Tonträgerproduktion so starken Auftrieb, daß im Jahre 1939 schon 12 000 Kilometer Magnetophonband hergestellt und verkauft werden konnten.
Abnehmer der ersten „Magnetophone" und der ersten „Magnetophonbänder" waren die Rundfunkanstalten. Sie erkannten sehr schnell die Möglichkeiten, die sich hier ergaben: bequemere Tonmontagen, Tonkontrollen noch

während der Aufnahme, längere Speicherzeiten gegenüber den bislang verwendeten Wachsschnitten auf Platten und so weiter. Nur mit der Tonqualität war man noch nicht ganz zufrieden. In den dreißiger Jahren war diese beim Magnettonverfahren kaum besser als die einer mittleren Schallplatte. Hier aber griff — wie bei vielen großen Erfindungen und Entdeckungen — der Zufall ein. Eines Tages stellte man im Forschungslaboratorium der damaligen Reichsrundfunkgesellschaft in Berlin fest, daß bei einigen Versuchen mit den Tonbandgeräten der AEG das als Rauschen hörbare Nebengeräusch zeitweise ganz verschwand, um später genauso unvermittelt wieder aufzutreten. Die Ursache war nicht leicht zu finden. Durch einen technischen Fehler kam der Verstärker ab und zu ins „Schwingen", das heißt, er erzeugte unerwünschte elektrische Schwingungen. Daraufhin eingeleitete Untersuchungen zeigten, daß eine nebengeräuschfreie Aufzeichnung möglich war, wenn der Aufzeichnungsstrom von einem sinusförmigen Strom hoher Frequenz überlagert wurde. Auch im Löschkopf erzeugte man in Anwendung der neuen Erkenntnisse ein hochfrequentes Feld, welches das Band völlig entmagnetisierte. Bislang deckte man bei einer Neuverwendung des Bandes die alten Aufzeichnungen einfach zu, indem man es durch einen Gleichstrom vollkommen bis zur „Sättigung" magnetisierte.

In den ersten Junitagen des Jahres 1941 führte die AEG in Berlin einem kleinen Kreis geladener Gäste erstmals ein solches Hochfrequenz-Gerät vor. Es war ein großer Erfolg, denn es erwies sich, daß nunmehr bei einer ausgezeichneten Dynamik das gesamte Frequenzband und der gesamte natürliche Tonumfang von Sprach und Musik im Magnettonverfahren beherrscht werden konnte. Nach

mehr als vierzigjähriger Entwicklung hatte das Magnettonverfahren damit einen Reifegrad erreicht, der es in vieler Hinsicht mit Abstand an die Spitze aller Schallaufzeichnungsmethoden stellte.

Ein neuer Kunststoff für den Träger

1943 wurde die „Magnetophonband"-Fabrik der BASF durch Kriegseinwirkungen total zerstört. Dennoch liefen die Versuche und die Entwicklungen weiter. Die Resultate führten zu einer weiteren Entwicklungsstufe: man verwendete die aus dem Kunststoff Polyvinylchlorid nach einem bei der BASF gefundenen Verfahren hergestellte „Luvitherm"-Folie und walzte dahinein das Eisenoxyd, so daß man eine homogene magnetisierbare Masse erhielt. Dieses „Masseband", das 1944 zum ersten Male hergestellt wurde, erhielt — von „Luvitherm" — die Typenbezeichnung „L". Ganz zufrieden war man jedoch mit den Massebändern nicht. Weil die Menge des einwalzbaren Eisenoxyds begrenzt war, hatten die Bänder eine etwas zu geringe Empfindlichkeit. Deshalb versuchte man, die magnetisierbare Schicht durch Gießen wie bei den C-Bändern festhaftend aufzutragen. Trotz aller Widrigkeiten gelang dieses noch vor Kriegsende. Das Ergebnis, ein Gießband auf „Luvitherm"-Basis, war besonders in seinen elektrischen Eigenschaften dem Typ L überlegen.

Nach dem Ende des zweiten Weltkrieges lernten die Alliierten bei der Besetzung Deutschlands das „Magnetophonband" kennen. Besonders die Amerikaner erkannten rasch die Überlegenheit des Tonbandes gegenüber dem in den USA bisher ausschließlich verwendeten Stahldraht. In wahrhaft amerikanischem Tempo entwickelte sich in den Vereinigten Staaten eine ausgedehnte Tonband- und Tonbandgeräteindustrie, die einen recht hohen Stand gewann und heute in ihrer Kapazität die europäische um ein Mehrfaches übertrifft.

Auch England hat nach dem Kriege eine besondere Tonbandfabrikation aufgebaut. In kleinerem Umfang wurde zunächst die Herstellung in Japan aufgenommen, ferner in Italien und Belgien. In Polen, Rußland und Ungarn werden ebenfalls Bänder hergestellt, aber darüber weiß man recht wenig.

Neue Bänder für neue Ansprüche

Nach dem Jahre 1948 normalisierten sich in Deutschland sehr schnell die Verhältnisse. Eine rührige Industrie entstand und widmete sich der Serienherstellung kleiner Magnettongeräte, die als Heimtongeräte einen breiten Interessentenkreis fanden. Ein neues Steckenpferd war geboren: man konnte Tonbandamateur werden. Schnell wurde das „Magnetophonband" den neuen, anderen Anforderungen, die der Amateur und sein Gerät stellten, angepaßt. Als Typ LGH (vorgereckter Luvithermträger, Gießverfahren für Heimtongeräte) wurde das Band Ende 1950 erstmals auf der Funkausstellung in Düsseldorf gezeigt. Damit war das Verfahren der magnetischen Schallaufzeichnung nicht mehr ausschließlich eine Domäne der Tonmeister der Rundfunkstationen.

Wegen seines guten Frequenzganges war es für die mit geringerer Bandgeschwindigkeit arbeitenden Heimtongeräte besonders gut geeignet. Für die sehr verschiedenen Einsatzmöglichkeiten wurden in der Folge jeweils optimal geeignete Bänder herausgebracht. Im Jahre 1953 erschienen der Typ LSG, und 1956

kam dann der Typ LGR mit ganz besonderer Eignung für den Rundfunk heraus.

Der Bandtyp LGS wurde ständig weiter verbessert und verfeinert: Zunächst als Standardband LSG 52, das 52tausendstel Millimeter dick war. Dieser Bandtyp ist aber inzwischen weitgehend vom Langspielband abgelöst worden. Als erster Hersteller der Welt brachte die BASF dieses Langspielband heraus, das die Typenbezeichnung LGS 35 führt und nur noch etwa zwei Drittel so stark ist wie das Standardband, nämlich 35tausendstel Millimeter, also dünner als ein Frauenhaar! Mit diesem Band wurde die Spielzeit je Spule um fünfzig Prozent verlängert. Eine nochmalige Verbesserung der Trägerfolie führte zum Doppelspielband LGS 26 mit halber Dicke des Standardbandes und Spielzeitverdopplung je Bandspule. Und auch in dieser Richtung war die Entwicklung noch nicht zu Ende. Heute gibt es das noch dünnere Dreifachspielband PES 18 mit dreifacher Spieldauer im Vergleich zu einem Standardband auf gleicher Spule. Parallel mit der Vervollkommnung der Tonbandgeräte — Vierspur- und Stereotechnik, noch kleinere, noch handlichere, noch leistungsfähigere Geräte usw. — bleibt auch die Weiterentwicklung des Tonbandes nicht stehen. Immer neue Anwendungsgebiete erschließen sich in allen Bereichen der Tonbandtechnik.

„Sprechende Bücher" aus sieben Hörbüchereien

Die Sehnsucht der Blinden nach Büchern, die „sich selber lesen", ist uralt, und lange Zeit glaubte niemand so recht an die Verwirklichung dieses Traumes. Lesemaschinen und sonstige Geräte, die eine unmittelbare Übersetzung des gedruckten und geschriebenen Wortes in hörbare Sprache oder deutbare Signale ermöglichen, konnten erst vor nicht allzulanger Zeit Gegenstand der Diskussion werden, seitdem der Fortschritt der modernen Technik konkrete Vorstellungen über die künftige Entwicklung erlaubte. Dagegen wurden die ersten Schritte auf dem Weg zum „sprechenden Buch" schon in England und vor allem in Amerika getan, als die Schallplatte ihren Siegeszug antrat. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika kennen seit Jahrzehnten eine Hörbücherei, die auf Schallplatten aufgenommene Werke der Literatur an Blinde im Versandwege verleiht. Das Schallplattenverfahren war jedoch wegen der ungewöhnlich hohen Kosten für die Herstellung der Matrizen nur dort tragbar, wo ein relativ großer Kreis von Hörerinnen und Hörern eine besonders große Auflage der jeweils aufgenommenen Bücher ermöglichte. Dies war naturgemäß im englischen Sprachraum der Fall, da die englische Sprache nicht nur für die Vereinigten Staaten, sondern auch für einen großen Teil der übrigen Welt als Verkehrssprache dient. In Europa konnte das Verfahren der Aufnahme von „sprechenden Büchern" auf Schallplatten vor allem wegen der unverhältnismäßig hohen Kosten bei kleinen Auflagen nicht eingeführt werden.

Die Fortschritte auf dem Gebiet der Magnettontechnik endlich ließen hoffen, daß auch für die kleineren Sprachräume neue Verfahren die Schaffung von Hörbüchereien ermöglichen könnten. Auf dem Weltblindenkongreß in Oxford im Jahre 1949 wurden die ersten Schritte unternommen, die zur Erprobung der bis dahin entwickelten Verfahren und zu den ersten tastenden Versuchen führten, auch in Deutsch-

In der schalldichten Kabine liest eine geübte Sprecherin den Text ins Mikrofon. Die Technikerin am Aufnahmegerät überwacht und steuert die Aufnahme, damit der blinde Hörer später einen einwandfreien Text erhält.



land endlich das „sprechende Buch" für die geistig interessierten Blinden zu schaffen. Doch noch einige Jahre verstrichen, ehe nach technischen Versuchen und zögernden Entscheidungen schließlich die Gründung der Deutschen Blindenhörbücherei GmbH in Marburg erfolgte. Zunächst mußte die Auswahl des technischen Systems getroffen werden. Allzu verlockend traten vor die handelsüblichen Magnettongeräte und das Magnettonband andere Verfahren, die angeblich sicherer und billiger sein sollten. Sehr häufig wurde die Befürchtung geäußert, die handelsüblichen Magnettongeräte und das Magnettonverfahren schlechthin lasse zu viele Möglichkeiten für Manipulationen der Hörer offen, so daß die blinden Hörerinnen und Hörer allzu leicht die ausgeliehenen Tonbänder löschen oder zerstören könnten. Man suchte mühsam nach Verfahren, welche die Tonträger in verschlossenen Kassetten zu verwahren gestatteten, so daß sie — ähnlich wie die Schallplatte — nicht gelöscht werden könnten, wie zum Beispiel das Drahtverfahren oder das Lichttonverfahren. Alle Systeme zeigten aber schließlich Nachteile, die eine endgültige Einführung zum Gebrauch für Blindenhörbüchereien nicht ratsam erscheinen ließen. Entscheidend war, daß das Magnettonsystem angesichts seiner stürmischen Entwicklung die Gewähr dafür bot, daß seine Fortbildung auch die Anpassung der künftigen Hörbüchereien an die technische Ent-

Hunderte von „Sprechenden Büchern" warten in den Lagerräumen der Blindenhörbücherei darauf, von Interessenten schriftlich oder mündlich angefordert zu werden. Größere literarische Werke benötigen oft zehn und mehr Tonbänder, wie gut, daß der Leihverkehr sehr rege ist, sonst wäre bald kein Platz mehr in den Regalen.



wicklung ermöglichen würde, ohne daß diese Anpassung erneut erhebliche Kosten verursachten.

Wenn man heute zurückblickt auf die seitherige Entwicklung in den letzten zehn bis zwölf Jahren, so kann man die maßgebenden deutschen Blindenverbände und die deutschen behörden nur beglückwünschen, daß sie seinerzeit den mutigen Entschluß zur Einführung der handelsüblichen Magnettonverfahren für die Zwecke der Blindenhörbücherei gefaßt haben. Alle Befürchtungen, die zunächst gegen dieses System vorgebracht worden waren, haben sich als grundlos erwiesen, und die Vorteile dieses Systems sind unverkennbar.

Seitdem ist das „sprechende Buch" auf Magnettonband für viele Blinde aus ihrem Leben nicht mehr wegzudenken. Freilich war ein Teil der Blinden schon immer in der Lage, durch die Punktschrift Zugang zur Literatur zu finden. Der größte Teil von ihnen, vor allem die zahlreichen Altersblinden, die Späterblindeten — unter ihnen besonders die Kriegsblinden — waren in ihrer Überzahl nicht bereit oder nicht in der Lage, das Lesen der Punktschrift so gut zu erlernen, daß ein Werk der Literatur mit Genuß und ohne größere technische Hemmungen zugänglich wurde. Und wer ständig die Mühe erlebt, die mit der Suche von Vorlesekräften verbunden ist, und wer auch nur eine kleine Vorstellung davon hat, was es bedeuten kann, wenn manchmal nur ungewandt und stockend lesende Vorlesekräfte zur Verfügung stehen, der kann den Segen des „sprechenden Buches" für Blinde erst richtig ermessen!

Weit mehr als 6000 Bücher stehen nunmehr in jetzt sieben Blindenhörbüchereien in der Bundesrepublik Deutschland zur Verfügung und werden unablässig im Wege der Postversandes an blinde Hörerinnen und Hörer, zum Teil auch ins Ausland ausgeliehen. Dazu erlaubt das Magnettonsystem, jedes gewünschte Buch möglichst frühzeitig nach seinem Erscheinen auf dem Büchermarkt den Blinden als Hörbuch zur Verfügung zu stellen, weil es weit weniger zeitraubende Vorbereitungen erfordert als die Herstellung von Büchern in Brailleschrift, wenngleich die modernen Druckverfahren und die in der Zeit in der Entwicklung stehenden modernen Übersetzungsverfahren mit Elektronenrechnern auch in diesem Bereich aktuellere Überzetzungen erlauben werden.

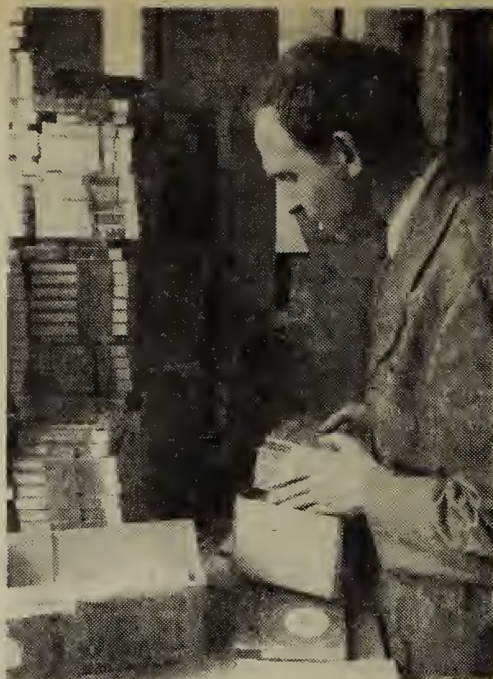
Auch die andere Sorge, die zu Beginn der Entwicklung da und dort geäußert worden war, das „sprechende Buch" werde doch nur beim gleichen Kreis von interessierten Blinden gewünscht, die schon zuvor Bücher in Brailleschrift gelesen haben und werde daher im Verhältnis zu seinen Herstellungskosten nur einen relativ kleinen Hörerkreis finden, hat sich nicht bewahrheitet. Das „sprechende Buch" hat vielmehr einen ungewöhnlich großen Kreis von blinden Hörerinnen und Hörern wieder der Literatur zugeführt, und zwar keineswegs nur der weniger anspruchsvollen Unterhaltungsliteratur, sondern — wie die Statistiken der Hörbüchereien beweisen — vor allem der anspruchsvolleren modernen Romanliteratur und der Sachliteratur bis hin zu allgemein verständlicheren wissenschaftlichen Werken. Selbst die Optimisten auf dem Weg der deutschen Blindenhörbüchereien wurden von dieser Entwicklung überrascht, und es hat sich gezeigt, daß die Zahl der Punktschriftleser keineswegs abgenommen hat. Vielmehr ist eine gegenteilige Entwicklung festzustellen: Durch das „sprechende Buch" ist das Interesse an an-

spruchsvollerer Literatur so sehr gewachsen, daß eine bedeutende Zahl von Blinden wieder zum Punktschriftlesen zurückgefunden hat und sich mehr als früher auch mit Werken befaßt, die wegen ihres Inhalts und ihres Umfangs weniger geeignet sind, auf Magnettonbändern aufgenommen zu werden, die jedoch in Brailleschrift zur Verfügung stehen.

Diese Entwicklung bringt auch alle Bedenken zum Schweigen, die da und dort wegen der nicht unerheblichen Kosten aufgetaucht waren, die für die Blindenhörbüchereien ständig entstehen und überwiegend aus öffentlichen Mitteln gedeckt werden müssen. Diese Entwicklung hat gezeigt, daß die Blindenhörbüchereien eine echte und schmerzliche Lücke in der geistigen und kulturellen Betreuung der Blinden in der Bundesrepublik geschlossen haben, eine Lücke, die dadurch entstanden war, daß die Blinden durch ihre Behinderung von der Benutzung der zahlreichen und oft großen Volksbüchereien ausgeschlossen blieben. Ebenso wie die Volksbüchereien längst als selbstverständliche öffentliche Aufgabe von Gemeinden und Ländern angesehen werden, so muß sich auch die Überzeugung Raum schaffen, daß die Blindenhörbüchereien in Ergänzung dieser Bemühungen um die Volksbüchereien eine echte staatliche Aufgabe im Rahmen der kulturellen Betreuung der blinden Bürger sind und bleiben müssen.

Wir, die wir nun seit Jahren das Glück erfahren, „sprechende Bücher" in jetzt ausreichender Auswahl erhalten zu können, sollten aber nicht vergessen, für die Hilfe und Unterstützung unserer sehenden Freunde bei staatlichen und kommunalen Behörden dankbar zu sein, die es bisher ermöglicht haben, daß die bedeutenden Mittel für diesen guten Zweck bereitgestellt worden sind. Wir sollten alle noch mehr als bisher bemüht sein, der außergewöhnlichen Bedeutung der Hörbüchereien und der von ihnen verbreiteten „sprechenden Bücher" Ausdruck zu geben, um dadurch die Bemühungen der Hörbüchereien um ihren Bestand und ihre Fortentwicklung zu unterstützen.

Dr. K. Kirchner



Der blinde Hörer soll nicht lange auf das bestellte Buch warten müssen. Der Versandleiter und seine Helferinnen und Helfer verpacken die Bänder für den Versand mit der Post, nachdem der ganze „Papierkrieg" erledigt ist, der nun einmal in einer Leihbibliothek nicht vermieden werden kann. (3 Fotos: Feddersen)

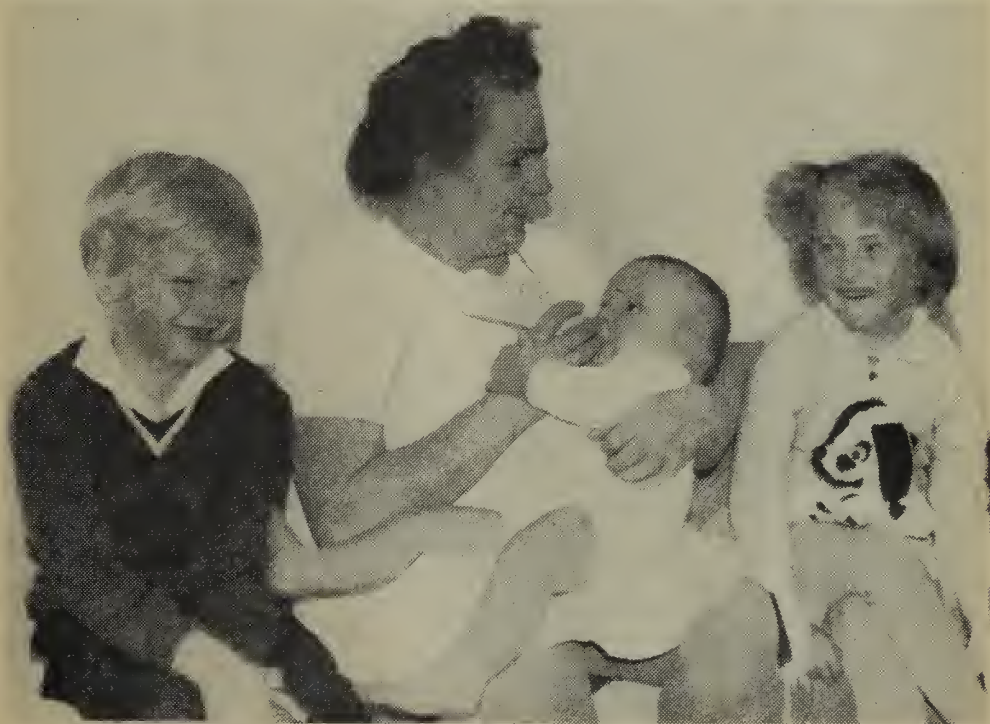
Die kriegsblinde Frau und Mutter – vom Ehemann gesehen

Im Jahre 1952 habe ich meine kriegsblinde Frau kennengelernt und geheiratet, sie arbeitete damals als Masseuse im Siegburger Krankenhaus. Ende 1952 zogen wir zusammen mit dem kleinen Peter aus erster Ehe meiner Frau — ihre erste Ehe wurde nach ihrer Erblindung geschieden — in den Schwarzwald, wo wir eine Wohnung bekamen. Peter ist jetzt 22, er war damals, als meine Frau am 9. März 1945 erblindete, gerade zwei Jahre alt. Vor einigen Jahren haben wir uns ein eigenes Häuschen gebaut, das wir für uns allein bewohnen.

Es gibt auch heute unter den Sehenden noch viele, die nicht verstehen können, daß eine kriegsblinde Frau heiratet, Kinder zur Welt bringt und dazu noch froh und glücklich in ihrer Arbeit als Hausfrau aufgehen kann. Diese Menschen vergessen ganz, daß eine blinde Frau in ihrem Seelen- und Gefühlsleben nicht anders sein kann als ihre sehenden Geschlechtsgenossinnen. Die blinde Frau empfindet dasselbe beglückende Gefühl der Mutterschaft — ja noch inniger — wie die Sehende. Als wir vor dreizehn Jahren heirateten, war es der besondere Wunsch meiner Frau, auch Kinder zu bekommen, und als diese in den ersten Jahren unserer Ehe ausblieben, litt meine Frau sehr darunter. Um so größer war aber die Freude, als dann 1957 ein Junge, 1959 ein Mädchen und am 30. April 1964 nochmals ein Junge zur Welt kamen. Trotz der vielen Arbeit, die nun auf ihr lastet, habe ich meine Frau noch niemals wegen der Kinder jammern und klagen hören, wie man das so oft in den Kreisen der sehenden Frauen zu hören bekommt. Wenn früher aus Unverstand uns Bedauern entgegengebracht wurde, so müssen heute in Anbetracht der Leistungen einer Kriegsblinden diese Stimmen beschämt schweigen.

Gewiß kann eine blinde Hausfrau und Mutter nicht auf die Mithilfe einer sehenden Person verzichten. Aber viele Arbeiten, die der

Ein Bild wahren Mutterglücks. Für diese kriegsblinde Hausfrau und Mutter bedeuten Familie und Heim alles. Sie lassen sie oft vergessen, daß sie seit über zwei Jahrzehnten erblindet ist. Wenn ihr allerdings beim Flicken ein Knopf auf den Boden fällt und ins Unbekannte wegrollt, dann wird sie schnellstens wieder daran erinnert.



Ehemann nicht ausführen kann, verbleiben der Frau, beispielsweise das Bügeln der Wäsche. (Das Waschen in der Maschine bringt heute auch der Papa fertig.) Die Arbeit teilen wir uns so ein, daß keines zu kurz kommt. Im Kochen habe ich vieles von meiner Frau gelernt, aber das Staubwischen überlasse ich gerne der Mama, weil sie den Staub besser fühlt, als ich ihn als Sehender sehen kann. Auch das Kleine baden macht meine Frau am liebsten selbst, weil sie Angst hat, ich könnte es fallen lassen. Mit dem Bereiten der Mittagsmahlzeit wechseln wir uns ab, je nachdem, was es gibt. Viel Zeit zum Nachdenken bleibt uns nicht, unsere Kinder sorgen dafür, und wenn sie auch viel Arbeit machen, so bringen sie doch viel Licht und Sonnenschein in die dunklen Tage ihrer kriegsblinden Mutter.

So sieht unser Alltag aus

Nur zu oft begegnet man unter den Sehenden der Auffassung, der Ehemann müsse seine kriegsblinde Frau des Morgens anziehen, waschen und kämmen, ja manche Leute glauben noch, eine Blinde sei zu sonst nichts mehr nütze, als auf dem Sofa zu sitzen und sich bedienen zu lassen. Für solche Ansichten haben wir nur noch ein herzhaftes Lachen übrig.

Wenn ich den Alltag meiner kriegsblinden Frau betrachte — wir sind eine fünfköpfige Familie —, dann weiß ich, daß er trotz meiner Mithilfe viel mühevoller und beschwerlicher ist als sie zugibt. Schon des Morgens, wenn sich unser Jüngster in seinem Bettchen meldet, ist meine Frau die erste, die sich seiner annimmt und ihn versorgt. Während ich meist so tief schlafe, daß ich gar nichts merke, geht sie hinunter in die Küche und macht das Fläschchen für den Kleinen warm. Drei bis fünf Mahlzeiten koche ich immer auf einmal und fülle sie fertig in die Flaschen. Meine Frau braucht dann nur bei Bedarf in den Kühlschrank zu greifen und die Flasche im Wasserbad warm zu machen. Zu diesem Zweck bedient sie sich des Warmwasserspeichers in der Küche, den wir hauptsächlich deshalb angeschafft haben, um Unfälle mit heißem Wasser, wie sie leicht möglich sind, wenn Kinder einen Topf herunterziehen, zu vermeiden. Meine Frau braucht keinen Topf aufzustellen, um ihr Spül- und Putzwasser zu bereiten und läuft somit keine Gefahr, daß den Kindern in dieser Hinsicht etwas zustößt. Die Sache ist wohl etwas teuer, aber es ist bis jetzt noch nicht vorgekommen, daß sich eines mit heißem Wasser verbrannt hätte. Ist nun der Kleine versorgt — in der Zwischenzeit bin ich meist auch wach geworden — legt sich meine Frau noch ein halbes Stündchen hin, während ich das Bad anheize und in den kalten Monaten die übrigen Feuerstellen versorge. Im Erdgeschoß haben wir nur einen Ofen für Holz und Kohle, der Küche, Wohn- und Kinderaufenthaltszimmer heizt. Im Dachstock unseres Einfamilienhauses befinden sich die zwei Kinderschlafzimmer, die mit Ölöfen beheizt werden und das Elternschlafzim-



Wäscherinnen. Zeichnung von Hans Häussermann



Großer Sonntagsspaziergang bei G's. Der Papa ist allerdings nicht im Bilde, er muß die liebe Familie fürs Fotoalbum festhalten. **(3 Fotos: - g -)**

mer (ohne Heizung). Das Bad ist ebenfalls hier.

Nun macht meine Frau (ohne mich) ihre Morgentoilette. Wenn dann auch die zwei größeren Kinder gewaschen und angezogen sind, was unter der Regie meiner Frau geschieht, bin ich soweit mit dem Kaffee und Brötchenschmieren, und wir können gemeinsam das Frühstück einnehmen. Dazwischen findet sich noch ein bißchen Zeit, die Nachrichten und den Frauenfunk zu hören oder einen Blick in die Tageszeitung zu werfen.

Sind die beiden älteren Kinder in der Schule beziehungsweise im Kindergarten, fahre ich mit dem Motorroller in das Städtchen, um einzukaufen oder sonstige Besorgungen zu erledigen. Währenddessen beschäftigt sich meine Frau damit, die Betten zu machen und die Schlafzimmer in Ordnung zu bringen. Bin ich zurückgekehrt, wird der Kleine gebadet, wobei mir lediglich die Aufgabe zufällt, das Wännchen mit warmem Wasser zu füllen, die Flasche für die anschließende Mahlzeit auf Temperatur zu bringen und aufzupassen, daß der quecksilbrige Filius nicht vom Wickeltisch fällt. Ist diese Prozedur beendet, dann kommt der nun blitzblank Gebadete in seinen Laufstall, um später ins Bett gebracht zu werden.

Die Bereitung des Mittagsmahles ging zum Beispiel heute schnell vonstatten, es gab Blumenkohl, Salzkartoffeln und Bratensoße von gestern. Während meine Frau den Blumenkohl

Dieser süße kleine Fratz wächst unter der Fürsorge und Liebe seiner kriegsblinden Mutter auf wie jedes andere Kind. Größer geworden, wird er seiner Mutter so selbstverständlich helfend zur Hand gehen, wie er es von den älteren Geschwistern und vom Vater angenommen hat.



wusch und zerkleinerte, brachte ich die angefallene Wäsche in die Waschmaschine und schaltete ein. Blumenkohl und die von meiner Frau ebenfalls zugerichteten Salzkartoffeln waren, nachdem sie von mir nachgesehen wurden, im Dampfkochtopf schnell gar. Als dann die Kinder heimgekommen waren, konnte sich die Familie um den Tisch versammeln. Das Fertigmachen der gekochten Kohlröschen in der dazugehörigen Buttersoße mit Milch und Eiern übernahm die Mutti. Es schmeckte allen sehr gut, und die Töpfe wurden leer. Nach dem Essen war die Wäsche fertig zum Aufhängen, was der Vater besorgte, die Mutti hatte es übernommen, das vom Papa abgeräumte und zusammengestellte Geschirr zu spülen. Vor dem Aufhängen der frisch gewaschenen Wäsche hatte der Papa die trockene abgehängt und in den Wäschekorb gelegt, damit der Mama am Nachmittag die Arbeit nicht ausgehe und sie diese wegbügeln könne. Alle zwei Tage kommt so eine Waschmaschine voll zustande, da gibt es schon viel Arbeit. In den Wintermonaten geben wir die Bettwäsche aus, wegen dem Trocknen.

Ist draußen gutes Wetter, dann findet Papa mal Zeit, mit dem jüngsten Sproß auszufahren oder ihn bei Besorgungen mitzunehmen. Natürlich sind die anderen Kinder auch noch da und kommen des Nachmittags, wenn sie zu Hause sind, oftmals zur Mama oder zum Papa mit ihren Wünschen und Sorgen.

So gegen 18 Uhr versammelt sich wieder die Familie zum Abendessen. Sind die Brote vom Papa gerichtet, kann die Fütterung beginnen. Der kleine Manfred hat schon früher seine Gemüsemahlzeit erhalten und spielt nun in seinem Laufställchen. Abends sind wir immer sehr froh, wenn die Kinder gesund in ihren Betten liegen und wir eine Stunde für uns haben.

Doch auch diese Stunden sind angefüllt mit Zurechtmachen der nicht immer sauberen Kleidungsstücke der Kinder für den nächsten Tag. Oft ist es für meine kriegsblinde Frau nicht leicht, vor den zerrissenen Stücken zu stehen und sich zu überlegen, wie bringe ich wieder dieses zurecht. Es ist da auch schon der Wunsch in ihr aufgestiegen, ach könnte ich doch ein bißchen sehen, um für meine Lieben noch flikken zu können.

Die Kinder merken wohl schon sehr früh, daß die Mama nicht sehen kann und stellen sich auch darauf ein. Aber es wäre zuviel verlangt, wollte man ihnen zumuten, sich immer so zu bewegen, daß ja nichts entzwei geht. Die kleine Ingrid meinte kürzlich am Mittagstisch: „Gell Mama, du hast Augen aus Glas, damit kannst du nicht sehen, aber ich habe Augen aus Fleisch, und damit kann man sehen." Die Ingrid und der Herbert haben sich schon von klein auf angewöhnt, daß, wenn sie der Mutti etwas zeigen wollen, sie ihre Hand nehmen und zu dem Gegenstand hinführen oder ihn ihr in die Hand drücken, selbst wenn es sich um ein Bild handelt, das die Kleine auf ein Stück Papier gemalt hat. Der Herbert glaubt felsenfest, daß die Mama mit der Hand sehen kann und zerbricht sich den Kopf, wie es möglich ist, daß sie bemerkt, wenn er nicht anständig (zurückgelehnt) am Tisch sitzt. Eine Zeitlang versuchten sie, mir leise ihre Wünsche ins Ohr zu flüstern, daß Mama sie nicht hören sollte, denn sie wußten zu genau, daß ich ihnen doch eher eine Bitte erfülle als die etwas strengere

Mama. Seitdem ich aber jedesmal ihr leises Geflüster laut vor den Ohren der Mama wiederhole, haben sie auch den Mut gefunden, ihre Wünsche laut vor den Ohren der Mama zu äußern.

Im Haus bewegt sich meine Frau ganz allein und kennt sich auch recht gut aus, doch würde sie sich bei dem heutigen Verkehr nicht allein auf die Straße wagen, zumal sie ja im Gegensatz zu ihrem Heimatort das Schwarzwaldstädtchen, in dem wir wohnen, als Sehende nicht kennenlernte. Dank der technischen Hilfsmittel wie Elektroherd, Warmwasserspeicher, elektrischer Bohner, Waschmaschine und so weiter ist es möglich, daß meine Frau in großem Maße unseren fünfköpfigen Haushalt allein bewältigt. Die Arbeit im Garten gehört selbstverständlich nicht zu ihrem Bereich. Daß im Haushalt vielleicht etwas mehr Geschirr zerbricht oder mal eine kleine Verwechslung geschieht, kann beim besten Willen nicht vermieden werden. Auch das Telefon gehört zu den Einrichtungen, die einer kriegsblinden Frau das Leben erleichtern, sei es, um den Arzt zu rufen, wenn eines der Kinder oder der Mann krank im Bett liegt oder auch um eine Bestellung aufzugeben. Eine kleine Unterhaltung mit der Mutter, die 400 km weg wohnt, ist durch das Telefon möglich und gehört zu den Freuden, die ihr das Leben verschönern.

Begreiflicherweise sind aber die Tage nicht nur mit Arbeit und Sorgen angefüllt, sondern bringen auch manche heiteren Stunden im Zusammensein mit der Familie. Zu nennen sind da auch die Aufenthalte in einem Kriegsblindenkurheim, wo sich besonders die kriegsblinde Hausfrau und Mutter freuen darf, einmal der Sorge um den Kochtopf für vier Wochen enthoben zu sein. Nachher läßt sich dann die Last des Alltags wieder leichter tragen. —g—



In jedem vollen Glase Wein...

Wir sind gern in der alten Weinstube. Behaglich sitzt man in breiten Armstühlen um blankgescheuerte Tische. Das Licht fällt gedämpft durch bleigefaßte Butzenscheiben und malt eigenwillige Schnörkel auf den Fußboden. Von fern brummelt der Lärm der Straße. Weiße Zigarettenfäden wehen durch den Raum. Halblaut unterhalten sich die Gäste.

Wir dämmerschoppeln. Wir — das sind ein Jurist, ein Versicherungskaufmann und ich. Ein Herr bittet, an unserem Tisch Platz nehmen zu dürfen. Na schön. Wir kommen ins Gespräch, natürlich über Wein.

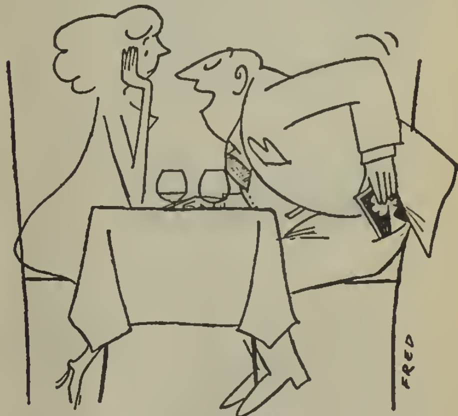
„Wissen Sie", sagt der Herr, „ich trinke auch gern mein Gläschen; aber Wein als Liebhaberei? Das habe ich noch nie gehört!" Er wiegt nachdenklich seinen Kopf. „Kann man Wein überhaupt sammeln?" Zweifelnd schaut er mich an. „Warum denn nicht?" entgegne ich. „Man trägt doch die seltsamsten Dinge zusammen: Würfelzucker, Bieruntersetzer, Uniformknöpfe, Postillionhörner. Warum nicht auch Wein?" „Aber", wendet er ein, „die Flaschen benötigen doch soviel Platz." „Sicher, so einfach wie mit Briefmarken ist es nicht. Man muß schon ein Stück Kellerwand frei haben, um seine Sammelstücke in Regalen schichten zu können. Sie nehmen aber weniger Platz ein, als man geheimhin glaubt. Auch muß man sich, ebenso wie bei den Briefmarken, auf bestimmte Gebiete spezialisieren. Man kann nicht alle sammeln; nicht Wein aus Italien, Frankreich und Deutschland. Selbst die deutschen Weinsorten sind so mannigfaltig, daß man sie unmöglich vollständig zusammentragen kann. Man muß sich beschränken. Vielleicht entscheidet man sich für Rotwein, für die vollen, dunkelroten Ahrburgunder und die milden, rubinroten Samtröcke des Kaiserstuhls. Oder man wählt Weißwein, die spritzigen, eleganten Rieslinge der Mosel und die alkoholreichen, trockenen Silvaner aus Main-Franken. Oder man legt sich ganz auf Spezialitäten, auf die rötlichen Weißherbste oder die restsüßen Eisweine."

„Wird das aber nicht sehr eintönig, immer nur Flaschen aufeinander zu stapeln?" fragt der Fremde.

„Natürlich, wenn sich das Sammeln im Zusammentragen erschöpft. Doch das Kaufen und ins Regal legen ist ja nur der letzte Akt. Zunächst muß man sich mit der Lage des Anbaugebietes beschäftigen, dessen Kreszenzen man sammeln möchte; mit seiner Geographie, seinem Klima, den einzelnen Ortschaften, ja sogar den einzelnen Weinbergen. Wie will man sonst die besten Weine herausfinden? Einen Überblick kann man sich noch am Schreibtisch verschaffen, die Einzelheiten aber erfährt man nur an Ort und Stelle. Man muß sich für Rebkunde, Kellertechnik und andere Fachgebiete interessieren, muß mit der Geschichte des Rebstocks vertraut sein. Man kann der Frage nachgehen, wo Goethe seinen Frankenwein, wo seinen Pfalzwein einkaufte."

„Das kann ja ganz interessant sein." Der Herr nippt nachdenklich an seinem Schoppen. „Es ist interessant wie jede Liebhaberei!" Ein tiefer Zug aus dem Glas feuchtet meine trokkengewordene Kehle. Der Badener ist ausgezeichnet.

„Du hast uns noch nie erzählt, wie du darauf gekommen bist, Wein zu sammeln." Der Versicherungskaufmann schaut mich mit seinen Knopfaugen fragend an. „Das hat sich im Laufe der Jahre ergeben. Wein habe ich immer gern getrunken, und aus der Vorliebe für den Wein ist das Interesse am Wein erwachsen. Ich begann über den Wein zu lesen, trank dazu mein Schöppchen, und während des Lesens und Trinkens kam der große Jahrgang 1953. Davon sollte man sich etwas in den Keller legen, sagte ich mir. Wer weiß, wann wieder so ein köstlicher Tropfen wächst. Hatte ich bis dahin von der Flasche in den Mund gelebt, jetzt begann ich Vorräte anzulegen. Ein paar Flaschen zunächst nur. Vielleicht sind sie beim Winzer billiger, überlegte ich beim Einkauf. Wo aber waren die Weingüter, bei denen es guten und doch preiswerten Wein gab? Ein Buch über die Pfalz fiel mir in die Hände, in dessen Anhang mehrere Weingüter aufgeführt waren. Ich forderte dort Preislisten an, und, 1955 aus dem Som-



Seit über zehn Jahren trage ich dein Bild auf dem Herzen



merurlaub zurückkehrend, suchte ich einige auf. Mein Interesse öffnete mir manchen Keller. Ich ging durch Lager- und Flaschenkeller, sah große und kleine Fässer, Abfüllanlagen und Korkmaschinen. Einige Flaschen von jedem Weingut waren die Ausbeute meiner ersten Expedition. Ich verglich ihren Inhalt mit Flaschen gleicher Preislage, die ich beim Weinhändler kaufte. Im nächsten Jahr schaute ich in einige Weinkeller der Mosel, und dann, Jahr für Jahr, verbrachte ich ein oder zwei Urlaubswochen in einem deutschen Weinbaugebiet: mal im Kaiserstuhl, dann in Rheinhessen, ein andermal am lieblichen Main. Ich wanderte durch winterkahle und traubenschwere Weinberge, stieg in Keller, die sich schon im 16. Jahrhundert über mächtigen Gebinden wölbten, durchschritt moderne Kelleranlagen, die einer chemischen Fabrik ähnlicher sahen als einem Tempel des Bacchus. Überall hörte ich Neues, erfuhr einzelnes. Nicht nur Kenntnisse sammelte ich auf diesen Reisen, auch Flaschen. Die Zunge schärfte sich, lernte Gutes von Minderwertigem zu unterscheiden."

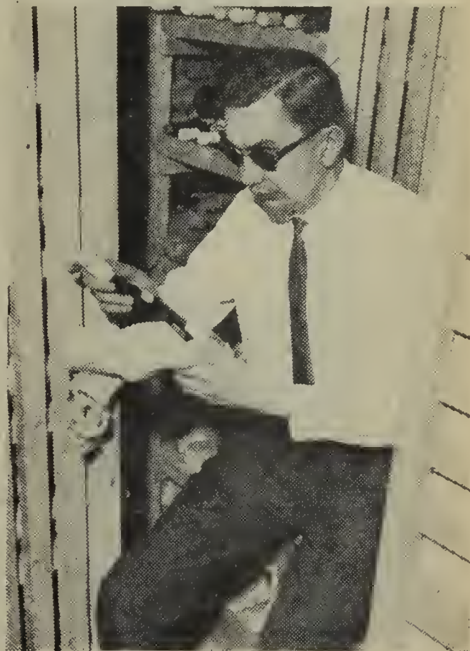
Der Kellner hat einen neuen Schoppen gebracht. Beim Zuprosten muß ich mit der Hand nach meinem Glas suchen.

„Sehen Sie nichts?" Der Fremde ist überrascht. Erst jetzt hat er meine Behinderung gemerkt. Kein Wunder, bei dem dämmernden Licht in der Nische. Als ich verneine, fragt er zögernd: „Dann haben Sie doch gar nichts von Ihren Flaschen, den bunten Etiketten, von den Kellern, durch die Sie gegangen sind, und den Weinbergen, die Sie durchwanderten?" Ich lächelte ihn an. „Ihre Frage ist verständlich. Natürlich sehe ich die Etiketten nicht, sehe nicht die Gebinde eines Kellers. Aber damit ist nicht gesagt, daß ich keine Eindrücke gewinne, mir kein Bild machen kann. Sicher, das Fehlen des Augenlichts ist immer wieder schmerzlich. Doch auch die anderen Sinne können Eindrücke vermitteln. Sie brauchen nicht schlechter zu sein, sie sind nur anders. Was Sie sehen, bleibt mir verborgen. Dafür erfühle, erspüre ich manches, was Sie nicht sehen. Wenn ich in einen weiträumigen Keller steige, sehe ich seine Weite und Höhe nicht. Und doch spüre ich sie. Ich höre den Hall der Schritte, das Schwingen der Stimmen. Ich fühle die Feuchtigkeit des Gewölbes auf meiner Haut, empfinde die Kühle. Ich rieche den backpflaumenartigen Duft des Kellerpilzes, fahre mit der Hand über die feuchtblanken Bruchsteinwände, die von ihm über-

zogen sind, ertaste Form und Größe der Fässer, das Schnitzwerk am Faßriegel. Ich kann Ihnen einen Weinkeller beschreiben, obwohl ich ihn nicht gesehen habe.
Und sehen Sie, beim Weinberg ist es ebenso. Ich spüre die Steigung des Weinberges, zerkrümele seine Erde zwischen meinen Fingern, fühle die Wärme des geschotterten Schiefers, kann die Größe der Beeren ertasten, sie schmecken. Etwas in der Hand gehalten, es befühlt und berochen zu haben, schafft auch eine Anschauung, einen Eindruck, ein inneres Bild."
„Und beim Prüfen und Probieren der Weine bist du uns voraus", wirft der Jurist ein, „sicher liegt das an deinem geschärften Geschmacks- und Geruchssinn."
„Das mag sein. Beim Prüfen und Probieren des Weines kommt es nicht so sehr auf das Sehen, sondern auf das Riechen und Schmekken an. Auch sonst ist Wein eine Liebhaberei, die sich für den Nichtsehenden besonders gut eignet. Er kann seine Schätze allein lagern, stapeln und betreuen. Kleine, mit Punktschrift beschriebene Schildchen ermöglichen ihm das selbständige Finden jedes seiner Lieblinge. Es ist eine Liebhaberei, die ihn zum Wandern zwingt, zum Wandern durch die schönsten Landschaften Deutschlands: auf der Weinstraße durch die Pfalz, am Silberband der Mosel entlang, durch die kleinen Weinorte des Kaiserstuhls oder die traditionsbeladenen Städtchen Main-Frankens. Welche Liebhaberei bietet soviel Anregung zum Schweifen durch die Landschaft, zum Verweilen in anheimelnden Weinstuben? Und sie vermittelt das Wichtigste, das Gespräch mit anderen Menschen. Wein ist ein Sammelobjekt, das ständig von Menschen betreut sein will. Und mit diesen Menschen kommt man zusammen, kommt ins Gespräch, lernt sie kennen. Der Nichtsehende lebt nicht isoliert, er lebt in der Welt der Sehenden und muß mit ihnen im Gespräch bleiben. Mit vielen Menschen habe ich auf meinen Streifzügen gesprochen, mit Winzern, Weinbergsarbeitern, Gutsverwaltern. Viele lernte ich kennen, mit manchen bin ich befreundet. Mir hat sich durch meine Liebhaberei ein ganz neuer Lebenskreis erschlossen.
Und wie tröstend ist so ein Tropfen in trüben Stunden. Allein das Geräusch des Entkorkens stimmt den Menschen freundlich. Und erst der Inhalt einer guten Flasche! Er wird mit den trübsten Grillen fertig." „Wenn man Sie so schwärmen hört", schmunzelt der Fremde und hebt sein Glas, „dann möchte man auch anfangen, Wein zu sammeln."
„Tun Sie das, es wird Ihnen ganz sicher viel Freude machen!"

Ulrich Lapp

„Der Wein erfreut des Menschen Herz." Dieses Wort gilt natürlich auch für unseren kriegsblinden Kameraden, der sich zwar als Weinsammler betätigt, dabei aber doch nicht vergißt, daß selbst der beste Wein nicht nur gesammelt, sondern auch einmal getrunken sein will. Der Schätze bleiben ja trotzdem noch genug.



Den versiegelten Blick in die Ferne gerichtet

Die Gestalt des Blinden in der modernen deutschen Literatur

„Apoll nahm mir das Licht, er machte mir eine weiße Binde übers Auge. Doch dafür gab er mir die innere Sehkraft." (Gerhart Hauptmann: „Der Bogen des Odysseus".)
Von Homer bis Gerhart Hauptmann spannt sich ein weiter Bogen. Blinde Sänger und Seher treten in der Antike auf, Gestalten, die eigentümlich leuchten bis auf den heutigen Tag, so der blinde Geschichtenerzähler Demodokos am Hofe des Alkinoos und der unerbittliche Seher Teresias, ein Mahner und Warner. Auch Homer selbst wurde in hellenistischer Zeit eindrucksvoll dargestellt als der von innerer Schau Beseelte, der die Welt nicht mit leiblichen Augen sah. — All diesen Gestalten liegt die Vorstellung zugrunde, daß ein Mensch, dem das äußere Licht genommen ist, dafür mit einer inneren Hellsichtigkeit begabt sein kann. Sie ermöglicht ihm eine gesteigerte künstlerische Schaffenskraft und befähigt ihn, tiefer in das innere Wesen der Welt hineinschauen zu können, ja sogar die Zukunft vorauszusehen.



Diese Erblindeten sind nicht abgelenkt durch die verwirrende Fülle der Eindrücke, die das Auge mit der Oberfläche der Welt beschäftigen. Dafür öffnen sich ihnen um so leichter Einsichten und Erkenntnisse, die dem normal sehenden Menschen verschlossen bleiben. Wo die Begrenzung durch das fehlende äußere Augenlicht unwesentlich wurde, wird schöpferische Phantasie und seherische Schau unabhängig von den Bildern, die von außen auf die Netzhaut fallen.

Sicher gab es damals neben solchen herausragenden Gestalten auch die große Anzahl der Blinden, die — ohne die heutigen medizinischen und technischen Hilfsmittel einem übermächtigen Schicksal ausgeliefert — tatenlos dahinvegetierten. Aber sie spielten in der Literatur kaum eine Rolle. —

Auffallend ist, wie häufig gerade heute — etwa in der deutschen Literatur von 1945 bis 1965 — die Gestalt eines Blinden dargestellt wird, aber nicht mehr als Bild und Gleichnis eines Menschen, der über das normale Maß hinausragt. Nach den zerstörerischen Folgen des zweiten Weltkrieges fand man vielmehr in der Blindheit das Bild, durch das sich das Hilflose und Versehrte ausdrücken ließ — als Lebensgefühl der Vereinsamung oder aber als Entfremdung gegenüber der Wirklichkeit im Kontrast zwischen realer und vorgestellter Welt.

*

Ein besonders krasses Beispiel dafür bietet das Drama von Friedrich Dürrenmatt „Der Blinde"! „Vor meinem Schlosse sitzend, will ich die Gnade Gottes genießen ... Ich bin der Herzog, den man den Glücklichen nennt. Es gehört mir alles ... was ihr seht: das hohe Schloß, das Land, das sich zu euren Füßen ausbreitet, die Dörfer, die Wälder und die Hügel, soweit euer Auge reicht." Diese Worte spricht der blinde Herzog zu Beginn des Schauspiels. In Wirklichkeit liegt sein Schloß in Trümmern; das ganze Herzogtum wurde

Lastträgerin. Holzschnitt von Rudolf Güthinger

von den Truppen Wallensteins verwüstet und entvölkert. Der unüberbrückbare Gegensatz zwischen Realität und Illusion wird bereits in diesen ersten Worten offenbar. Im Geist sieht der Fürst noch die Unversehrtheit seiner Welt, indem er kritiklos alles annimmt, was ihm gesagt wird — „wie ein Narr". „Die Welt verändert sich ... Nur die Welt des Blinden verändert sich nicht."

Für seinen dämonischen Gegenspieler Negro da Ponte ist der blinde Herzog „ein seltenes Tier", mit dem man experimentieren kann. Um seine Gutgläubigkeit zu verhöhnen, führt er vor ihm ein groteskes Spiel auf: Im zerstörten Thronsaal versammelt sich wüstes Gesindel — Zuhälter, Räuber, Mörder —, die sich als Herzöge und Generale ausgeben und ehren lassen. Unter ihnen ist eine Dirne, „Gräfin Freudenberg", die sich in der Würde einer verfolgten Äbtissin vorstellt. In dieser Satire wird der blinde Fürst der Lächerlichkeit preisgegeben. In einem teuflischen Monolog triumphiert Negro da Ponte: „Was er tut, ist ein Wahn, und was er glaubt, ist ein Wahn." In vermeintlicher Flucht wird der Hilflose im Kreise um die Trümmer seines Schlosses gehetzt — ein geblendeter Gloster, wie ihn Skahespeare in „König Lear" zeichnet. Ein altes Thema, das zu allen Zeiten beliebt war, wird damit von Dürrenmatt aufgenommen.

Doch die Blindenpsychologie, die hier zugrunde liegt, ist primitiv in ihrer Anlage. Das Entscheidende im menschlichen Leben sind nicht die Sinne, sondern der denkende Verstand, der geistige Erkenntnisvorgang, gepaart mit Phantasie, die das fehlende äußere Weltbild mit dem inneren Blick nachschafft. Im Schauspiel von Dürrenmatt ist der Blinde nur der dunkle Hintergrund, auf dem der Geist des Schriftstellers seine Raketen abbrennt. Um der theatralischen Wirkung willen vereinfacht er die Umwelteindrücke seines Herzoges, engt sie ein auf eine „Blindenwelt". Allerdings hat bei Dürrenmatt die groteske Verzerrung nicht das letzte Wort, denn die Haltung des Fürsten ist entscheidend geprägt durch den Glauben an Gott. In der



Cieco da rimedio per i Calli.
Blinder, so ein Mittel für die Hüneraugen hat.



Vende Paste per i sorci.
Küchlein wider Ratzen u. Mäüß.

Tiefe des Leids wächst der Herzog über sich selbst hinaus. Die letzte Szene knüpft an die erste an. Doch diesmal erkennt er: „Ich sitze hier inmitten meines zerstörten Schlosses ... über die leere Ebene schweifen die Wölfe." In dieser Lage wird Don Quichote, der Narr, welcher allen ein Spott war, zum Hiob. Trotz der vernichtenden Wirklichkeit der Tatsachen bleibt sein Glaube an die Wahrheit Gottes unerschüttert.

*

Unmittelbar in unsere Gegenwart führt Johanna Moosdorf in ihrer Erzählung „Die lange Nacht". Bei aller klaren Einsicht in die Wirklichkeit des Alltags glaubt sie an die Verwandlung des inneren Menschen, selbst dann, wenn ein besonders schweres Schicksal seine Existenz vernichtend getroffen hat. Im Mittelpunkt ihrer Novelle steht der Kriegsblinde Rudolf Wendtland. Eindrucksvoll ist die erste Begegnung von Vater und Sohn. Rudolf hält Kirschblüten in der Hand; aber er ist noch zu ungeschickt, er hat sie zerdrückt. Sein Vater begreift, daß in ihm die Hölle ist: „ .... sitzt da mit seinem zerstörten Gesicht und den zerdrückten Blüten in der Hand, 21 Jahre alt, 21 Jahre jung ..." Die entstellende Verwundung wirkt so erschrekkend auf seine Jugendfreundin, daß sie den Weg zu ihm nicht findet.

Für diesen Kriegsblinden ist die äußere sichtbare Welt verschwunden; nun geht er einen mühsamen Weg, sich von innen eine neue Wirklichkeit zu schaffen. Dies Thema kreist Johanna Moosdorf ein auf verschiedenen Zeit- und Bewußtseinsebenen. In einem kurzen Zeitraum von 24 Stunden wird Rudolf Wendtlands Persönlichkeit und Leben entfaltet. Wechselnde Monologe von drei Personen blenden zurück in die Vergangenheit und legen zugleich die Gegenwart offen. Rudolfs Bild spiegelt sich in den Gedanken der Menschen, die seinen Lebenskreis täglich berühren, sein eigentliches Wesen aber nicht zu erkennen vermögen.

Klarer werden die Umrisse durch die Selbstgespräche des Kriegsblinden, die unmittelbar sein inneres Werden aufdecken. Immer wieder wird er auf sich selbst zurückgeworfen und auf diese Weise gezwungen, an seinem seelischen Bereich zu arbeiten. Er lernt, hinter die Dinge zu sehen. In gesammelter Haltung lebt er wie in einer Kapsel, ganz auf Abstand eingestellt. Der Weg der inneren Versenkung zeigt ihm die Möglichkeit, sich aus der Umklammerung des Schicksals zu befreien.

Mit Wärme ist dieser Charakter ausgeführt; mit einfühlendem Verständnis wird die Umstellung eines Erblindeten lebenswahr geschildert. Alle Einzelbeobachtungen stimmen („Ich glaube nicht, daß er die Schritte noch bewußt zählt, seine Füße wissen die Wege"). Johanna Moosdorf kennt die feinen Möglichkeiten, die Umwelt ohne Augen aufzunehmen — durch ihren Klang, ihren Geruch, ihre Ausstrahlungen. „Anfangs ist alles schwarz und undurchdringlich, bis das Schwarze wie altes Gold zu schimmern anfängt, Maulwurf im Erdinnern, der schaufelt und gräbt und stößt sich durch die Nacht ..."

Das Buch schließt mit dem Bild, wie der Kriegsblinde mit einem seltsamen Lächeln am Fensterbrett steht, ins Innere des Zimmers gewendet. „Ich sah ihn dort stehen in der frostigen Sonne mit erhobenem Gesicht, den

versiegelten Blick in die Ferne gerichtet ... schmal und hell und sieht nichts als Finsternis, und um ihn ist Stille."

Zurück bleibt eine seltene Orchidee, die nur nachts blüht. Wohl hat Rudolf sich in 17 Jahren hineingebohrt in sein Inneres und eine meditative Überwindung der Dunkelheit erreicht. Aber er dringt nicht durch zu einer fruchtbaren Tätigkeit in der Außenwelt. Kein befreiender Wille treibt ihn, sich in beruflicher Arbeit zu bewähren. Erst mit 38 Jahren beginnt er ein Studium, und wir erfahren nichts davon, wie diese geistige Beschäftigung sich auf sein Innenleben auswirkt. So sympatisch er dargestellt wird — er ist in seinem Nur-nach-innen-Gerichtetsein ein Ausnahmefall —, ein Holzwurm, der in den dunklen Gängen einer Kommode lebt und der denkt, die Kommode sei die ganze Welt... Das volle Leben bleibt ihm verschlossen.

*

Ein ähnliches Schicksal schildert Walter Jens in seiner Novelle „Der Blinde". Diese Erzählung erschließt sich nicht bei flüchtigem Aufnehmen; sie setzt einen gesammelten, in sich ruhenden Leser voraus. Nur wer selbst durch körperliche und seelische Katastrophen hindurchging, vermag den tieferen Sinn dieser Novelle zu erfassen.

Walter Jens setzt sich mit der Frage auseinander, wie ein Mensch unmittelbar nach plötzlicher Erblindung den Schock überwindet und ins Leben zurückfindet. Durch eine Krankheit verliert der Lehrer Heinrich Mittenhaufen sein Augenlicht. An einem einzigen Tag rollt auch hier das Geschehen ab. Johanna Moosdorf schildert Wesen und Verhalten des Kriegsblinden durch wiederholte Rückblenden in eine um 17 Jahre zurückliegende Vergangenheit. W. Jens dagegen drängt wie mit einem Zeitraffer Ereignisse und Einsichten, die sich in Wirklichkeit in



„Zum Lichte greifend", Bronzeplastik von Hildegard Reinsch, Große Berliner Kunstausstellung. (Foto: Hilde Zenker)

langen zukünftigen Zeiträumen entwickeln, auf wenige Stunden zusammen. Doch gerade durch diese Aufstauung der inneren Dramatik auf die kurze Zeitspanne eines Tages wird der Vorgang deutlicher sichtbar.

Offenbar ist auch der erblindete Lehrer von Natur ein Typ, der in seinem eigenen Ich verkrampft und gehemmt ist, mit der Umwelt in Verbindung zu treten. Auch bei ihm setzt deshalb zunächst eine Fehlentwicklung ein. Noch wagt Heinrich Mittenhaufen nicht, sich der neuen Lage wirklich zu stellen. Er weicht

aus durch eine Flucht in die Innenwelt, in der er scheinbar Raum und Zeit völlig überwinden kann. „Von jetzt an war gleichgültig, wo er sich aufhielt. Überall, wo er war, war Murmansk und London, Berlin und Paris, Hamburg und Rio ... Er brauchte die Uhr nicht mehr. Er brauchte niemanden mehr."
Das Mittel, mit dem er diesen Zustand der vollkommenen Loslösung und damit des inneren Friedens zu erreichen hofft, ist — seinem Charakter entsprechend — das seltsame Spiel mit den Klötzen eines geheimnisvollen Baukastens. Wenn er die glatten Steine mit der Hand umschließt, öffnet sich ihm wie mit magischem Zauber eine helle Welt der Bilder. Jede Erinnerung seines eigenen Lebens, ebenso wie jede bloß erdachte oder erträumte Situation, steht sofort in plastischer Anschaulichkeit vor seinem inneren Auge. Der Zuschauer, der dies Spiel nur von außen betrachtet, findet es unverständlich und absonderlich. Nur wer etwas ahnt von alten Weisheiten des Zen-Buddhismus, vermag den Grund dieser Andeutung auszuloten. Denn dies „Spiel" ist nicht eine belanglose Spielerei. In der Auseinandersetzung mit sich selbst, um eine neue geistige Haltung zu gewinnen, bedarf es eines handgreiflichen Hilfsmittels. Das Sich-Versenken will methodisch geübt sein.

Weil aber das Spiel hier ohne helfende Anleitung versucht wird, kommt seine eigentliche Bedeutung nicht zur Auswirkung. Wie ein Kreisel dreht Heinrich Mittenhaufen sich um das eigene reizbare Ich. An dieser Stelle beginnt die eigentliche Krise im Leben des Erblindeten. Das letzte Ziel muß ihm erst erschlossen werden: die Begrenzung des eigenen Ich zu durchbrechen, um in Verbindung zu treten mit dem Ich des anderen. Die innere Gemeinschaft von Mensch zu Mensch ist es, die das Leben trägt. Sie überwindet auch das Dunkel, in das die Erblindung scheinbar hineinführt. Dem noch in sich zerrissenen Lehrer hat Jens deshalb in der Gestalt eines alten blinden Juden, der ganz aus mystischer Tiefe heraus lebt, ein Gegenbild gegenübergestellt. Jener weise Blinde, im Leid des Konzentrationslagers geläutert, ist gerade durch sein Schicksal „sehend" geworden. Er vermag auch solchen Menschen, die trotz ihrer Augen das Wesentliche der Welt nicht erkennen, den Weg zu zeigen.

*

Von dieser inneren Möglichkeit ist der Augenarzt Georg Dorbreit, den Josef Martin Bauer in seinem neuen Roman „Siebtens die Gottesfurcht" darstellt, noch weit entfernt. Wie wird dieser Mann, dessen Lebensaufgabe es ist, andere Menschen vor der Erblindung zu bewahren, sich verhalten, wenn er plötzlich selbst von einer die Sehkraft bedrohenden Augenkrankheit befallen wird? Josef Martin Bauer spürt die Gründe und Motive auf, warum der berühmte Professor sich der

Gefahr einer Erblindung innerlich nicht stellen kann, ja selbst eine nur 14tägige Abschließung von der Welt des Lichts nicht erträgt.
Während er nach einer Netzhautoperation mit verbundenen Augen in der Klinik liegt, steigen seine Kinderjahre wieder vor ihm auf in eindrucksvollen, gegenwärtigen Bildern. Das entscheidende Erlebnis seiner Jugend ist das Unheimliche der Dunkelheit, das in mannigfachen Formen sein Gemüt bedrängte. „Die Angst vor dem Dunkel, die Angst vor dem Finstern, die Angst vor der Lichtlosigkeit begleitete ihn seit seiner Kindheit. Er war als Kind mit dem Dunkel zu Tisch gesessen, das Dunkel gleich hinter dem Lichtkreis der Petroleumlampe. . ." Diese Eindrücke erfahren eine Vertiefung bis zu Furcht und Entsetzen durch das religiöse Erlebnis des alttestamentlichen Gottes, der ihn aus der Finsternis heraus anschaute, unerbittlich und erbarmungslos.

Solche Ängste leben noch unbewußt weiter in der Seele des erwachsenen Mannes, so daß er sich heftig wehrt gegen die von außen auf ihn eindringende Verdunkelung. Die unverarbeiteten Konflikte der Kindheit steigern sich im Alter zu einer ausgeprägten Neurose. Doch deuten die letzten Zeilen des Buches eine zukünftige Lösung des seelischen Konflikts an: Er beginnt hinter dem Bild des

dunklen, furchterregenden Gottes die befreiende helle Macht der göttlichen Liebe zu ahnen.

*

Für die Gestalt des Georg Dorbreit in Josef Martin Bauers Buch ist es eine Lebensfrage, ob und wie er die auf ihn zukommende Erblindung annimmt, nachdem der Erfolg seiner Augenoperation tragisch ungewiß bleibt. In eine ganz andere geistige Welt treten wir ein bei Max Frisch. Was mag diesen Schriftsteller bewogen haben, die Figur des Gantenbein zu erschaffen, der in seinem neuen Roman „Mein Name sei Gantenbein" einen Blinden nur spielt? Ein seltsamer Einfall! Nicht ein wirklicher Blinder tritt hier auf, sondern ein Mensch, der sich blind stellt vor seiner ganzen Umwelt, ja sogar vor der Frau, die er liebt. Immer wieder wird sein Auftreten so dargestellt: „Gestützt auf ein schwarzes Stöcklein, mit dem er am Randstein klöppelt, die Blindenbrille im Gesicht, versehen mit der gelben Armbinde." Mit Humor und Ironie schildert Max Frisch kleine Szenen, in denen Gantenbeins Verhalten verrät, daß er sehen kann, doch keiner merkt etwas. Ohne Hilfe holt er sich das vergessene schwarze Stöckchen in dem Amtszimmer, wo ihm soeben der Blindenausweis ausgestellt wurde: „Aber der Amtsarzt, scheint es, findet nichts dabei, so sehr glaubt er an seine eigene Unterschrift." Doch was anfangs wie eine belustigende Spielerei erscheint, die ans Komische grenzt, gewinnt bald einen tieferen Ernst. Die Blindenrolle, hinter der sich Gantenbein verschanzt,

ist hintergründig und doppelbödig. Warum setzt er sich die dunkle Brille auf und tauscht freiwillig die Schönheit der Welt mit ihren leuchtenden Farben gegen graue Asche? Er erwägt Gründe und Gegengründe; aber die Vorteile überwiegen ihm die Nachteile. Hinter der Blindenbrille fühlt er sich geborgener, „wie ein Schauspieler hinter der Kulisse, wo er sich ungesehen weiß". Mit der gespielten Rolle will er sich schützen gegen die nackte Wahrheit, der er sich nicht gewachsen fühlt. Getarnt hinter den schwarzen Gläsern, lernt er gleichzeitig die Menschen besser kennen. Er durchschaut sie ohne ihr Wissen. Gerade dadurch wird er nachsichtiger gegen ihre menschlichen Schwächen und läßt auch ihre Lebenslüge gelten. „Was die Welt braucht, sind Leute wie Gantenbein, die nie sagen, was sie sehen." Kraft seines Geheimnisses erreicht er nicht nur selbst eine größere innere Freiheit; er befreit auch die Menschen seiner Umgebung von ihren Hemmungen, macht sie gelöster und glücklicher.

Durch seine Liebe zur Schauspielerin Lila tritt Gantenbein mit seiner Blindenrolle in die eigentliche Bewährungsprobe ein. Die Leidenschaft der Eifersucht ist das Thema, das alles durchzieht. Um den Ausbruch der Eifersucht zu verhindern, dient ihm die schwarze Brille, die zur Selbstbeherrschung erzieht. Die instinktiven Gefühlsausbrüche stehen damit bewußt im Scheinwerferlicht des wachen Verstands und Willens, um das Geheimnis nicht zu verraten. Diese Selbstkontrolle wirkt positiv auf sein Innenleben zurück, gibt ihm die Kraft, lieben und vertrauen zu können.

Streng genommen, gehört die Gestalt des Gantenbein nicht in den Rahmen dieser Abhandlung. Denn er spielt ja nur den Blinden, so wie Hamlet den Wahnsinnigen oder Molières eingebildeter Kranker den Toten mimt, mit der Absicht, durch diese Täuschung die Mitmenschen ungestört zu beobachten. — Aber Frisch hat gerade mit der Blindenrolle, die er in den Mittelpunkt seiner Schilderung gestellt hat, eine besonders eindrückliche Wirkung erzielt und die Nachdenklichkeit des Lesers auf völlig ungewohnte Weise auf das Gleichnis der Blindheit gelenkt.

*

In der Rückschau auf die Darstellung der Blinden in der modernen deutschen Literatur fällt auf, daß sie alle am Rande des Lebens stehen — nicht immer ein Don Quichote wie Dürrenmatts Herzog, aber doch seltsam in sich verkrampfte Menschen, dem tätigen Leben abgewandt. Nicht nur vermißt man weitgehend die Betonung der Blindheit als Gleichnis für die geistig-seelische Kraft, die sich der materiellen Welt entgegenstellt, sondern auch die endgültige Überwindung der schicksalhaften Behinderung in der Verwirklichung einer Aufgabe in dieser Welt. Nur in einer solchen fruchtbaren Tätigkeit in der Gemeinschaft erreicht der Blinde das Bewußtsein des Eigenwerts und der sinnvollen Erfüllung seines Daseins.

So erkennen gerade wir Kriegsblinden uns nicht wieder im Spiegel dieser Gestalten der modernen Literatur. Als Handwerker und Techniker, als Wissenschaftler und Künstler haben wir uns mitten im Leben unserer Zeit bewährt: Dieser tätige Blinde in der heutigen Gesellschaft müßte ein künftiges Thema der literarischen Darstellung werden. *Erich Lotz*

Mein Weg auf den Montblanc

Erlebnisse eines kriegsblinden Bergsteigers in Fels und Eis

Unmittelbar vor Kriegsende hatte auch mich das Schicksal ereilt. Durch eine Sprengung hatte ich bei Striegau in Niederschlesien mein Augenlicht verloren, in einer Gegend also, von der aus die mir so vertrauten Berggipfel des Riesengebirgskammes deutlich zu sehen waren.

Nun lag ich mit schweren Verbrennungen im Lazarett und hatte viel Zeit, um über all das nachzudenken, was hinter mir lag und was die mir so dunkel und hoffnungslos erscheinende Zukunft noch bringen sollte. Ich mußte oft zurückdenken an meine Kindheit und Jugendzeit, letztere war mit meinen 20 Jahren ja noch gar nicht zu Ende. In diesen Tagen und Wochen erinnerte ich mich besonders an die vielen schönen Stunden, die ich in den heimatlichen Bergen des Riesen- und Isergebirges verbrachte. Ich erinnerte mich der ausgedehnten Bergwanderungen in diesem Gebiet, an herrliche Skierlebnisse und an abenteuerliche Kletterfahrten in den Sandfelsen des Elbsandsteingebirges. Auch als Soldat hatte ich lange in den Karpaten gekämpft, und trotz der kriegerischen Ereignisse hatte mich die Schönheit dieser Bergwelt besonders beeindruckt.

Doch nun, so schien es mir damals, waren alle diese Dinge nur traumhaft und unwirklich, denn es würde mir wohl nie mehr möglich sein, wieder einmal auf eigenen Füßen einen Berg zu ersteigen. Doch es sollte ganz anders kommen!

Nach dem Aufenthalt in zahlreichen Lazaretten, Lagern und Anstalten hatten sich Selbstbewußtsein und Lebenswille dank der Unterstützung durch meine Schicksalsgefährten wieder gestärkt, eine Entwicklung, die wohl alle Kameraden — jeder auf seine Weise — durchmachen mußten. Da mich das Schicksal inzwischen nach Oberbayern verschlagen hatte, wurde ich schließlich in die Kriegsblindenschule Tegernsee eingewiesen, wo ich meine Berufsausbildung erhielt. Es war wohl ein gütiges Schicksal, das mich gerade an diesen Ort verschlagen hatte, denn hier waren wieder Berge um mich, deren Schönheit uns auf unseren zahlreichen Spaziergängen durchs Tegernseer Tal unsere Begleiter nicht genug zu rühmen wußten.

Bei einem dieser Spaziergänge äußerte ich auch den Wunsch, ob es nicht doch möglich wäre, den 1723 m hohen Wallberg, auf den damals noch keine Seilbahn führte, zu ersteigen. Die mich begleitenden Schwestern willigten ein, und so stand ich eines Sonntags im Jahre 1947 zum ersten Male wieder auf einem Berggipfel. Der Weg war zwar nicht ganz einfach gewesen, doch ich mußte zugeben, daß alles besser gegangen war, als ich es mir vorgestellt hatte. So ist es naheliegend, daß es bei dieser Wanderung allein nicht blieb, sondern daß ich im Laufe meiner Ausbildungszeit so ziemlich alle am Tegernsee gelegenen Berge bestieg. Zwar handelte es sich dabei nur um reine Bergwanderungen, die außer einer gewissen körperlichen Ausdauer keine besonderen alpinistischen Fähigkeiten erforderten, doch war es wenigstens ein durchaus ermutigender Anfang.

Nach der Ausbildungszeit standen zunächst die rein beruflichen Fragen im Vordergrund, denn es galt ja, sich in eine völlig neue Umwelt einzugewöhnen und das Gelernte in die Praxis umzusetzen. Außer einigen kleinen Bergwanderungen blieb daher zum Bergsteigen wenig Zeit. Bald aber war es wieder soweit, und es fanden sich auch einige Freunde, die sich bereit erklärten, mich zu begleiten, und wir bestiegen damals fast jeden Sonntag einen anderen Gipfel der Voralpen. Da die Touren nun schon etwas schwieriger wurden, mußte ich auch meine Gehweise ändern. Während ich bisher geglaubt hatte, einen Stock, mit dem ich mir das Gelände ertasten konnte, nicht missen zu können, war ich schließlich gezwungen, auf dieses Hilfsmittel zu verzichten, um notfalls beide Hände frei zu haben. Seitdem gehe ich unmittelbar hinter meinem Vordermann und bin mit diesem nur durch ein kurzes Seilstück verbunden. Dabei versuche ich, mich der Gehweise meines Vorgängers anzupassen, als ob ich gewissermaßen sein Schatten wäre. Auf

Bei einem kurzen Halt der Seilschaft mit unserem kriegsblinden Kameraden unterhalb des Montblanc-Gipfels knipste der dritte Mann dieses Foto.



größere Hindernisse werde ich natürlich rechtzeitig hingewiesen.

Mit der Zeit hatte sich dann meine Trittsicherheit so ausgeprägt, daß ich mich auch an größere Berge heranwagen konnte. So kam es auch, daß ich eines Tages die 2971 m hohe Ahornspitze im Zillertal erstieg, eine Tour, die bereits eine Gehzeit von neun Stunden erforderte. Bald darauf folgten der König des Berchtesgadener Landes, der 2659 m hohe Watzmann, und der Große Bettelwurf im Karwendel (2725 m), hierbei waren bereits einige Kletterstellen zu durchsteigen. Im Alpenverein, dem ich inzwischen beigetreten war, fanden sich immer mehr Freunde bereit, mich auch auf schwereren Touren zu begleiten, da ich inzwischen als ebenbürtiger Partner in den Kreis der Bergkameraden aufgenommen worden war.

Nachdem ich im Fels bereits einige Erfahrungen gesammelt hatte, wollte ich es auch einmal im Eis versuchen.

Am 12. August 1961 hatten wir von dem Bergdörfchen Fent im oberen Ötztal aus die 2848 m hoch gelegene Breslauer Hütte erreicht. Dabei waren wir in einen fürchterlichen Gewitterregen geraten, der sich in starken Schneefall umwandelte. Die Stimmung sank auf den Nullpunkt, als wir am nächsten Morgen die völlig durchnäßten Überkleider anlegten. Doch gegen 6 Uhr lichtete sich die Wolkendecke und wir gingen los. Zum ersten Male betrat ich damals einen Gletscher, und ich war mir nicht ganz sicher, wie ich mit dieser neuen Lage fertig werden würde. Bald stellte sich heraus, daß mir auch das Gehen im Eis wenig Schwierigkeiten bereitete, nachdem ich mich an die schweren Steigeisen gewöhnt hatte. Auch mit der Überquerung von Gletscherspalten fand ich mich bald zurecht, allerdings immer in der Gewißheit, mit Kameraden am Seil verbunden zu sein, auf die ich mich in jeder Situation verlassen konnte. Nach etwa vierstündigem Aufstieg standen wir gegen Mittag auf dem höchsten Berg Tirols und zweithöchsten Berg Österreichs, der 3776 m hohen Ötztaler Wildspitze. Wir hatten inzwischen die Wolkendecke durchstiegen und trafen darüber herrlichen Sonnenschein an, der uns für all die Strapazen entschädigte. Besonders stolz war ich darauf, nun meinen ersten Dreitausender bezwungen zu haben, was mir wieder Auftrieb zu neuen Bergfahrten gab.

Wenn mir auch der Ausblick auf die Nachbargipfel dieser gigantischen Bergwelt versperrt bleibt, bin ich doch immer wieder von der Größe der Natur tief beeindruckt. Dazu kommt noch das unbeschreibliche Gefühl, wieder einen Gipfel besiegt zu haben, wenn es einem auch nicht immer leicht gemacht worden ist. Diese Eindrücke sind es auch, die mich immer wieder zu neuen Bergtouren anspornen, dazu kommt die einmalige Kameradschaft, wie sie nur der Bergsteiger kennt und auch braucht. Im darauffolgenden Jahre bestieg ich den 3798 m hohen Großglockner, den höchsten Berg Österreichs, und habe es inzwischen auf über ein Dutzend Dreitausender gebracht.

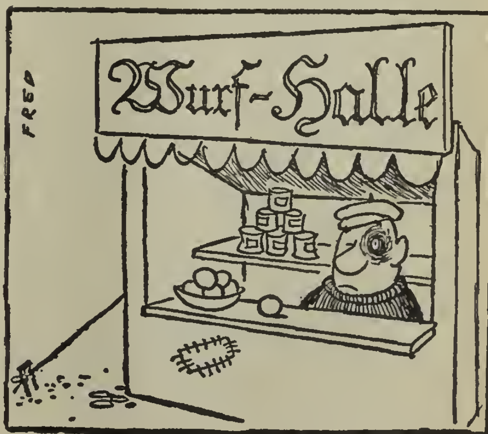
Im Herbst 1963 verbrachte ich gemeinsam mit drei Kameraden einen Kletterurlaub in den Brenta-Dolomiten südlich von Trient. Hierbei konnten wir den sogenannten Bochette-Weg durchsteigen, der wohl zu den grandiosesten Anlagen dieser Art in der ganzen Alpenwelt zählt. Der drahtseilgesicherte und teilweise mit Eisenleitern versehene Weg durchzieht die gesamte Brenta-Gruppe. Auch die beiden höchsten Gipfel dieser Gruppe, die Cima Tosa und die Cima Brenta, beide über 3000 m, standen auf unserem Programm.

Doch den bisherigen Höhepunkt sollte das Jahr 1964 bringen. Nach langen Vorbereitungen und zahlreichen Trainingstouren in die Hohen Tauern fuhren wir am 8. August auf große Fahrt. Mit zwei Pkws fuhren wir zunächst über München nach Lindau, von hier quer durch die Schweiz, vorbei am Zürcher

und Vierwaldstätter See, denen wir nur kurze Beachtung schenkten, bis zum 2164 m hohen Grimselpaß. Nachdem wir diesen Paß bei sehr schlechtem Wetter überquert hatten, fuhren wir hinab ins obere Rhonetal, wo sich der Himmel etwas aufheiterte. In der Nähe von Martigny in der französischen Schweiz schlugen wir unsere Zelte auf. Am nächsten Tag brachen wir sie sehr zeitig wieder ab und fuhren hinüber über die schweizerisch-französische Grenze nach Chamonix und von hier in das kleine Bergdörfchen les Houches. Hier wurde nochmals gründlich das Gepäck überprüft, denn es galt, nicht zu wenig, aber auch nicht zuviel mitzuschleppen. Wichtig waren zunächst die Gegenstände, die der eigenen Sicherheit dienen, wie Seile, Pickel, Steigeisen, Eishaken und so weiter. Aber auch Verpflegung und Reservekleidung mußten in ausreichendem Maße mitgenommen werden. Bald darauf bestiegen wir eine kleine Seilbahn und wechselten dann in eine uralte Zahnradbahn um, die uns bis auf eine Höhe von 2200 m brachte, eine sehr geringe Höhe, gemessen an der, die noch vor uns lag.

Von der Bergstation aus ging es zunächst über Moränengeröll zum ersten Gletscher, dem sogenannten tete Rousse. Nach Überwindung dieses Gletschers stieg vor uns eine etwa 800 m hohe Felswand auf, die es zu durchsteigen galt, was mit unserm schweren Rucksack nicht immer einfach war. Dazu war die Wand sehr geröllig und mit Schneefeldern durchzogen, außerdem machte sich die dünnere Luft bereits etwas bemerkbar.

Es begann schon zu dunkeln, als wir auf unserem letzten Stützpunkt, der 3800 m hoch gelegenen Gouter-Hütte, anlangten. Die Hütte war also fast genauso hoch wie mein bisher höchster Berg, der Großglockner. Als wir uns fröstelnd unter unsere Decken verkrochen, herrschte draußen ein starker Schneesturm, und es war absurd, daran zu denken, daß mehrere hundert Meter unter uns die Menschen in Sommerkleidern spazierengingen. Für 3 Uhr morgens hatten wir den Aufbruch zum Gipfel geplant, doch das Wetter machte uns zunächst einen Strich durch die Rechnung. Als es später doch zeitweise aufklarte, wagten wir dann den Aufstieg Nach wenigen Minuten erreichten wir auf zunächst unschwierigem Weg die 3900 m hohe Aiguille du Gouter. Hier seilten wir uns an und schnallten unsere 12zackigen Steigeisen an. Obwohl die Sonne schien, war es bitter kalt, und unmittelbar unter uns, vielleicht in einer Höhe von 3800 m, brodelten die Wolken und sahen aus wie riesige Wattebäusche. Schnell wurde nochmals alles überprüft, dann ging es wieder langsam los. Unsere achtköpfige Gruppe war in drei





Der kriegsblinde Bergsteiger S. Zinnecker kann zwar nicht vom Gipfel hinaus ins Berchtesgadener Land blicken, aber man braucht nicht unbedingt sehen zu können, um die Schönheit der Natur zu erleben und zu schauen.

Seilschaften aufgeteilt, zweimal zu drei und einmal zu zwei Mann. Ich selbst befand mich in der Mitte der zweiten Dreierseilschaft. Über unendliche Eisflächen ging es nun stetig aufwärts. Stunden verrannen und geradezu wie Roboter setzten wir langsam und gleichmäßig einen Fuß vor den anderen. Nach zwei Stunden etwa erreichten wir ein Hochplateau, auf dem uns eisiger Wind empfing. Wir bogen von der allgemeinen Route ab, denn wir wollten es uns nicht nehmen lassen, zunächst noch den 4303 m hohen Dom du Gouter zu besteigen. Nach einer weiteren halben Stunde stand ich dann endlich auf meinem ersten Viertausender. Wir blieben hier aber nicht lange, denn unser Ziel liegt immer noch vor uns, der weiße Berg, dessen mächtiger Gipfelaufbau nun unmittelbar vor uns stand. Unterhalb dieses Massivs erreichten wir bald die Vallot-Hütte, eigentlich mehr eine Art Blechbude, die unbewirtschaftet und nur für besondere Notfälle vorgesehen ist. An der Hüttenwand suchten wir kurz Schutz vor dem heulenden Sturm und gingen dann weiter. Nun begann das wohl schwerste Stück des Aufstiegs, denn das Gelände wird nun sehr steil, die dünne Luft macht sich stärker bemerkbar, und der eisige Sturm macht uns arg zu schaffen. Verbissen gehen wir aber weiter und erreichen schließlich die Schlüsselstelle des Gipfels, den Bosse-Grat oder das Dromedar, wie es die Franzosen wegen seiner Form nennen. Der Grat ist nirgends breiter als 50 cm, zieht sich steil nach oben und fällt zu beiden Seiten ganz steil ab. Mühsam nur kommen wir jetzt vorwärts, denn Sicherheit ist nun oberstes Gebot, dazu müssen wir immer öfter Verschnaufpausen einlegen. Im Schneckentempo bewegen wir uns gipfelwärts, doch unser letzter Einsatz hat Erfolg.

Es ist Montag, der 10. August, 14 Uhr, als ich endlich auf dem Gipfel des Montblanc, des höchsten Berges Europas, stehe. Das Dach unseres Kontinents erreicht hier eine Höhe von 4810 m. Wir sind zu erschöpft, um viele Worte zu machen, dazu kann man sich in dem Sturm ohnedies nur schreiend unterhalten. Wir drücken uns stumm die Hand und wissen, daß in diesem Händedruck mehr liegt, als wir uns zu sagen vermögen. Auch der ersehnte Schluck Tee ist uns nicht vergönnt, denn die Flüssigkeit war in der Feldflasche zu einem Eisklumpen gefroren.

Trotz all dieser Schwierigkeiten und Strapazen werde ich die wenigen Minuten auf diesem Gipfel nie vergessen. Schnell wurden noch einige Aufnahmen von den Nachbargipfeln gemacht, die an diesem Tage leider nur ihre obersten Spitzen aus der Wolkendecke streckten, dann ging es mit noch größerer Vorsicht an den Abstieg, denn der Sturm

hatte sich inzwischen eher noch verstärkt. Als wir den Bosse-Grat glücklich hinter uns hatten, durften wir wieder aufatmen, denn die größten Schwierigkeiten hatten wir gemeistert. Mit Erfrierungen im Gesicht und etwas erschöpft, sonst aber guter Dinge, erreichten wir gegen Abend wieder die Gouter-Hütte.

Die Nachricht von meiner Montblanc-Besteigung machte bald die Runde und erschien in zahlreichen deutschen und ausländischen Zeitungen. Leider vermißte ich dabei immer die Würdigung der Leistungen meiner Kameraden, die nur der so richtig zu ermessen vermag, der selbst Bergsteiger ist oder war. Denn nur durch ihren Einsatz, ihre Zuverlässigkeit und Verantwortungsfreudigkeit war es möglich, daß ich derartige Leistungen vollbringen konnte.

Wenn ich nun meinen Bericht beschließe, so nicht etwa deshalb, weil ich mit dem Montblanc das Ziel all meiner Bergsteigerwünsche erreicht hätte. Ich habe bereits im vergangenen Herbst wieder verschiedene Bergfahrten unternehmen können, darüber hinaus weist mein Gipfelfahrplan noch derart viele Stationen mit klangvollen Namen auf, daß an ein Ausruhen gar nicht zu denken ist, und sobald der Frühling sein blaues Band wieder durch die Lüfte flattern läßt, geht es wieder hinauf zu den einsamen Höhen und stolzen Gipfeln, die mir soviel Freude und Entspannung brachten und hoffentlich noch recht lange bringen werden. — Berg Heil! *S. Zinnecker*

Wir sagen immer ein frohes Ja

Vom Sinn und Zweck des Blindensports

Vor dem Versuch, diese Frage klar und unmißverständlich zu beantworten, wollen wir prüfen, ob die Bezeichnung „Blindensport" überhaupt zutreffend und in ihrer Aussage eindeutig genug ist.

Der Begriff „Sport" erscheint heute reichlich verwaschen, und er bezeichnet nicht immer und ausschließlich die Ausübung einer gezielten Leibeserziehung mit all ihren freudebetonten und spielerischen Formen. Besser und treffender müßte es Leibesübungen heißen, kein Wort kann unsere Bemühungen im Blindensport deutlicher veranschaulichen.

Sport — das klingt nach Wettkampf und Höchstleistung, das ist recht und gut für junge starke Athleten. Über diesen Lebensabschnitt sind wir Kriegsblinden jedoch längst hinaus, nicht allein durch unser Schicksal, sondern auch altersmäßig. Für uns heißt es nunmehr in zweifacher Hinsicht, den „Leib zu üben".

Es ist müßig, an dieser Stelle etwas über den unbestreitbaren Wert einer stetigen Körperschulung für jeden Menschen auszusagen. Die breite Öffentlichkeit wird gerade in den letzten Jahren immer wieder auf die besonderen Probleme des Alterns hingewiesen und auf die idealen Möglichkeiten, die der zweite Weg im Sport zu ihrer Überwindung anbietet. Es wird alles getan, um die allgemeine Volksgesundheit zu bewahren und zu heben, den Menschen von heute vor den schädlichen Folgen einer technischen Perfektion, einer fortgeschrittenen Zivilisation zu bewahren. Sitzende Lebensweise, mangelhafte Bewegungsmöglichkeiten, ungenügende und verflachte Atemtätigkeit und so weiter bedeuten für alle Menschen die gleichen Gefahren. Sind diese reinen Zivilisationsschäden schon für den Nichtversehrten kaum vermeidbar, muß er ihnen mit all seinen Kräften begegnen, um wie vieles mehr ist dann der Kriegsblinde diesen Gefahren ausgesetzt? Die mangelnde

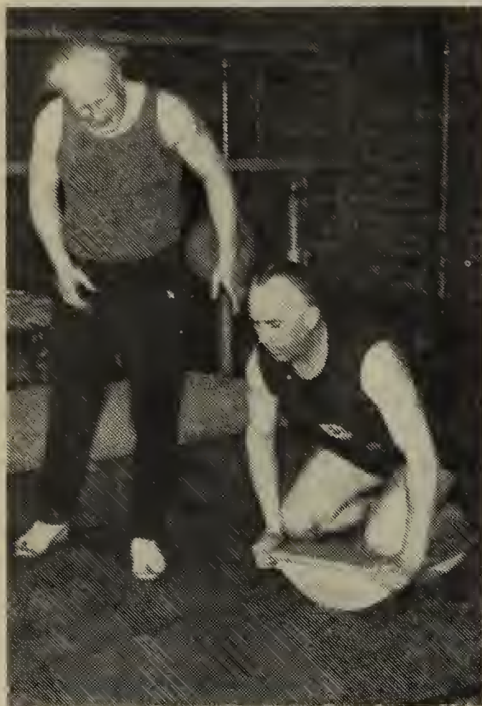


Das Gehen auf dem Schwebebalken ist gar nicht so einfach, wenn man nicht sehen kann. Aber bald wird der Blindensportler das nötige Gefühl für Richtung und Gleichgewicht haben und seinen Weg ohne fremde Hilfe zurücklegen können.



Auch die Trampoline dient dem Blindensportler als Übungsgerät. Zwar kann und soll er mit ihrer Hilfe keine „großen Sprünge" machen, aber andere Übungen, wie hier das Hochschnellen vom Sitz in den Stand, können ohne weiteres durchgeführt werden.

Wie auf einem Miniaturschaukelpferd wiegt sich dieser kriegsblinde Sportler auf dem Übungsgerät hin und her. Das ist eine ausgezeichnete Balanceübung.



Eine gute Gleichgewichtsübung ist das immer schneller werdende Steigen über einen Stab. Dabei muß auch noch auf die Richtung geachtet werden.





Der Medizinball dient hier als rollende Unterlage für eine Partnerübung, bei welcher der ganze Körper gleichmäßig durchgearbeitet wird.



Bauch- und Rückenmuskulatur der Blindensportler werden bei einer solchen imitierten Fahrt im Ruderboot kräftig durchgearbeitet. (6 Fotos: L. Kosmehl)

Eigenbewegung wird durch das fehlende Sehvermögen bei ihm noch viel weiter eingeschränkt. Ihm fehlen die sich zwanglos anbietenden Ausgleichsmöglichkeiten des täglichen Lebens, er muß jede körperliche Leistung erst planen und bewußt herbeiführen.

Der vorausgehende Willensakt vor jeder Eigenbewegung überwiegt, da jede normale, optisch bedingte Reflexion unterbunden ist. Nur in einer absolut vertrauten Umgebung kann er sich noch verhältnismäßig frei und ungezwungen bewegen, doch nur unter der Voraussetzung, daß nichts, aber auch gar nichts in ihr verändert wird. Die bei einem Sehenden so selbstverständliche, daher nicht mehr bewußt empfundene Vororientierung durch das Sinnesorgan Auge fällt bei einem Kriegsblinden völlig weg. Er muß den ihn umgebenden, nicht völlig vertrauten und daher betont feindlichen Raum stets aufs neue erkunden, erfassen und überwinden. Rückschläge steigern seine abwartende, zögernde Haltung, veranlassen ein immer schnelleres Absinken der vordem vorhandenen Sicherheit und unterbinden letztlich auch den kleinsten Rest körperlicher Selbständigkeit.

Neben dieser immer weiter eingeschränkten Bewegungsfreiheit geht auch eine seelische Veränderung vor sich. Es tritt automatisch eine Wandlung in der Verhaltensweise gegenüber der sehenden Umwelt ein. Natürlich kann dies durch den Einsatz aller mobilisierbaren geistigen Kräfte überwunden werden. Eine weitgehende Rehabilitation der Kriegsblinden in beruflicher, sozialer und gesellschaftlicher Hinsicht ist heute kein erstrebenswertes Ziel mehr, sondern eine längst vollzogene Tatsache. Doch unter welchen Opfern wurde sie geschaffen, und welche geistigen und seelischen Kämpfe kostet es heute noch täglich, das einmal Gewonnene auch fernerhin zu bewahren?

Zwischen Körper, Geist und Seele muß eine möglichst vollkommene Harmonie angestrebt werden. Jedes für sich allein ist nur ein Torso. Von selbst stellt sich dieser harmonische Zustand jedoch nicht ein, wir müssen schon etwas dafür tun, müssen ihn ernsthaft wollen. Auch in der Rehabilitation muß unser letztes Ziel diese Harmonie sein. Galten die Bemühungen nach dem ersten Weltkrieg der Wiedereingliederung in die menschliche Gesellschaft in beruflicher und sozialer Hinsicht, so trat die Entwicklung nach dem letzten Krieg in eine neue Phase ein. Diese Zeitfolge war nicht zufällig, sie entsprang allein einer unabänderlichen Notwendigkeit. Die Sicherung der Existenz in seelischer, geistiger und materieller Hinsicht schuf erst die Voraussetzungen für ein lebenswertes Verbleiben in der menschlichen Gesellschaft. Der Ausbruch aus dem gut gemeinten, aber beklemmenden und

uns erstickenden Ring menschlichen Mitleids und betreuender Fürsorge in die befreiende Atmosphäre der Eigenverantwortung, der absoluten geistigen Selbständigkeit, der freien Berufswahl, einschließlich dessen ungehinderter Ausübung, das waren neben der materiellen Sicherstellung der nackten Existenz die unbedingt vordringlichen Aufgaben. Diese zu bewältigen, konnte nur das erste Ziel unserer Selbsthilfeorganisation sein.

Als nach dem zweiten Weltkriege eine große Schar junger Kriegsblinder in die Reihen der Altkameraden aufrückte, da fanden sie ein sicheres Fundament vor, auf dem sich der Neuaufbau der Versorgung lohnte. Dieser gemeinsame Einsatz verbrauchte längst nicht alle vorhandenen Kräfte, die nachdrängend ein neues Betätigungsfeld suchten. Sie erfanden nun keineswegs den Begriff des Blindensports, er wurde nicht von ihnen geboren, denn er bestand schon seit vielen Jahren, und über seinen großen Wert waren sich alle Fachleute einig. An verschiedenen Orten waren schon früher Blindensportvereine gegründet worden, doch blieb der blindensportliche Gedanke örtlich gebunden, konnte noch keine ausstrahlende, werbende Kraft entfalten.

Obwohl in den Blindenbildungsanstalten die dort untergebrachten blinden Schüler mit einem ihnen gemäßen Turn-, Sport- und Spielbetrieb in Berührung kamen, der in seiner Intensität nicht über das übliche Maß der Stundenpläne von Volksschulen hinausging, pflegten sie diesen für sie so unendlich kostbaren Schatz nach ihrer Rückkehr nicht weiter. Sie verhielten sich damit nur wie der überwiegende Teil aller Sehenden, die nach ihrer Schulzeit kaum noch an irgendeiner Form der Leibeserziehung und Sportausübung interessiert sind.

In den Lazaretten kamen die Kriegsblinden, wie auch die übrigen Versehrten, mit dem Verwundetensport in eine erste Berührung. Dort begann der erste Funke heimlich zu glimmen, und als sich die heimgekehrten Kriegsversehrten ihre Lebensgrundlage gesichert hatten, sie wieder festen Boden unter ihren Füßen fühlten, begannen allerorts diese kleinen, kaum beachteten Funken zu glühen und bald in einer hellen Flamme zu brennen. In einem relativ kurzen Zeitabschnitt von nur zwei Jahrzehnten ist aus diesem anfänglich bescheidenen Beginnen eine Sportbewegung entstanden, die von allergrößter Bedeutung ist. Die Idee des Versehrtensports verbindet uns auch über die zu eng werdenden Grenzen hinweg, und wir reichen unseren versehrten Brüdern in Europa und Übersee die Hände zum gemeinsamen Tun. Der Gedanke des Versehrtensports ist zum Allgemeingut aller Versehrten geworden. Er beschränkt sich heute nicht mehr allein auf die Kriegsversehrten, sondern umfaßt auch die Zivil- und Unfallbeschädigten. Unter den richtungweisenden, aktivierenden Kriegsversehrten befanden sich auch viele Kriegsblinde. Gemeinsam mit ihren sehenden Sportkameraden verhalfen sie der neuen Idee zu einem ungeahnten Erfolg.

In unzähligen Blindensportgruppen wird heute der „Leib geübt", der „Körper erzogen", damit er sich freudig dem Willen des Geistes unterwirft und diesem immer gehorchen kann, auch wenn uns allen einmal diese Möglichkeit als Utopie erschien.

„Nicht was du verloren hast, sondern was dir erhalten blieb, soll dich im Tun und Denken

bewegen!" Doch niemand kann uns wiedergeben, was wir verloren, es ist und bleibt uns unersetzbar, da hilft kein Trost und keine Täuschung.

Denn es stimmt nicht, daß der Blinde nicht so sehr unter der Lichtlosigkeit leidet als vielmehr unter seiner beschränkten Bewegungsfreiheit. Eine Anerkennung dieser Worte hieße uns Kriegsblinde noch einmal zusätzlich blind machen, nämlich unserm eigenen Schicksal gegenüber. So wohlwollend dieses Wort auch klingen mag, für den, der auch nur einmal die verheißungsvolle Fülle des strahlenden Lichtes empfand, die Welt in ihrer ganzen Pracht und Schönheit sah, dessen Augen einmal trunken von dem Erschauten waren, der leidet wahrlich nicht allein an seiner gehemmten Bewegungsfreiheit.

Wir wollen die Größe des eigenen Opfers und Verlustes nicht geschmälert wissen, auch wenn wir nicht täglich und bei jeder profanen Gelegenheit darüber sprechen. Seine Überwindung aber ist kein einmaliger Akt, sondern ein immer wiederkehrender Kampf um die innere Selbstbehauptung. Auch die Erhaltung unserer beruflichen und sozialen Stellungen gehört zu dieser geforderten Harmonie. Und als dritte Kraft auch eine notwendige und gesunde Leibeserziehung.

Körper, Geist und Seele sind gleichberechtigt, sie bedürfen keiner Rangfolge, denn sie wirken in gleicher Intensität auf unser Leben. Zu diesen Leibesübungen gehören sowohl jene unkrontrollierbare Hausgymnastik, die nur aus dem eigenen Antrieb heraus lebt, als auch der Sport in der Gemeinschaft. Ganz gleich, was ein Kriegsblinder für Sportarten betreibt, ob Turnen, Leichtathletik, Kegeln, Skilauf, Wandern und wie sie alle heißen mögen, niemals sollte er eine ausreichende Körperschulung und das Schwimmen vergessen. Sie sind nicht zu ersetzen, auszutauschen, denn sie sind das Fundament des Blindensports, und ohne diese beiden Grundformen ist er nur eine Halbheit. Mögen Tor- oder Rollballspiel auch noch so herrlich und erregend sein, ohne eine ausreichende Körpergymnastik bleiben sie eine abzulehnende Einseitigkeit. Hüten wir uns auch auf sportlichem Gebiet vor jedem Auswuchs, wahren wir auch dabei die Harmonie. Wie sagte schon Ortega y Gasset richtig: „Sport ist der frohe Bruder der Arbeit".

Das soll uns stets eine Mahnung sein, denn die Freude sollte auch im Blindensport oberstes Gesetz sein. Lehnen wir den sich selbst genügenden absoluten Spitzensport auch grundsätzlich ab, da er nur die Höchstleistung als Gradmesser anerkennt, so können wir die Lebensnotwendigkeit der Leistung an sich, und damit auch im Blindensport, nicht leugnen. Leistung ist immer und überall vorhanden, sie ist auch meßbar, dient stets einem anschaulichen Vergleich, ob mit der eigenen Leistung oder mit denen der anderen, ist eine zweite Frage. Erst in der Anwendungsart der vergleichenden Maßstäbe scheiden sich die Geister, erheben sich jene Probleme, denen wir uns leider immer wieder gegenübersehen, um deren Lösung wir uns immer aufs neue bemühen müssen.

Die unterschiedlichen Auswirkungen der Erblindung und der vielseitigen Problematik der Zusatzschäden müssen möglichst in ein gerechtes, annähernd ausgewogenes Verhältnis gebracht werden. Es gilt nicht, Sieger auf Sportfesten oder anderen Wettkämpfen zu ermitteln und auszuzeichnen, sondern jedem Blindensportler die Feststellung des eigenen Leistungsstandes zu ermöglichen. Gemeinsames und damit vergleichbares Üben des Leibes gibt jedem Blindensportler erst ein echtes, unverfälschtes Bild des eigenen Könnens, zeigt ihm jedoch zugleich das erreichbare Ziel auf, das anzustreben ist.

Es geht dabei weder um eine Kraftprotzerei noch um eine gefährliche Blinden-Artistik, das muß auch einmal klar und unmißverständlich ausgesprochen werden. Es geht allein um einen vernünftigen, dringend erforderlichen körperlichen Ausgleich, der den funktionell stark benachteiligten Körper entscheidend stärken und entlasten soll. Es geht darüber hinaus um das beglückende Körpererlebnis einer freien, gelösten Bewegung. Diese starke Empfindung der Freude am sportlichen Bewegungsreichtum eines sonst völlig gesunden Körpers, wie sie jeder unversehrte Mensch erlebt, erscheint auch uns Kriegsblinden begehrens- und erstrebenswert. Wenn uns das Leben schon anruft und fragt, wir sagen immer ein frohes Ja zu ihm! *Fritz Kosmehl*

Mit Händen zu greifen

Ich meine das wörtlich, er sei mit Händen zu greifen: der Fortschritt! Noch unsere Großeltern ruhten auf dem Diwan, pflegten Konversation auf dem Sofa, saßen auf dem Canapee oder machten auf dem Chaiselongue ein Nickerchen. Schon unsere Eltern kannten die Couch. Wir aber benutzen heute dank der fortgeschrittenen Technik nur noch ein einziges Möbelstück: die Liege! Und damit wir auf ihr alles auf einmal oder schön nacheinander können, wird der entsprechende Handgriff in der Gebrauchsanweisung gleich mitgeliefert. Ich habe an die Möbelfirma, aus der unsere Liege stammt, geschrieben, sie möchte die Technik doch bitte so weit entwickeln, daß ich mir nicht jedesmal die Finger klemme; aber ich habe bisher keine Antwort erhalten, weil es die Techniker offenbar noch nicht geschafft haben!

Noch mehr Möglichkeiten bietet unsere Doppelbettcouch. Obwohl man in Indien zweifellos

nicht viel für Technik übrig hat, würde sicherlich jeder Fakir sein Nagelbrett für unsere Doppelbettcouch hergeben! Ich habe inzwischen den Umbau mit dem Verlust aller unfreiwilligen Yogaübungen bezahlt und nebenbei herausbekommen, warum die Hühner jeden Morgen so früh wach sind, obwohl sie nicht wie ich auf einer Stange liegen, sondern sitzen! Auch vermißt meine Frau jetzt jeden Morgen den Anblick, daß ich mit den Händen nach einer bestimmten Stelle greife.

Dafür sah mich die Schaffnerin in der Straßenbahn eines Tages mit den Händen nach dem Kopfe greifen, an dem ich deutlich den Eindruck einer Haltestange hatte. Das kam daher, daß die Straßenbahngesellschaft mal wieder dem technischen Fortschritt gehuldigt und neue Großraumwagen eingeführt hatte. Nach meiner Ansicht waren sie kein Verkehrsmittel, sondern eine Verkehrsbehinderung: hier ein schmaler Weg für Fahrscheinlöser, dort ein enger Durchgang für Zeitkarteninhaber, dazwischen eine Sperrstange, mit der ich Bekanntschaft gemacht hatte. Man sollte sich auch als Kriegsblinder daran gewöhnen, daß die Technik laufend Fortschritte macht!

Viel praktischer dagegen sind die neuen Großraumomnibusse: man steigt hinten ein, und wenn der Bus anfährt, durch Kurven schlenkert oder bremst, dann weiß man, wie der Autobus hinten aussieht, auch wenn man gar nicht vorhatte, die Wände rechts und links, die Treppenstufen und Haltestangen abzutasten — jedenfalls nicht freiwillig. Da gibt es kein Halten mehr, und noch draußen schwankt man, ob man die Dienststelle oder das Krankenhaus aufsuchen soll!

Nun kann man aus öffentlichen Verkehrsmitteln wenigstens aussteigen, das heißt, so einfach ist das auch nicht immer. Wenn beispielsweise zwei oder drei Mitfahrende aus Angst, man könne als Kriegsblinder die Stufen notfalls auch allein finden, einen solange zurückhalten, bis der automatische Mechanismus die Tür von selbst wieder zuschlagen läßt. Im Auto ist das anders. Wenn man heutzutage in einem fremden Wagen einmal mitgenommen wird, kann man nicht die Tür so leicht wieder öffnen. Wahrscheinlich hat man wegen des gefährlichen menschlichen Spieltriebs die Klinke genau da versteckt, wo sie niemand vermutet. Zum Glück weiß es wenigstens der Wagenbesitzer, und er kommandiert: „Tiefer! Höher! Mehr rechts! Darunter! Warten Sie, ich komme mal rum!" Hier gleicht sich der Zeitgewinn wieder aus, den man bei der immer höher werdenden Fahrtgeschwindigkeit herausgeholt hat!

Ruhiger sitzt man da schon im Wartezimmer eines Arztes. Nur machte mich letzthin eine ältere Dame, der ich einen Platz neben mir anbot, darauf aufmerksam, daß dort mein Apparat liege. An sich hatte ich keinen Grund anzunehmen, daß der Arzt bereits mit der Behandlung mittels eines Apparates begonnen habe, leugnete aber vergeblich, daß ich da einen Apparat habe. Die Dame blieb dabei, die Gummis und Röhren da gehörten mir, und wenn sie sich da hinsetzen solle, müsse ich diesen meinen Apparat wegnehmen. Es war mit Händen zu greifen, daß sie den technischen Fortschritt noch nicht begriffen hatte, obwohl der Begriff „zusammenlegbarer Taststock" bereits allgemein bekannt ist.

Nicht einmal zu Hause habe ich meine Ruhe, obwohl mir natürlich nicht verborgen blieb, was wir da an technischen Neuerungen angeschafft haben, zum Beispiel den vollautomatischen Brotröster. Es ist ein Meisterwerk der Technik: man steckt eine Schnitte hinein, und wenn sie schön knusprig ist, springt sie von selbst wieder heraus. Wer sich die Suppe einbrockt, wartet natürlich gespannt auf das Ende — wer sich aber arglos, wie ich nun einmal bin, an den Frühstückstisch setzt, genau neben den automatischen Brotröster, plötzlich ein schepperndes Klappern neben sich vernimmt und ein hartes Etwas an seiner Backe verspürt, wird das technische Schlaraffenland nicht unbedingt für den Gipfel des Fortschritts halten, auch wenn ihm zwar nicht gebratene Tauben, so doch geröstete Brotschnitten in den Mund fliegen.

W. M.

Kleine Pelzfibel für jedermann

Ein kriegsblinder Kürschnermeister erzählt aus seinem Leben und aus seinem Beruf

In unserem Kameradenkreis ist auch ein Kürschnermeister, der in den letzten Kriegsmonaten beim Kampf in der Festung Breslau sein Augenlicht verlor. Den ersten Weltkrieg hat unser Kamerad Franz Haase beim Infanterieregiment 22 Keith, mit drei Jahren an der Westfront, halbwegs gut überstanden. Sein 1928 in Breslau gegründeter Betrieb hatte sich dort in bester Geschäftslage zu einem führenden Pelzgeschäft entwickelt. Zuletzt im eigenen Haus, Gartenstraße, neben dem Konzerthaus, konnte er sich gut entfalten.

Doch blieb ihm, im Alter von 50 Jahren zum Volkssturm einberufen, das Schicksal der Erblindung nicht erspart. Vielleicht erinnern sich seiner noch einige Kameraden, die mit ihm in Breslau im Lazarett lagen.

Erst Ende 1945 wurde unser Kamerad Haase mit Hilfe einer Krankenschwester über Waldenburg, Hirschberg, Greiffenberg, Lauban nach Görlitz geführt, wobei dieser lange Weg größtenteils zu Fuß zurückgelegt werden mußte. Sein noch nicht 17jähriger Sohn Leopold war im März 1945, ebenfalls in Breslau, nach schwerster Verwundung gestorben.

In Leipzig fand unser Kamerad seine Frau mit den zwei noch schulpflichtigen Töchtern mittellos wieder. Doch halfen ihm Verwandte und Freunde dabei, eine neue, bescheidenere Existenz aufzubauen. Bewährte Mitarbeiter von früher fanden sich ein, selbstverständlich war auch seine Frau mit der Branche bestens vertraut, so daß sich nach den dortigen Möglichkeiten alles gut anließ.

Alles, was Franz Haase noch selbst tun konnte, erledigte er in der Werkstatt, um seine Mitarbeiter zu entlasten. Er läuterte, streckte die Felle, strich dieselben ein zum Zwecken. Das Trocknen überwachte er, zweckte alsdann ab, damit die Verarbeitung weiter vor sich gehen konnte. Auch die Kalkulation lag ihm am Herzen, damit er der Unkosten Herr wurde. Da sich die Verhältnisse in Leipzig nicht besserten, gab er nach zehn Jahren diese Existenz auf und ließ sich von seinem ältesten Sohn, der inzwischen



Der Leopard war oder ist noch in Gefahr, ausgerottet zu werden weil die Pelzmode sein Fell zu kostbaren Mänteln verarbeitet Tierfreunde in aller Welt zogen dagegen zu Felde, wie es scheint, nicht ganz ohne Erfolg.
Zeichnung: Angela Paysan

ebenfalls seine Meisterprüfung abgelegt hatte, im Wege der Familienzusammenführung nach Leonberg (Württemberg) holen. Auch heute noch, da er mit 70 Jahren den wohlverdienten Ruhestand genießt, bemüht er sich, seinem Sohn, der inzwischen die 1928 gegründete Firma Pelz-Haase in Essen weiterführt, mit Rat und Tat zu unterstützen.

Aus seinen reichen Erfahrungen möchte er über das Gebiet, in dem er über 50 Jahre tätig war, einiges erzählen. Gerade in der heutigen Zeit ist das Thema auch für den Laien aktuell, vielleicht sind seine Ausführungen für viele ein wertvoller Hinweis.

Für das Pelzbekleidungsstück bieten sich viele Fellarten an, deren charakteristische Merkmale und Eigenschaften hier kurz erläutert werden sollen:

Vielfältig sind die Lammfelle, die ich an erster Stelle nennen will. Es werden sehr preiswerte Arten verarbeitet, die von europäischen, südamerikanischen und südafrikanischen Rassen kommen und großflächig sein können, so daß man mit fünf bis sechs Fellen pro Mantel oder Jacke auskommt. Manchmal sind diese Sachen dann etwas schwer. Je kleiner die Felle sind, je jünger die Tiere waren, um so leichter ist das Stück, durch die Mehrarbeit aber auch teurer, ebenso spielt natürlich der größere Fellverbrauch eine Rolle. Wertvoller und auch schöner sind junge spanische Lämmer, Caloyos, die leicht und gut tragbar sind. Felle von jungen Tieren aus Südamerika, nach dem Handelsplatz Buenos-Lammfelle genannt, erhalten durch kunstvolle Schur und Farbe eine sehr schöne Zeichnung, bilden in guten Qualitäten den Übergang zu den Edelpelzen. Dann kommen die Indisch-Lammfelle, ebenso mehrere Lammarten aus dem Vorderen Orient, nämlich Bagdad- und Schiraslammfelle. Das wertvollste und edelste Lammfell ist der Persianer, so wegen des früheren Handelsweges über Persien genannt. Echte, reinblütige Persianer kommen aus der Sowjetrepublik Usbekistan und aus Afghanistan, wohin vor der Revolution Zuchtherden geführt wurden, und aus Südwestafrika, wo sich durch deutsche Initiative eine Zucht entwickelte. Welche Art unter den unendlich vielen Locken sich die Kundin wählt, ist ganz allein ihrem Geschmack überlassen. Naturgrau, in der klassischen Farbe Schwarz, in vielen Brauntönen und Modefarben steht dieses Material zur Verfügung. Der besondere Vorteil eines guten Persianermantels besteht darin, daß er wie ein Stück wirkt, also die Nähte unsichtbar sind, was sich durch die gute Möglichkeit der Änderung und Repara-

Ein sehr gesuchtes Pelztier ist der Silberfuchs.



Steinmarder. (2 Fotos: Klaus Paysan)

tur später auswirkt. 15 bis 20 Jahre kann ein Persianerbekleidungsstück gute Dienste tun, wenn eine gewisse Pflege und Schonung dafür aufgewandt wird.

Noch ein Wort zu den Breitschwänzen, wie die von frühgeborenen Tieren stammenden Felle heißen, ohne eigentliche Locke, mit feiner Moirézeichnung und ganz leichtem Leder. Es soll auch hier nochmals gesagt werden, daß diese Frühgeburten auf natürliche Weise durch große Witterungsschwankungen mit Nachtfrösten entstehen. Das kostbare Muttertier mit einem Wert von 20 000 DM wird für ein noch unbekanntes Fell, das einen Bruchteil erbringt, nicht geqält und aufs Spiel gesetzt. Diese Felle von Frühgeburten gibt es nicht nur von Persianern, sondern auch von Indisch-Lamm, Bagdad-Lamm mit der entsprechenden Bezeichnung Breitschwanz. Wegen der besonderen Leichtigkeit sind diese Felle heute sehr begehrt und teuer, oft aber nicht sehr strapazierfähig.

Als Vorbild für viele Veredlungen hat der echte Nerz dienen müssen. Früher fing man die Tiere nur in freier Wildbahn, die besten in Nordamerika, heute ist ohne die Nerzzucht, den wesentlichen Teil der Pelztierzucht, der Bedarf überhaupt nicht mehr zu decken. Wildnerze, auch heute noch zu haben, stehen

Auch nach dem Verlust des Augenlichtes fiel es dem kriegsblinden Kürschnermeister auf Grund seiner jahrzehntelangen Berufserfahrung nicht schwer, die Qualität eines Pelzes oder Felles mit dem verfeinerten Tastsinn seiner Hände zu prüfen.



neben den vielen Züchtungen. Außer dem mittel- bis dunkelbraunen Standardnerz gibt es in grauen, beigen, bläulichen und weißen Tönungen Nerze, die alle durch systematische Züchtungen entstanden sind und ohne Färbung weißes Leder haben. Nerz ist kein billiges Material, aber durch den feinen Glanz, die Gleichmäßigkeit des Haares sowie Dankbarkeit im Tragen auch beim kleinen Kragen oder Kollier eine lohnende Anschaffung. Außerdem ist durch die Zucht von Pelztieren, da man der Nachfrage entsprechen kann, eine gleichmäßige und konstante Preisentwicklung gegeben. Lammfelle und Nerze werden nie die sprunghafte Preissteigerung von wildlebenden Pelzträgern erfahren, die gejagt werden müssen und immer seltener werden, da das Vordringen des Menschen und der Zivilisation in ihre Lebensgebiete unaufhaltsam ist.
Heute begehrte Felle für den sportlichen Mantel liefern Seehunde, von denen viele Arten zur Verfügung stehen: Vom wertvollen Sealskin von der Bärenrobbe bis zu den Fellen der Ringel- und Sattelrobbe und Klappmütze, die Grönländer, Neufundländer, Isländer und Blueback genannt werden, letztere mit dunklem Rücken und hellen Seiten. Sie haben verschiedene Zeichnungen, sind daher auch unterschiedlich im Preis.

Ein sportliches Material ist Fohlen, von noch säugenden Tieren stammend. Man sollte eine gute Qualität wählen, da sonst das Haar locker und spröde ist und sich schnell abnützt. Das gilt in noch größerem Maße von dem Artikel Kalb und Zickel, ebenfalls Pelzfelle von Huftieren.

Ein begehrtes Fell ist heute Otter, von dem Fischotter stammend, in einer ehemals aufgestellten Skala das Fell mit der größten Haltbarkeit. Es kommt aus Skandinavien, Asien, Nord- und Südamerika. Leider als zu jagendes Pelztier kein billiger Artikel!

Nagetiere, die ihre Felle für Pelzwerke liefern, sind außer dem Kanin, das vielfach durch geeignete Methoden des Färbens und Scherens verschönt wird, die Bisamratte, der südamerikanische Sumpfbiber (Nutria) und der Biber. Diese Felle sind besonders für Freunde eines weichen Pelzwerks geeignet.

Katzen geben als Großkatzen, wie Leopard und Ozelot, ein sehr exklusives und durch die Seltenheit bedingtes sehr teures Fellmaterial. Für bescheidenere Ansprüche genügen Katzen mit ähnlicher Zeichnung, die aus Asien und Südamerika stammen, auch Hauskatzen. Außerdem wären noch Murmel, vom asiatischen Steppenmurmel, Feh, vom russischen Eichhörnchen, Waschbär und Opossum als Material für Pelzbekleidung zu nennen.

Allerdings sind die letztgenannten Arten heute weniger in der Mode.

Für einen Pelzbesatz an Mänteln, Kostümen oder Kleidern steht für Damen, die langhaarige Felle schätzen, Material wie Fuchs, Marder, Zobel, Luchs zur Verfügung. Man sollte sich kritisch prüfen, ob ein solches auftragendes Fell vorteilhaft ist.

Hermelin, das schneeweiße Winterfell des Wiesels, Pelzwerk, das früher nur Fürsten vorbehalten war, ist auch in kleinen Stücken dekorativ.

In den letzten Jahren hat sich die Pelzhutmode, auch für Damen und Herren, wieder stärker entwickelt, und bei der Anfertigung eines neuen Damenpelzes sollte man die Möglichkeit, sich den Hut dazu im genau passenden Material als Ergänzung machen zu lassen, nicht vergessen.

Durch winterliche Witterung, die mehr naßkalt ist, kam wieder stärker der leichte Stoffmantel mit Pelzfutter aus Hamster, Nutria oder Lammfell auf, der regenunempfindlicher ist. Man wählt dann einen normalen Tuchmantel, der nicht zu eng sein darf, da das Futter etwas aufträgt.

Pelz ist heute kein übertriebener Luxus mehr, und beim Kauf dieses hochwertigen Gutes lasse man sich beim Fachmann beraten. Es empfiehlt sich, seinen finanziellen Mitteln entsprechend, lieber von einer preiswerten Fellart mindest eine gute Mittelqualität zu wählen, als die geringste Sorte einer teuren Art.

Ein Pelz ist ein hochwertiges Kleidungsstück,

das auch der Pflege bedarf. Die kleinen Schäden, die sich an den Kanten und anderen Stellen bilden, sind nach zwei oder drei Jahren leichter und mit geringeren Kosten zu beseitigen als große Schäden, wenn das Stück nach vielen Jahren dem Kürschnermeister zur Überholung anvertraut wird. Der Kürschnermeister pflegt auch die Pelze im Sommer, wenn die Arbeit nicht so drängt, berät er die Kundschaft bei allen vorkommenden Fragen. Es ist ein Beruf, der durch die Vielfalt des zu verarbeitenden Materials, das aus der ganzen Welt auf den Arbeitstisch kommt, große Erfahrung und vielseitiges Können verlangt. Beinahe jedes Material erfordert eine besondere Technik, und niemals wird es in der Verarbeitung die Automatisierung geben. Mit dem Hinweis, daß man ein so wertvolles Gut wie Pelz im Fachgeschäft kaufen sollte, wo die vorgeschriebene Garantie gegeben wird und man das größte Interesse an einer guten Bedienung und Beratung hat, möchte unser Kamerad Haase seine Ausführungen beenden, die allerdings nicht erschöpfend sind.

Das Wunder des Vogelzuges

Jedesmal, wenn es Herbst wird, erfüllt uns der Abschied der kleinen gefiederten Freunde, die uns monatelang mit ihrem Gesang beglückten, mit gleicher Wehmut — aber auch mit staunender Bewunderung vor den Geheimnissen der Schöpfung.

September und Oktober sind die Monate der großen Reisezeit. Wenn die Kronen der Laubbäume einen gelben Saum zeigen, überfällt eine eigenartige Unruhe die Zugvögel. Der Kuckuck und der Wiedehopf sowie die junge Generation der Stare haben als Einzelreisende schon viel früher ihre Koffer gepackt und sind bereits Ende Juni als Quartiermacher der großen Schar vorausgeeilt. Storch, Segler und Pirol folgten ihnen im August.

Doch die meisten Singvögel versammeln sich erst in den Herbstmonaten zu kleineren und größeren Trupps, kreisen, zu gewaltigen Schwärmen anwachsend, über der Brutgegend, um plötzlich wie auf Kommando in „breiter Front" direkt nach Süden aufzubrechen.

Regenpfeifer, Schnepfen, Reiher und viele andere Vogelfamilien machen es dem Storch nach und reisen lieber auf sicheren Umwegen. Sie bevorzugen bestimmte „Zugstraßen", die längs der Flüsse und Küsten verlaufen und so lange wie möglich dem freien Meer ausweichen. In Europa gibt es drei große Zugstraßen: die westliche Küstenflugstraße, die adriatisch-tunesische Zugstraße und die italienisch-spanische Zugstraße.

Bei den meisten gesellig reisenden Vögeln ziehen alt und jung gemeinsam. Viele fliegen aber auch getrennt nach Alter und Geschlecht, wobei der Jugend, die den Zug eröffnet, ein Vorsprung gewährt wird. Bei manchen Vogelarten haben die Weibchen einen stärkeren Zugtrieb als die Männchen. Ältere männliche Jahrgänge dieser Familien sehen überhaupt von der anstrengenden Reise ab und überwintern lieber in der Heimat. Alte Buchfinken bleiben auf jeden Fall zu Hause.

Merkwürdig ist, daß die Amsel noch vor einem halben Jahrhundert regelmäßig im Herbst nach Süden zog. Heute schickt sie nur noch die Jungen ins Winterquartier. Die Alten sind Standvögel geworden. Einjährige Amseln und Buchfinken, die im Winter unsere Gärten bevölkern, sind keineswegs heimische Vögel, sondern Gäste aus weiter nördlich gelegenen Ländern, die sich schon mit unserem milderen Klima begnügen.

Die Fluggewohnheiten der Zugvögel sind sehr verschieden. Viele Arten fliegen sowohl am Tag wie in der Nacht. Andere reisen ausschließlich nur bei Tageslicht, zum Beispiel Störche und Raben, ebenso einige zu den Zugvögeln zählende Raubvögel. Schnepfenartige Vögel wählen nur die Nachtzeit für den Wanderflug. Stare, Krähen und Raubvögel ziehen völlig lautlos ihre Bahn. Kraniche, Wildgänse, Singdrosseln, Gimpel, Schnepfen, Heidelerchen und andere Vögel stoßen während des Wanderfluges laute Lockrufe aus.

Der Vogelleib ist von einem so starken Reisefieber beseelt, daß nun alle übrigen Triebe zurücktreten. Ohne Raubgelüste fliegen Wanderfalke und Sperber in unmittelbarer Nähe von Finken und Drosseln. Zu jeder anderen Zeit würden letztere vor den gefürchteten Räubern die Flucht ergreifen. Jetzt haben sie keine Zeit für Ängstlichkeit. Nach Süden, nach Süden, kommandiert unablässig eine innere Stimme.

Während die große Schar der Singvögel in wolkenartigen Schwärmen über den Himmel zieht, unterwerfen sich die meisten Nichtsänger einer bestimmten Flugordnung, die sie streng einhalten. Kraniche und Wildgänse bevorzugen die Winkelform, wobei in der Regel einer der Schenkel länger ist. Sie fliegen



Ziehende Kraniche über Afrika



---

nicht auf Vordermann, sondern seitwärts gestaffelt, und zwar so, daß jeder Vogel den vor ihm fliegenden nach außen und oben überragt. Reicht die Teilnehmerzahl nicht für eine Winkelbildung aus, dann fliegen sie in schräger Linie, behalten aber die seitliche Staffelung bei. Große Reisegesellschaften fliegen in Geschwaderordnung, die aus mehreren Winkeln besteht. So können sie die anstrengende Reise mit halber Kraft zurücklegen, denn der seitwärts entweichende Luftstrom drückt hebend auf das Gefieder. Die unter den Schwanzfedern angestaute Luft erleichtert noch den Auftrieb. Der Schwanz dient als Höhensteuer. Die seitliche Steuerung erfolgt durch verminderten oder kräftigeren Flügelschlag rechts oder links durch Schrägdrehung des Körpers.

An der Spitze des Winkels fliegt der kräftigste Vogel als „Schrittmacher". Er ist dem vollen Druck des Luftwiderstandes ausgesetzt. Sobald er ermüdet, löst ihn ein Stellvertreter ab, damit er sich am Ende des Pfeiles einreihen und in dieser weniger anstrengenden Lage neue Kräfte sammeln kann.

Unglaublich schnell sind die schlagartigen Kehrtwendungen eines Vogelkeils im Moment der Gefahr. Ohne daß der „Schrittmacher" einen Laut ausstößt, schwenken sämtliche Vögel blitzartig in gleicher Richtung ab. Ein rätselhafter Vorgang, der sich nicht auf uns bekannte Sinneswahrnehmungen zurückführen läßt. Ein und derselbe Gedanke scheint den ganzen Vogelkeil zu beherrschen.

Der Wanderflug vollzieht sich nach dem Gesetz: Höchstleistung bei sparsamstem Kraftaufwand. Nach Möglichkeit wird mit dem Wind geflogen, wohl einer der Gründe, warum oft auf bedeutenden Umwegen das Ziel angesteuert wird. Da es auf die Dauerleistung ankommt, bleibt die Geschwindigkeit beim Wanderflug bedeutend hinter der Höchstgeschwindigkeit der Nahrungssuche zurück. Durchschnittlich fliegen die Zugvögel nur 50 bis 80 Kilometer in der Stunde. Segler, Schwalben, Regenpfeifer, Schnepfen und Raubvögel bevorzugen allerdings größere Geschwindigkeiten. Aber auch sie reisen keineswegs überstürzt, sondern gönnen sich nach einer gewissen Strecke genügend Zeit für Nahrungssuche und Rast. Zum Beispiel begnügt sich der Storch — der nur bis Marokko oder Tunesien will — mit einer täglichen Flugstrecke von 200 Kilometern.

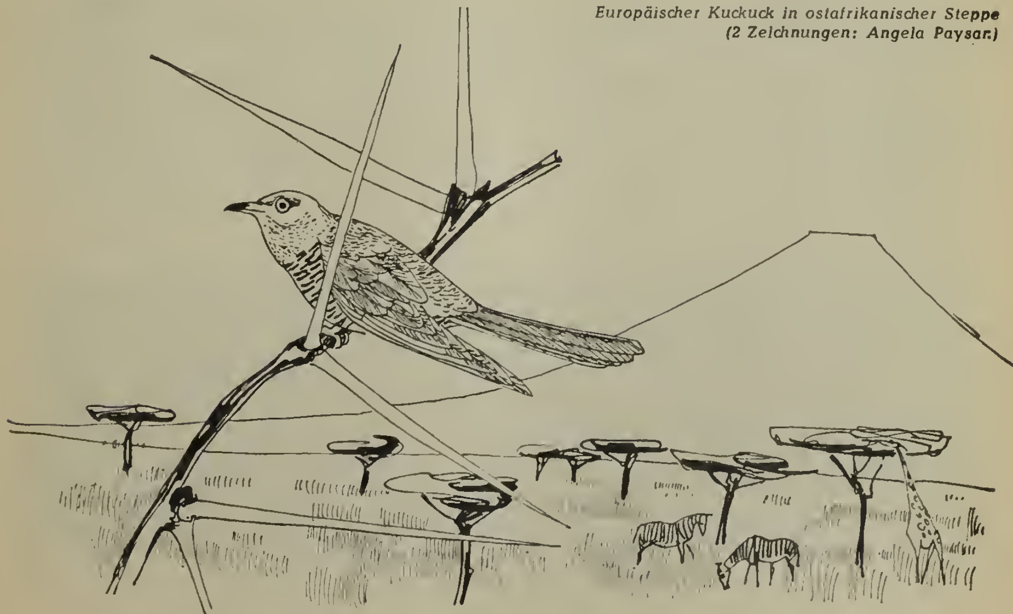
Breite Gebirgszüge oder weite Meeresteile werden im Nonstopflug genommen, sogar vom Goldhähnchen und vom Rotkehlchen, die über Land sehr schüchterne Reisende sind. Über Land streben sie nicht in stetigem Flug der wärmeren Zone zu, sondern huschen, stets Deckung suchend, rastlos von Busch zu Busch. Abgesehen von den beiden Letztgenannten beträgt die Flughöhe der Zugvögel 300 bis 1000 Meter. Bei Nebelwetter fliegen sie tiefer.

Beim Überqueren des Meeres schrauben sie sich — um die Eigengeschwindigkeit in günstigen Luftströmungen zu beschleunigen — oft sogar 2000 Meter hoch. Hier liegt die unbedingte Höhengrenze des Wanderfluges. Nur Gebirge werden in noch größerer Höhe bezwungen, was aber in bezug auf den Abstand zur Erde nichts zu sagen hat. Wichtig ist, daß die Luft noch genügend Sauerstoff enthält.

Mitglieder einer englischen Mount-Everest-Expedition berichteten, daß sie während des qualvollen Berganstiegs vom Sturm überrascht wurden und sich im Zustand völliger Erschöpfung bereits verloren gaben, als sie plötzlich eine Schar Wildgänse erblickten, die mitten im Unwetter über ihre Köpfe dahinzog. Ihr typischer Wanderruf übertönte laut das Heulen des Sturmes. Der Anblick der mutigen Vögel auf ihrem Zug über das Dach der Welt zum warmen Meer des Südens gab den Männern neuen Lebensmut, so daß sie den toten Punkt des erschlafften Willens überwanden. Die Wildgänse retteten ihnen das Leben.

Die verblüffendste Fliegerin ist die Seeschwalbe, eine Vertreterin der kleinsten Möwenart. Sie brütet in der Arktis, hat aber ihr Winterquartier im Südlichen Eismeer Jedes Jahr überfliegt die Seeschwalbe den ganzen Erdball.

Gleich den europäischen Zugvögeln haben auch die in Asien und Amerika beheimateten Arten ein weites Zuggebiet zu überwinden. Aber in den warmen Zonen sind es nicht klimatische Verhältnisse, die sie zur Wanderschaft treiben, sondern Nahrungssorgen. Der Kolibri, aus der amerikanischen Familie der Schwirrvögel, die kleinste gefiederte Kreatur, legt bei der Überquerung des Ozeans von Chile bis zum Juan-Fernandez-Archipel 700 Kilometer zurück. Wegen seines wie Metallglanz schillernden Gefieders und seines pfeilschnellen Schwirrfluges nennen ihn die Eingeborenen „Sonnenstrahl". Der Frühling ist sein Lebenselement, denn nur in Blütenkelchen vermag er seine Nahrung zu finden: Honig und winzige Insekten, die er, über der Blüte schwebend, mit seinem Röhrenschnabel aufsaugt. Wenn dieser winzige Zwerg dem Frühling nachjagt, schwirrt er in Wellenhöhe



Europäischer Kuckuck in ostafrikanischer Steppe (2 Zeichnungen: Angela Paysan)



über die Oberfläche des Meeres und weicht jeder Bewegung des Wassers mit blitzschnellen Bewegungen aus.

Der Zugtrieb der heimischen Zugvögel erwacht selbständig, ohne äußere Einflüsse. Das beweist deutlich das Verhalten einer Nachtigall oder Grasmücke, die im Käfig gefangengehalten wird. Obwohl es ihr weder an Wärme noch an Nahrung mangelt, flattert und tobt sie rastlos in ihrem Gefängnis, wenn die Artgenossen die Reise nach dem Winterquartier antreten. Damit sie sich nicht die Flügel bricht, kleidet der „Vogelfreund" während dieser unruhigen Zeit den Käfig innen eng mit weichem Stoff aus, der kein Licht durchläßt. Die Dunkelheit soll das aufgeregte Vogelherz beruhigen. Dieselbe Qual erleidet das Tierchen im Frühling, wenn die Verwandten aus der Fremde heimkehren.

Einer der ersten Heimkehrer ist die Lerche. Sie trifft oft schon Ende Februar bei uns ein. Der März bringt uns die Singdrossel zurück. Ihr folgen auf dem Fuße das Rotkehlchen, die Waldschnepfe, der Brachvogel und der Kiebitz. Im Laufe des April sind schon fast alle Sänger wieder bei uns, Ende April auch der Segler und die Schwalbe. Letztere ist ein wahres Sinnbild der Heimattreue. Sie sucht dasselbe Gebäude wie im Vorjahr auf, um im gleichen Nest ihre Brut aufzuziehen. Pirol und Wiedehopf kommen erst im Mai zurück, wenn die Natur in überschäumender Blüte steht.

Es ist eigenartig, daß alle Zugvögel die Strecke beim Rückflug bedeutend schneller zurücklegen als beim Aufsuchen des Winterquartiers. Die Lust des Frühlings kurbelt ihre Schwingen an. Nun eilen bei den meisten Arten die Männchen den Weibchen voraus. Erst wenn sie einen geeigneten Nistplatz gefunden haben, erwacht der Fortpflanzungstrieb. Dann sitzen die Männchen auf ihren „Bauparzellen" und empfangen mit lockendem Gesang das ankommende zarte Geschlecht. Hunderte verschiedene Melodien erklingen von Tagesanbruch bis nach Sonnenuntergang in den Wäldern und Gärten. Über den Feldern wiegt sich in der blauen Seide

des Himmels jubelnd die Lerche. Aber auch die Großstadt kommt nicht zu kurz. Von den Dachgiebeln konzertieren unermüdlich Amsel und Drossel, während sich der Turmsegler als eleganter Flugkünstler zeigt und hoch in der Luft sein Bräutchen betört. Neue Lebenslust strömt in die Herzen der Menschen — der Lenz ist endgültig ins Land gezogen ...

Ach, wäre es schon wieder soweit, denken wir jedesmal, wenn wir im Herbst von unseren kleinen gefiederten Freunden Abschied nehmen. Wehmütig sehen wir den Scheidenden nach und wünschen ihnen eine recht gute Reise und eine baldige glückliche Heimkehr im nächsten Frühjahr. *Wilhelm Auffermann*

Das vergessene Kommando

Um unsere Geschichte verständlicher zu machen, muß ich erzählen, daß wir Kriegsblinden in unserer kleinen Stadt gut bekannt sind und daß jedermann weiß, wie gut und wie schlecht wir mit den Problemen des Alltags fertig werden. Vor einigen Jahren passierte mir und meinem Kameraden folgendes: An einem kalten Novembernachmittag trafen wir uns in meiner Wohnung. Es hatte zu schneien angefangen, und er kam ziemlich durchfroren bei mir an. Mein Vorschlag, in der gegenüberliegenden Wirtschaft schnell einen Kognak zu trinken, wurde sofort akzeptiert. Links an der Leine meinen Vierbeiner und rechts am Arm den Halberfrorenen, ging es also ab durch die Mitte. Weil wir beiden nun den alkoholischen Genüssen nicht allzusehr zugeneigt sind, wurde uns nach dem zweiten Kognak ein bißchen duselig. Uns selbst und die ganze Umgebung vergessend, brachen wir nach dem soundsovielten Glas auf und trotteten wieder Richtung Heimat, so wenigstens meinten wir. Aber ach, wie geschah uns? Bis nach Hause waren es doch nur ein paar Sekunden, aber wir liefen und liefen, bis uns plötzlich auffiel, daß wir ganz woanders waren. „Stehenbleiben und überlegen!" sagten wir uns.

Indessen kamen zwei junge Mädchen des Weges. „Bitte, wie kommen wir wieder nach Hause?" fragten wir höflich. Aber anstatt es uns zu sagen, lachten sie beide und waren fest davon überzeugt, daß wir uns nur einen Scherz mit ihnen erlaubten. „Komm doch bloß", sagte die eine zur anderen, „die beiden finden doch besser als wir!" Wir waren unserem Schicksal nun völlig preisgegeben. Man möge uns glauben, daß wir mit der Zeit einen richtigen Katzenjammer bekamen. Die Wegränder waren inzwischen nämlich so verschneit, daß wir jegliche Orientierung verloren hatten. Wir glaubten beide, im Wald liegenbleiben und erfrieren zu müssen.

Auf einmal jedoch hatte ich einen lichten Moment und kommandierte meinem Hund: „Nach Haus!" Eine ganze Kehrtwendung, und es ging denselben Weg wieder zurück, den wir gekommen waren. Wie erleichtert waren wir doch, als wir merkten, daß wir uns der Hauptstraße näherten.

Des Rätsels Lösung war, daß ich, als wir die Wirtschaft verlassen hatten, vergaß, dort schon das Nachhausekommando zu geben. In seinem Diensteifer meinte Hasso wohl, daß mein Kamerad erst in Sicherheit gebracht werden sollte, denn genau seinen Heimweg hatte er eingeschlagen.

Noch heute lachen wir manchmal darüber. Aber damals war uns im ersten Moment wirklich nicht lächerlich zumute. Jedenfalls scheint mir diese Begebenheit ein gutes Beispiel dafür zu sein, daß schon geringe Abweichungen vom gewohnten Alltag uns Kriegsblinde völlig durcheinander bringen und uns zeigen können, daß es eben keinen Ersatz für das verlorene Sehvermögen gibt, geschweige denn eine Gewöhnung an die Blindheit.

W. Lucht

Wenn sich einem mit 17 die Welt für immer verdunkelt

Schon in der Schule träumte Willy Rieger davon, einmal den Försterberuf zu ergreifen, der sich in der Familie bis auf seinen Vater seit dreihundert Jahren von einer Generation auf die andere vererbt hatte. Seine Schulbank war noch fast warm, als er mitten im Krieg auch schon zum Arbeitsdienst anrücken mußte. 17 Jahre war er alt, als er auch schon in Panzergrenadiersuniform steckte, während die Fronten im Herbst 1944 ständig näher rückten. Willy Rieger kam an der Ostfront zum Einsatz. Am liebsten wäre der Junge ja nach Hause gelaufen, aber er stak im Schützengraben. An einen Sieg konnten die Jungen nicht mehr glauben, wenn schon die alten Landser ihre Angst unverhohlen zugaben. So wartete Willy Rieger auch am Abend des 22. April 1945 auf die Nacht, in der Hoffnung, der Kugelregen möge aufhören. Aber noch war die Sonne am anderen Morgen nicht aufgegangen, da dröhnte es auch schon wieder aus allen Rohren. Bis jetzt hatte er ja Glück gehabt. Doch da geschah es: In aller Herrgottsfrühe des 23. April 1945 schlug eine russische Panzergranate direkt vor ihm ein. Eine Fontäne von Schlamm und Erde riß es aus dem Boden. Dann brachen die Grabenwände über ihm zusammen. Willy Rieger war bewußtlos. Und als er später wieder zu sich kam, spürte er nur, daß sein rechter Arm schmerzte. Den Stahlhelm hatte es ihm ins Genick geschoben, und der Halteriemen drückte ihn gegen den Hals. Er wußte jetzt, daß er verschüttet war, konnte sich aber in seiner mißlichen Lage ein wenig Raum schaffen. Er schob die Erde zur Seite, doch noch immer war es dunkel um ihn. Er hielt sich die Hände direkt vor die Augen. Es konnte doch nicht sein! War er blind? Bei dem Gedanken fiel Willy Rieger, schwerverwundet, wieder in Ohnmacht. Dieser Zustand dauerte so lange, bis der Siebzehnjährige plötzlich russische Laute um sich hörte. Die Soldaten bemühten sich um ihn, und erst jetzt, als er



Sicher bringt der Führhund seinen kriegsblinden Herrn über die Straße. Ist es aber auch immer sicher, daß die beiden nicht von einem rücksichtslosen Autofahrer angefahren werden? Nicht nur einmal kam es in den letzten Jahren zu solchen Unglücksfällen. *Foto: Norbert Maier*

zu einer Scheune in die Gefangenschaft abtransportiert wurde, war ihm das Schlimmste klar: Er war erblindet.

Ende Juli 1945, als der Krieg gerade ein paar Wochen zu Ende war, schickten ihn die Russen nach Hause. Groß war der Schrecken der Mutter, als sie jetzt erfuhr, daß ihr einziges Kind mit 17 Jahren an der Front erblindet war. Der gebrochene Arm war zwar — ohne ärztliche Behandlung — wieder zusammengewachsen, doch man wird es wohl niemals schildern können, was es bedeutet, wenn sich einem mit 17 Jahren die Welt für immer verdunkelt.

Für Willy Rieger begann eine harte Zeit. Er hatte noch keinen Beruf erlernt, freie Arbeitsstellen waren rar, außerdem litt er noch lange unter dem Schock seiner Kriegserblindung. Doch er mußte weiterleben, mit eisernem Willen um sein künftiges Dasein kämpfen. In einem Spezialkurs lernte er die Blindenschrift, Blindenstenographie, Maschinenschreiben und erhielt schließlich eine gründliche Ausbildung als Telefonist. Jahre dauerte es noch, bis ihm schließlich das Arbeitsamt Aalen in seiner Telefonzentrale Arbeit und Brot gab. Sein Dienst bereitete ihm — er mußte eine große Anzahl von Telefonnummern im Kopf haben — keine Schwierigkeiten, obwohl diese Arbeit schon einen gesunden Menschen, der auch noch das Telefonbuch zur Hand nehmen kann, ganz erheblich strapaziert. — Größere Schwierigkeiten bereitete ihm aber in zunehmendem Maße seine angeschlagene Gesundheit, und schwerer wurde es für ihn, im ständig wachsenden Straßenverkehr zu bestehen. Schließlich mußte er sogar seine Arbeit als Telefonist aufgeben, es ging gesundheitlich einfach nicht mehr. Der Kriegsblinde lobt das Verhalten vieler Verkehrsteilnehmer, aber, so sagt er: „Ich habe auf der Straße immer die Angst, einmal von einem Autofahrer angefahren zu werden, der eben doch nicht schnell genug reagiert." Kesse, eine fünfjährige Deutsche Schäferhündin, ist zwar die ständige treue Begleiterin von Willy Rieger, doch ist sie noch lange kein Ersatz für das Augenlicht. Sie ist ein Tier und handelt, wenn auch gut dressiert, nach ihrem Instinkt. Sie weiß nicht, wozu ein Auto Blinklichter oder Winker hat, und auch nicht, was rotes Licht in der Kreuzung bedeutet. Am liebsten läßt sich Willy Rieger daher auf der Straße von seiner Frau oder seinem Töchterchen begleiten, so hat er daheim ein Gefühl der Sicherheit und braucht seine Nerven nicht in ständiger Anspannung zu halten. Sein Leben als Kriegsblinder fordert ihm ohnedies oft das Letzte an Nervenkraft ab. *Norbert Maier*

Vom Lesestein zum Moderequisit

Der Werdegang der Brille durch die Jahrhunderte

Eine der segensreichsten Erfindungen für die Menschheit ist die Brille. Erst durch sie konnten die vielen Alterssichtigen weiter ihre Naharbeit verrichten, konnten die Kurz- und Übersichtigen ihre Umwelt wieder wie Normalsehende erfassen, gelang es, den Star-Operierten, die ohne Brille fast blind sind, das Augenlicht wiederzugeben. Wenn auch die Buchdruckerkunst die Kultur der Welt maßgeblich beeinflußte, so war es doch erst die Brille, die einem großen Teil der Menschheit diesen kulturellen Fortschritt erschloß. Denn erst mit ihrer Hilfe war es auch den Fehlsichtigen vergönnt, das geschriebene und gedruckte Wort aufzunehmen.

Soweit wir die Entwicklung des Menschen zurückverfolgen, ist er mit Sehfehlern geplagt gewesen. Das liegt in der Natur der Sache. Sehfehler sind nämlich zum großen Teil Augenbaufehler. Wie es seit alters her Menschen mit zu kurzen oder zu langen Beinen gibt, werden seit jeher Kinder mit zu kurz oder zu lang gebauten Augen geboren. Und die durch das Alter bedingte Abnahme der Elastizität der Augenlinse sowie die der Akkommodationsmuskeln läßt auch das Bestehen der Alterssichtigkeit bis in die Anfänge der Menschheit vermuten.

Als es noch keine Brillen gab, waren die vielen Fehlsichtigen hilflos ihrem Schicksal überlassen. Sie waren entweder zur Untätigkeit verdammt oder mußten sich mit schlecht sehenden Augen herumquälen. Besonders die vielen Alterssichtigen litten unter dem Mangel ihres Sehverlustes. Und hier waren es namentlich die Mönche, Gelehrten und Gebildeten, die den Verzicht auf Lesen und Schreiben sehr schmerzlich empfanden. Diese bedauerliche Tatsache erwähnt beispielsweise auch der berühmte römische Rechtsanwalt, Politiker und Schriftsteller Marcus Tullius Cicero (106—43 v. Chr.) in einem Brief an seinen Freund Atticus, dem er mit Bedauern berichtet, daß nun in seinem Alter das Sehvermögen abnähme, so daß er nicht mehr lesen könne und ihm nichts weiter übrigbleibe, als sich von Sklaven vorlesen zu lassen.

Während die Übersichtigen überhaupt keine Möglichkeit hatten, ihr Sehen zu verbessern, halfen sich die Kurzsichtigen damit, daß sie einen schmalen Spalt vor die Augen brachten. So trugen zum Beispiel kurzsichtige Landsknechte eine sogenannte Visierklappe mit Schlitzen, die beim Kampf vor das Gesicht geklappt wurde (Abb. 1). Die kurzsichtigen Ritter trugen Helme mit Schlitzen vor den Augen. Für die Schielenden schlugen die Ärzte das Tragen einer entsprechenden Stoff- oder Ledermaske vor, die die Tätigkeit der Augenmuskeln beeinflussen sollte. Eine solche gezeigte Kappe ist mit so weit voneinander entfernten Einschnitten versehen, daß die Augen, um überhaupt sehen zu können, ihre „Falschstellung" aufgeben müssen. Über die Erfolge mit diesem Muskel-Training durch Stoff- oder Ledermasken ist uns nichts Authentisches überliefert worden. Dagegen wissen wir mit Bestimmtheit, daß die Staroperierten keine Möglichkeit hatten, ihr undeutliches Sehen zu verbessern. Solche Staroperationen, bei denen durch Beseitigung der getrübten, undurchsichtigen Augenlinse den Lichtstrahlen der Eintritt in das Innere des Sehorgans wieder geöffnet wird, sind bereits im Mittel-

alter von den „Starstechern" ausgeführt worden. Ohne Brille konnten die „Operierten" aber auch nicht wieder richtig sehen.

Es war also wirklich ein Segen, als mit der Erfindung der Sehhilfe für die fehlsichtigen Menschen ein neues Zeitalter anbrach.

Die Alten kannten noch keine Sehhilfen

Wer die Brille erfand, läßt sich heute nicht mehr feststellen. Die Geschichtsforschung hat dieses Gebiet viel zu lange unbeachtet gelassen. So zählt jedes Lehrbuch der Geschichte die Erfindungen auf, die das Mittelalter abschlossen und die Neuzeit einleiteten, über die Erfindung des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst wird ausführlich berichtet, aber in keinem Geschichtsbuch ist die Erfindung der Brille erwähnt. Heute ist es nicht leicht, diese Lücke auszufüllen. Es war daher notwendig, aus mühsam erforschten Hilfen Schlüsse zu ziehen und damit den Werdegang der Brille zu rekonstruieren.

Danach steht einwandfrei fest, daß die alten Ägypter, Griechen und Römer keine Sehhilfen kannten. Die Kulturvölker des Altertums schrieben alle ihre Künste und Fertigkeiten auf und bildeten sie ab. Von Sehhilfen irgendwelcher Art findet sich nirgends auch nur eine Spur. Das zwingt zu dem Schluß, daß es im Altertum noch keine Sehhilfen gab. Wären solche den Alten bekannt gewesen, würde darüber sicher irgendwo eine Aufzeichnung gefunden worden sein.

Es spricht nichts für eine gegenteilige Annahme. Wohl kannten die Römer die vergrößernde Wirkung einer mit Wasser gefüllten Kugel. Sie schrieben jedoch diesen Erfolg nicht der konvex gekrümmten Fläche, sondern

der eigentümlichen „Schlüpfrigkeit" des Wassers zu, in der die „ungewissen Blicke abgleiten". Praktisch ausgenutzt wurde von ihnen die Kenntnis der vergrößernden Wirkung nicht.

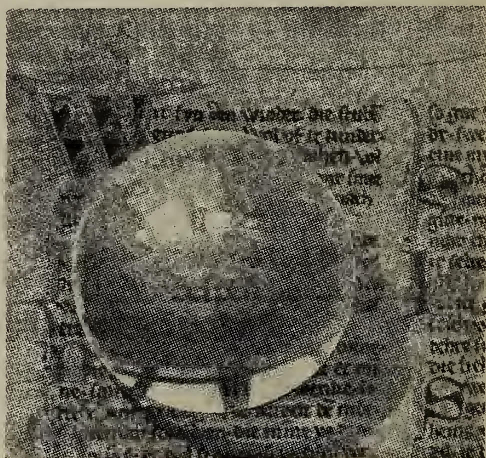
Die Vermutungen, daß die Chinesen, Japaner und Inder lange vor den Europäern Sehhilfen besessen hätten, erwiesen sich ebenfalls als unbegründet. In China mag man vielleicht schon 2000 Jahre vor Aufstellung der Gesetze der Optik Brillen benutzt haben, allerdings kaum aus wissenschaftlicher Erkenntnis, sondern höchstens aus Aberglauben. Die Chinesen waren nämlich der Ansicht, daß schwachsichtige Personen die das Sehvermögen stärkenden Kräfte des „yoh Shui", das in dem Glas enthalten sei, benötigen. Auch trug man in China Brillen, weil es Etikette und Mode verlangten. Irgendwelchen Wert für die Behebung von Fehlsichtigkeiten hatten diese Brillen nicht. Jedenfalls wurde die Brille nicht in China erfunden. In ihren alten Schriften bezeichnen sie die Chinesen selbst als „fremdländische Erfindung". Auch den durchaus tüchtigen japanischen Geschichtsforschern ist von der Erfindung der Brille in ihrem Lande nichts bekannt. Nach ihnen ist die erste Sehhilfe in Japan 1529 durch einen Inder dem damaligen Landesherrn von Yamaguchi (Westjapan) zum Geschenk gemacht worden. Sie galt als kostbare Rarität. Erst ein Jahrhundert später wurde die Kunst der Brillenherstellung in Japan durch den Kaufmann Hamada in Nagasaki eingeführt.

Oft wird unter Bezugnahme auf den Smaragd des Lucius Dominitius Nero (37—68) behauptet, daß die Brille bereits kurz nach Christi Geburt in Rom bekannt gewesen sei. Der römische Schriftsteller Gajus Plinius (23 bis 79) berichtet in seiner bekannten „Historia naturalis" im 37. Buch: „Nero betrachtete die Kämpfe der Gladiatoren durch einen Smaragd". Aus diesen Worten haben spätere Geschichtsforscher zu folgern versucht, daß Nero



Abb. 1
Visierklappe für kurzsichtige Landsknechte

Abb. 2
Sogenannter „Lesestein", auf einer Seite der Manessischen Handschrift aufgelegt. *Foto: Carl Zeiss, Oberkochen*



kurzsichtig gewesen sei und einen konkav geschliffenen Smaragd als Sehhilfe benutzt habe. Liest man jedoch den ganzen Zusammenhang der zitierten Stelle bei Plinius, so kann ihre Auslegung nicht zweifelhaft sein. Es heißt dort: „Es gibt für das Auge keine angenehmere Farbe als die des Smaragdes. Die Steinschneider, welche die sehr feinen Gemmen fertigen, haben kein anderes Mittel, um ihren ermüdeten Augen Erholung zu verschaffen. Die angenehme Farbe des Smaragdes stärkt ihre Sehkraft. Auch Nero betrachtete die Kämpfe der Gladiatoren durch einen Smaragd". Aus diesem Inhalt ergibt sich ohne Zweifel die auch von maßgebenden Forschern vertretene richtige Ansicht, daß es sich bei dem Smaragd des Kaisers Nero nicht etwa um eine Sehhilfe, sondern um einen Schutz gegen das grelle Sonnenlicht der Arena gehandelt hat.

Ausgrabungen im alten Griechenland, in Phönizien und Assyrien

Allerdings haben bei ihren Ausgrabungen im alten Griechenland, in Phönizien und Assyrien der deutsche Altertumsforscher Heinrich Schliemann und der Engländer Austen Henry Layard sehr gut geschliffene und polierte Halbkugeln und plankonvexe Linsen aus Quarz oder Glas gefunden, mit denen sich die Schrift vergrößern läßt. All diese etwa aus der Zeit um 2000 v. Chr. stammenden Funde sind aber nach herrschender Meinung von den Alten nicht zur Vergrößerung benutzt worden. Sie dienten ihnen als Schmuckstücke an Zeptern und Schwertern oder als Knöpfe an Mützen und Prachtgewändern. Manche dieser gläsernen Halbkugeln haben darum auch in der Mitte eine Durchbohrung zum Befestigen; sie zeigen auf ihrer Planseite Spuren von Bronzebeschlag oder Leder.

Das Glas und die Glasverarbeitung waren den Alten bekannt

Das erste künstliche Glas soll angeblich unbeabsichtigt von frühen Seefahrern geschmolzen worden sein. Auch Plinius berichtet von phönizischen Schiffern, die auf sandreicher Küste in der Nähe der Mündung des Belus in Ermangelung von Steinen Stücke natürlicher Soda, die sie an Bord hatten, bei ihren Feuerstellen als Unterlagen für ihre Kochgeschirre benutzten. Nach dem Erlöschen des Feuers fanden sie angeblich aus Sand und Soda zusammengeschmolzenes Glas. Dieser Erzählung wird jedoch von Plinius selbst wenig Wahrscheinlichkeit beigemessen. Sie ist auch aus chemisch-technischen Gründen wenig glaubhaft.

Allerdings ist die Kunst des Glasschmelzens sehr alt und läßt sich bis in die frühesten Kulturepochen zurückverfolgen. Bereits bei den alten Ägyptern ist sie nachweisbar. In den alten Bauwerken dieses Wunderlandes der Pyramiden sowie in den Ruinen von Ninive wurden Gefäße aus reinem und gefärbtem Glas gefunden.

Auf den Denkmälern der in Oberägypten am Nil gelegenen Stadt Theben, die etwa um 2400 v. Chr. entstanden sind, ist die Kunst des Glasblasens bildlich dargestellt. Und L. Glaser berichtet, daß auf den Reliefs der Königsgräber bei Beni Hassan aus dem 18. Jahrh. v. Chr. ein Glasbläser in voller Tätigkeit zu erkennen sei und aus dem 17. Jahrh. v. Chr. eine gläserne Urne existiere, woran schon das Überfangen bei Glasarbeit und die Anwendung des Schleifrades erkannt werden könne. Die Meinungen darüber, wo die Glasmacherpfeife erfunden wurde und wer sie zuerst angewendet hat, gehen allerdings in der Literatur stark auseinander. Fest steht, daß die Erfindung des Glasblasens zumindest im 1. Jahrh. v. Chr. in Ägypten und Syrien bekannt war. Diese Technik wurde dann von den Römern nach Italien gebracht.

Die Herstellung von durchsichtig klarem Glas war aber doch mit großen Schwierigkeiten verbunden, und Gefäße daraus waren überaus hoch geschätzt. Noch um die Zeit von Christi

Geburt war das Glas derartig teuer, daß kein König ein Haus mit Glasfenstern bezahlen konnte.

Auch das Formen und Schleifen sowie Polieren des Glases wurde bereits lange vor Christi Geburt geübt, wie wir aus Wandbildern jener Zeit ersehen können. Als Schleifmittel dienten Sand, Schmirgel oder Korund.

Es waren also bereits vor Beginn unserer Zeitrechnung die Vorbedingungen zur Herstellung optischer Linsen erfüllt. Dennoch dauerte es verhältnismäßig lange, ehe die ersten Sehhilfen entwickelt wurden.

Der „Lesestein" als Vorläufer der Brille

Fast alle großen Erfindungen haben eine lange Vorgeschichte. So ist es auch mit der Brille. Bahnbrechend und grundlegend hierbei war die allmähliche Erkenntnis, daß Lichtstrahlen abgelenkt und gebrochen werden können.

Bereits die alten Ägypter kannten das Reflexionsgesetz. Es verläuft zum Beispiel der Eingang zur Königskammer der großen Pyramide so absolut mathematisch genau in der Richtung der Erdachse, daß ein in dieser Kammer waagerecht angebrachter Planspiegel den Polarstern reflektiert. Das Reflexionsgesetz war auch den alten Griechen bekannt. Wir finden bei dem vielseitigen Heron von Alexandria (um 100 v. Chr.) in seinen Schriften Zerrspiegel und Geistererscheinungen mit Hilfe einer gegen die Zuschauer geneigten Glasplatte. Die gesetzmäßige brechende Wirkung von optischen Linsen kannten die Alten jedoch noch nicht. Diese Wirkung wurde von ihnen nur empirisch festgestellt. Plinius berichtet von der Bildvergrößerung einer mit Wasser gefüllten Kugel. Und der witzige Lustspieldichter Aristophanes von Athen (450—385 v. Chr.) schildert in seinen „Wolken" die Benutzung des Glases als Brennglas.

Die Lichtbrechungsgesetze entwickelte zuerst der bedeutende griechische Mathematiker, Geograph und Astronom Claudius Ptolemäus

Abb. 4
Nietbrille aus Lindenholz mit gebogenen Stielen und geleimtem Fassungsrand

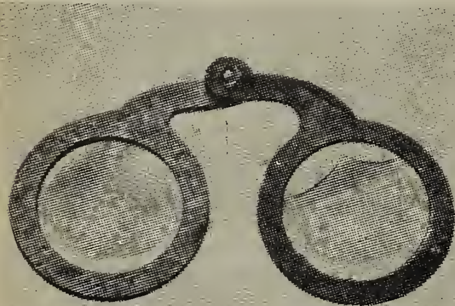




Abb. 3
Kardinal Hugo de Province mit einer Nietbrille. Ausschnitt aus dem Fresko im Kapitelsaal bei der Kirche San Nicolò zu Treviso, von Tommaso da Modena, 1352

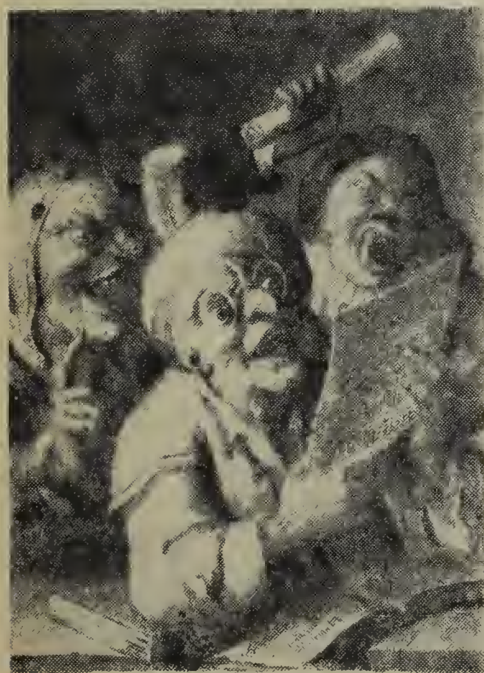
(100—178). Er maß als erster den Einfalls- und Brechungswinkel, ohne daß es ihm allerdings gelang, das später von Snellius (1581 bis 1626) aufgestellte Brechungsgesetz zu finden. Er beschrieb seine Erkenntnisse in seinem fünfbändigen Werk über Optik. Diese „Optik" des Claudius Ptolemäus ist, am Anfang und Schluß verstümmelt, nur in der nach arabischen Vorlagen gemachten lateinischen Übersetzung des Siziliers Ammertis Eugenius erhalten. Diese Beobachtungen und Versuche bereiteten die Erfindung des sogenannten „Lesesteins" theoretisch vor.

Erst 800 Jahre später erschien dann die nächste optische Arbeit von dem gelehrten Araber Ibn el Heitam (996—1038), auch Alhazen oder Alhazan genannt. In seinem im 11. Jahrhundert erschienenen „Schatz der Optik" finden wir die Lehre vom Sehen, von der Reflexion und von der Refraktion. Hier wies er als erster auf die Möglichkeit hin, das Auge durch eine zweckmäßig geschliffene optische Linse zu unterstützen. Der arabische Urtext des Buches ist nicht auffindbar, obwohl viele Forscher danach gesucht haben. Die Übersetzung ins Lateinische ist vermutlich im 13. Jahrhundert entstanden und durch den „Thuringo-



Abb. 5
Das ist eine sogenannte Mützenbrille. Zeichnung von Pisano, aus dem Album Valardi im Louvre zu Paris, 15. Jahrh.

Abb. 6
Stirnreifenbrille. Ausschnitt aus einem französischen Stich „Un trio convaincu", 18. Jahrh.



Polonus Vittello" in die heute gedruckt vorliegende Form gebracht worden. Das bei den Gelehrten des Abendlandes und in den Klöstern rasch verbreitete Werk beschreibt den Lesestein, ein gläsernes Kugelsegment, das durch Aufsetzen auf die Schrift vergrößernd wirkt. Ihm verdankt mithin die Nachwelt die erste Augenhilfe, obwohl Alhazen den Lesestein selbst nicht unmittelbar praktisch hergestellt hat.

Erst als das Werk Alhazens 1240 aus dem Arabischen ins Lateinische übersetzt und damit weiten Kreisen bekannt wurde, erfuhren seine optischen Erkenntnisse ihre praktische Auswertung. Nunmehr griffen die gelehrten und praktisch veranlagten Mönche in den westeuropäischen Klöstern den Gedanken auf und stellten sich überhalbkugelige Plankonvexlinsen aus Bergkristall oder Quarz her. Sie legten diese Linsen mit der Planfläche auf die Schrift der alten Folianten und erfreuten sich der somit erzielten erheblichen Vergrößerung der Buchstaben (Abb. 2). Bald kamen sie auf den naheliegenden Gedanken, dieses Vergrößerungsmittel weiter auszunutzen, um ihren alterssichtigen Klosterbrüdern das Leben zu erleichtern. Wer zuerst den Gedanken Alhazens in die Praxis umgesetzt hat und wo dies geschehen ist, konnte bisher nicht ermittelt werden. Die ältesten Spuren weisen nach England und Deutschland.

In seinem 1267 veröffentlichten „Opus majus" traf bereits der englische Franziskanermönch Roger Bacon (1214 — 1294) die grundlegende Feststellung, daß die plankonvexen Linsen ein vorbildliches Werkzeug abgeben könnten für Greise und Personen mit schwachen Augen, denn man vermöchte damit noch so kleine Buchstaben in genügender Größe zu sehen. Bacon ist damit zwar nicht der „Erfinder" des Lesesteines, aber er ist derjenige, der die Bedeutung dieser Sehhilfe erkannte, Verbesserungen durchführte, nach einer wissenschaftlichen Erklärung suchte und sich theoretisch mit dem Problem der Augenhilfen befaßte.

Das Wunder des Lesesteins erregte gar bald in der gelehrten und gebildeten Welt solches Aufsehen, daß sogar die Dichter davon begeisterte Kunde gaben. In seinem „Jüngeren Titurel", einem Epos aus dem Jahre 1270 von mehr als 6000 Strophen, bringt der mittelalterliche deutsche Dichter Albrecht den poetischen Vergleich des Lesesteins mit dem Herzen. Ein anderer mittelhochdeutscher Dichter, Konrad von Würzburg († 1287), besingt im Jahre 1275 in seinem Epos „Die goldene Schmiede" den Lesestein. In der in Heidelberg aufbewahrten Minnesängerhandschrift, der sogenannten „Manessischen Liederhandschrift", aus der Zeit zwischen 1260 und 1284 besingt der alte Missener (auch Meissener) den „lichten Spiegel".

Die ersten Sehhilfen waren zunächst nur Kugelsegmente aus durchsichtigem Glas, Quarz,

Bergkristall und anderem. Da man auch noch in dieser Zeit weißes, das heißt ganz durchsichtiges Glas nur sehr schwer herstellen konnte, nahm man zu den Lesesteinen vorwiegend Quarz, Bergkristall oder Halbedelsteine, sogenannte Berylle, daher der Name Brille. Diese Kugelsegmente waren auf der einen Seite plan, auf der anderen konvex geschliffen. Sie wurden mit ihrer ebenen Fläche auf die Schrift gelegt. Mit der Zeit schliff man die Kugelsegmente flacher, legte sie nicht mehr auf die Schrift, sondern hielt sie darüber und näherte sie dem Auge. Schließlich kam man auf den glücklichen Gedanken, die Gläser direkt vor die Augen zu bringen und zwei solcher Lesesteine durch eine Fassung zu verbinden. Die eigentliche Brille war erfunden.

In Murano bei Venedig steht ihre Wiege

An einen bestimmten Namen knüpft sich die Erfindung der Brille nicht. Vielleicht war es ein Zufallsfund eines Arbeiters, vielleicht auch einer Gemeinschaft. Jedenfalls ist uns hierüber nichts Näheres bekannt. Wir wissen nur, daß gegen Ende des 13. Jahrhunderts in Murano bei Venedig — dem damaligen Zentrum der Glasindustrie — zwei konvex geschliffene Linsen mit einem dicken Ring von Eisen, Holz oder Horn umgeben wurden. Man versah sie mit Stielen und nietete sie an diesen zusammen. Diese allerersten Brillen, denen man heute den Namen Nietbrille beigelegt hat, hielt man unmittelbar vor das Auge. Daß solche Brillen bereits gegen Ende des 13. Jahrhunderts angefertigt wurden, ergibt sich mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit aus den hierzu aufgefundenen Dokumenten. Nach einer in Florenz entdeckten handschriftlichen Niederschrift hielt am 23. Februar 1305 der Dominikanermönch Giordano da Rivalto aus dem Kloster der heiligen Katharina zu Pisa eine Predigt, in der er sagte: „Es ist noch nicht zwanzig Jahre her, daß die Kunst der Verfertigung von Brillen, die besseres Sehen vermitteln, eine der nützlichsten Künste der Welt, erfunden wurde. Ich habe selbst denjenigen gesehen, der sie erfand und zuerst fertigte, und mich mit ihm unterhalten."

Wenn oft auch als erster dokumentarischer Nachweis der Brille eine alte Chronik in der Vatikanischen Bibliothek aus dem Jahre 1283 herangezogen wird, in der Bruder Salimbene aus Parma die Auffindung des Grabes der heiligen Maria Magdalena schildert und sagt: „Mit Mühe konnte wegen ihres Alters durch einen Kristall die Inschrift auf dem Sarg gelesen werden", so ist nach den übrigen geschichtlichen Überlieferungen doch anzunehmen, daß es sich bei diesem Kristall um einen sogenannten Lesestein und nicht um eine Brille gehandelt hat.

Sichere und zuverlässige Zeugnisse zur Datierung der Erfindung der Brille sind Erlasse des Hohen Rates zu Venedig aus den Jahren 1300 und 1301. Sie befinden sich in dem sogenannten Codex membraceus des Stadtarchivs zu Venedig und verbieten, in Brillen das gute Kristallglas durch ordinäres weißes Glas zu ersetzen. Hierzu stellt Richard Greeff fest, daß eine Kunst, in der schon gefälscht wird, nicht mehr ganz jung zu sein pflegt.

Im Jahre 1303 schrieb der Arzt Bernhard de Gordon aus der Schule von Salerno, der später als Professor in Montpellier wirkte, bei



Abb. 7
Klemmbrille. Hieronymus Bosch, Ausschnitt aus dem Gemälde „Le charlatan", 1480

Anpreisung eines Collyriums (Augenwasser): „Es ist so wirksam, daß es dem Greise erlaubt, selbst kleine Buchstaben ohne Brille zu lesen.

Eine grobe, auf Fremdenfang gerichtete Geschichtsfälschung geschäftstüchtiger Florentiner

Oft ist versucht worden, die Erfindung der Brille einem bestimmten Namen zuzuschreiben, jedoch ohne Erfolg. Es wurde dabei auch vor Geschichtsfälschungen nicht haltgemacht. So erschien im Jahre 1738 in Florenz ein Buch von Mario Manni: „Deglio occhiali da naso" — „Über die Nasenbrillen", in dem die Erfindung der Brille unter Bezug auf ein früheres Denkmal in der Kirche Santa Maria Maggiore einem Florentiner mit Namen Salvino degli Armati zugeschrieben wird. Deutsche Autoren haben teilweise diese Angaben kritiklos übernommen und sprechen Armati die wahrscheinliche Erfindung zu. Mario Manni selbst aber hat das Denkmal schon nicht mehr gesehen, er machte es allerdings dem Namen nach berühmt. Darauf wurde es 1841 wirklich errichtet. Die Archäologen — hier war es namentlich der italienische Historiker und Archäologe Isidor del Lungo (1841—1927) — haben jedoch später nachgewiesen, daß der angebliche Kopf des Armati ein alter Römerkopf aus dem zweiten Jahrhundert n. Chr. ist. Die Fälschung wurde also einwandfrei aufgedeckt.

Der Weg durch die Jahrhunderte

Voraussichtlich waren die Nietbrillen die ersten Brillen. Ihre erste bildliche Wiedergabe finden wir im Kapitelsaal bei der Kirche San Nicolo zu Treviso, einer kleinen Stadt bei Venedig. Das im Jahr 1352 von Tommaso da Modena gemalte Fresko zeigt den Kardinal Hugo de Province (Ugone da Provenza), der beim Schreiben eine große Nietbrille auf der Nase trägt (Abb. 3).

Bis zum Jahre 1953 hatte man noch kein Original solcher frühen Brillen gefunden. Im Herbst dieses Jahres wurden auf Vorschlag von R. Wesenberg im Nonnenchor des Klosters von Wienhausen (bei Celle in der Lüneburger Heide) die breiten Eichenbohlen zwischen den Reihen des Chorgestühls aufgenommen. Dort fand man in dichtem Staub eingebettet eine Unmenge Heiligenbilder, Gebet- und Liederbücher, Bruchstücke theologischer Schriften und vieles mehr, unter anderem eine Anzahl alter Brillen, sogar mit dazu passenden Lederhüllen. Diese für die Geschichte der Brille außerordentlich wichtigen Funde wurden von Horst Appuhn in der Zeiss-Werkzeitschrift (Nr. 28, S. 2 ff.) ausführlich beschrieben.

Die in Wienhausen gefundenen zwei vollständigen Nietbrillen sowie neun Teile von solchen sind die ersten aufgefundenen Originale der frühen Brillen, die drei Typen angehören:

Die Nietbrille mit geraden Stielen und aufgeschlitzten Fassungsrändern scheint der früheste Typ gewesen zu sein. Die Ränder wurden an ihren dreieckigen Verstärkungen aufgeschlitzt, um das Glas in der Fassung aufnehmen zu können. Man öffnete dabei die Fassung ein wenig und verschloß sie danach mit einem Faden. An einer der in Wienhausen gefundenen Fassungen ist der zum Halt der Gläser umwickelte Faden — ein ein-

Abb. 8
Diese Bügelbrille wurde mit Fäden an den Ohren befestigt. El Greco, Bildnis des Inquisitor-Kardinals Fernando Nino de Guevara, 1596



facher gedrehter Leinenfaden — noch erhalten. Die Länge der Stiele dieser Brillen war bei den einzelnen Exemplaren unterschiedlich. Es ist wahrscheinlich, daß die Verkürzung für einen besseren Sitz auf der Nase vorgenommen wurde.

Um einen besseren Sitz auf dem Nasenrücken zu ermöglichen, kam man wahrscheinlich auch zu dem zweiten Typ der Nietbrille, bei dem die Stiele eine s-förmige Krümmung erfuhren. Zusammengenietet ergaben diese gekrümmten Stiele einen gebogenen Steg, wie ihn die spätere Entwicklung der Brille beibehielt (Abb. 4). Auch diesen Typ der Nietbrille finden wir auf frühen Dokumenten, zum Beispiel bei der Darstellung des Meisters des Albrechtsaltars.

Die in Wienhausen gefundenen Nietbrillen und Brillenreste sind alle aus Holz hergestellt. Es ist anzunehmen, daß das auch der am meisten angewendete Werkstoff für die frühen Brillen gewesen ist.

Bei dem dritten Typ der Nietbrille schuf man zum Zweck der gesteigerten Haltbarkeit die Verbindung der Hölzer durch Leim. Die beiden Fassungsteile wurden aus je zwei Brettchen geschnitten und deren geschlossene Rundung innen abgeschrägt, so daß sie wechselseitig übereinandergelegt eine Nut ergaben. Nachdem das Brillenglas eingefügt war, leimte man die Teile aufeinander. Wir finden diesen im Hinblick auf die Haltbarkeit verbesserten Brillentyp mit geraden und gekrümmten Stielen.

Als erste Verbesserung muß die einfache Bügel- oder Rundbogenbrille bezeichnet werden. Hierbei wurden die beiden gefaßten Gläser durch einen Bügel oder Bogen verbunden. Die ganze Einfassung bestand demnach nicht mehr aus zwei übereinandergenieteten Teilen, sondern aus einem Stück. Wie man annimmt, wurden die Gläser durch einen Bleiring in den Fassungen gehalten.

Auf dem Gemälde „Maria mit dem Kind" an dem Van-der-Paele-Altar aus der Kirche Sankt Donatius in Gent malte der Holländer Jan van Eyck (1386—1440) eine solche Bügelbrille, die entweder aus Holz, Horn, Bein oder Leder gefertigt wurde. Auf dem Bild sitzt die Madonna mit dem Kind auf prunkvollem Thron in einem Kirchenraum. Rechts neben ihr kniet der Stifter des Bildes, der Kanonikus van der Paele, geleitet von seinem Schutzpatron, dem heiligen Georg in blinkender Rüstung, der ihn mit einer Handbewegung der Madonna empfiehlt. Links steht etwas abseits in prunkvollem Bischofsgewand der heilige Donatian. Der würdige Domherr im weißen Chorhemd

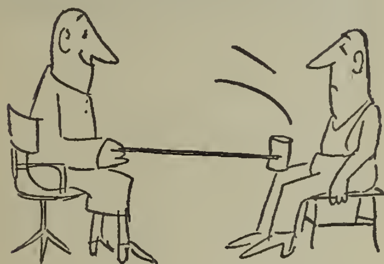
1



2



3



hält in seiner linken Hand das Gebetbuch, in der rechten die Bügelbrille.

Einige alte Bügelbrillen sind uns im Original erhalten geblieben. Neben den Funden in Wienhausen entdeckte man in einem Band alter Inkunabeln aus dem Ausgang des 15. Jahrhunderts eine solche Brille ohne Gläser. Es ist anzunehmen, daß sie der Buchbinder während der Arbeit hineingelegt und dann vergessen hat. Am bekanntesten sind die ledernen Bügelbrillen mit plankonvexen Gläsern, die etwa um 1520 bis 1530 angefertigt worden sein sollen und sich im Pirkheimerschen Stübchen auf der Wartburg befinden. Sie sind ehemals hinter die Holzvertäfelung gefallen und wurden bei der 1867 erfolgten Überführung dieses Stübchens aus Nürnberg nach der Wartburg zufällig gefunden. Eine weitere gut erhaltene Lederbrille fand man in dem prächtigen Meißener Dom bei der Erneuerung des seit 1547 liegenden Holzfußbodens. Man nimmt an, daß sie einem der Handwerker verlorenging, als 1547 nach dem großen Dombrand der Fußboden gänzlich neu gelegt wurde.

Um das unbequeme Festhalten der Sehhilfen überflüssig zu machen und den Bügelbrillen einen besseren Halt zu geben, wurden sie später durch Einschlitzungen mit elastischen Stegen versehen, die es ermöglichten, die Brille besser über die Nasenflügel zu klemmen. Diese Schlitzbügelbrillen aus Horn oder Schildpatt waren im 17. und 18. Jahrhundert neben den ledernen Bügelbrillen die gebräuchlichsten Sehhilfen. Wo, wann und durch wen sie aufkamen, läßt sich nicht feststellen, da die Gilden nicht geneigt waren, ein einzelnes Mitglied als Erfinder hervorzuheben. Bildliche Darstellungen solcher Brillen, deren Bügel aus mehreren federnden Lagen besteht, sind eigenartigerweise seltener. Auf einer Geschäftsanzeige des Giovanni Battista Campi aus der Zeit um 1721 befindet sich eine solche Schlitzbügelbrille mit fünf Bögen. Das Blättchen trägt die Aufschrift: „Feine Brillen für alle Grade des Gesichts wie sie hergestellt werden in Genua von Giovanni Battista Campi". Originale dieser Brillen sind in den alten Brillensammlungen häufig anzutreffen.

Bereits im 15. Jahrhundert hatte der Mönch Savonarola (1452 — 1498) in einer seiner Predigten über den Tod empfohlen, die Brille an dem Schirm einer tief in das Gesicht gezogenen Mütze zu befestigen. Auch der französische Dichter, Geistliche und Arzt François Rabelais (um 1495 — 1553) erzählte, daß Panurg Brillen trug, die an der Mütze befestigt waren. Der Vorschlag Savonarolas scheint jedoch vorerst nur vereinzelt Schule gemacht zu haben. Denn erst im 16. Jahrhundert treten diese Mützen- oder Stirnfortsatzbrillen mehr in Erscheinung. Sie waren entweder mit einem Halter an der tief in die Stirn gezogenen Mütze befestigt oder mit einem langen, nach oben laufenden und mit Gelenk versehenen Stiel gefertigt, der über die Stirn nach

oben führte und dann dort angebracht wurde. Als Material für diese Brillen ist meistens Eisen verwendet worden.

Die erste Abbildung einer solchen Mützenbrille verdanken wir offenbar dem Italiener Vittore Pisano (1380—1451), der im 15. Jahrhundert eine Zeichnung mit einer Mützenbrille fertigte, die sich im Album Valardi im Louvre zu Paris befindet (Abb. 5).

Die Mützenbrillen wurden fast nur von Frauen oder höhergestellten Persönlichkeiten benutzt, die beim Grüßen den Hut nicht abzunehmen brauchten. Begegnete jedoch einmal ein solcher Brillenträger wider Erwarten einer noch höhergestellten Persönlichkeit, so sah er sich vor die Wahl gestellt, entweder eine grobe Unhöflichkeit zu begehen oder seine Brille der Gefahr des Herabfallens auszusetzen.

Ein schönes Original solcher Stirnfortsatzbrillen aus dem 18. Jahrhundert, vermutlich französischen Ursprungs, befindet sich im Rijksmuseum zu Amsterdam im Saal der Kostüme.

Im 16. Jahrhundert entwickelte sich dann ebenfalls die Stirnreifenbrille, bei der die Gläser von einem um Stirn und Kopf gelegten Metallstreifen herabhängen. Diese Brillen bestanden entweder ganz aus Metall — meistens Eisen —, oder nur ihre Stirnreifen waren aus Metall angefertigt, während die Gläser in Horn gefaßt und die Hornringe an den Stirnreifen befestigt wurden.

Auf einem französischen Stich „Un trio convaincu", nach einem Deckengemälde aus dem 18. Jahrhundert, ist eine solche typische Stirnreifenbrille gezeigt. Auf diesem Bild trägt der mittlere der drei karikaturhaft aufgefaßten Sänger die Gläser an einem um Stirn und Kopf gelegten Reifen (Abb. 6).

Um die Brillen noch elastischer zu machen und besser an der Nase festklemmen zu können, versah man sie bereits im 16. Jahrhundert teilweise mit federndem Bügel aus elastischem Eisen oder aus einer schmalen Kupferplatte, die bei den Lederfassungen angenietet wurde. Später finden wir den Bügel dieser Klemmbrille auch aus anderem Material, zum Beispiel aus Messing und Silber, angefertigt. Die einfachsten und verbreitetsten dieser Klemmbrillen sind dann im 18. Jahrhundert die sogenannten „Nasenquetscher" aus Draht geworden, für die vielfach Kupfer oder versilberter Draht (Leonischer Draht) verwendet wurde. Bei dieser Anordnung sind zwei große, runde Gläser von einem glatten Draht eingefaßt, der oben (innen) beiderseits eine Schleife bildet und dann in den leicht federnden Steg übergeht. Die zusammengehörigen Teile des Fassungsdrahtes wurden vielfach an ihren Enden durch dünnen Bindedraht verbunden. Auch diese Brillen waren wie die eisernen Drahtbrillen an den Anlagestellen der Nase mit verschiedenfarbiger Seide umwickelt.

Eine sehr frühe Abbildung einer Klemmbrille verdanken wir dem niederländischen Maler Hieronymus Bosch, eigentlich van Aken (um 1450—1516), der in Herzogenbusch (daher Bosch) geboren wurde. Sein etwa 1480 geschaffenes Bild „Le charlatan", das sich im

Abb. 9
Schmalovale Brille mit einfachem Steg und elastischen Rundbogen-Ohrenbügeln. Heinrich von Angeli, Bildnis des Chemikers August Wilhelm Hofmann

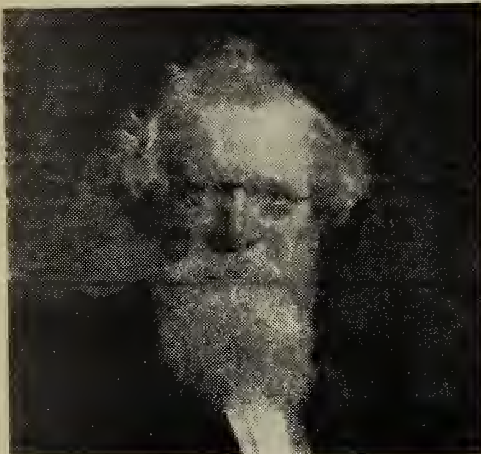




Abb. 10
Schläfenbrille. Anton Graff, Bildnis des Daniel Chodowiecki (Stich von Arnold), um 1795

Museum zu St. Germain en Laye befindet, zeigt eine Szene auf einem Marktplatz, auf dem ein Gaukler seine Künste darbietet. Ein junger Spitzbub hinter ihm, mit einer Klemmbrille auf der Nase, zieht ihm vorsichtig den Geldbeutel aus der Tasche (Abb. 7).

Um den Brillen einen besseren Halt vor den Augen zu geben und zugleich den durch das Festklemmen hervorgerufenen starken Druck auf der Nase zu vermindern, entwickelte man bereits im 16. Jahrhundert die Band-, Bind- oder Pindtbrillen. Da gab es erst einmal solche Brillen, bei denen die Augengläser in Hornfassungen sitzen, die ein breiter Lederriemen verbindet, den der Brillenträger um den Kopf schnallen kann. Ferner brachte man beiderseits schläfenwärts am Fassungsrand Löcher an, an denen man Bänder befestigte oder Fäden anband, die hinter den Ohren zusammengeknüpft wurden. Der Ursprung der „Fadenbrille" wird wohl in Spanien zu suchen sein, wo wir auch die ersten bildlichen Darstellungen finden.

Sehr bekannt wurde das um 1596 von Dominicus Theotokopulos, genannt El Greco (1541 bis 1614), in Toledo gemalte Bild des spanischen Inquisitors Kardinal D. Fernando Nino de Guevara mit einer durch Fäden an den Ohren befestigten Bügelbrille (Abb. 8).

Mehrere Originale von Fadenbrillen sind uns überliefert. So werden zum Beispiel in der Kapelle des heiligen Filippo Neri (1518 bis 1595), des Gründers des Ordens der Oratorianer, im Palazza Massimi alla Colonne zu Rom drei Fadenbrillen aufbewahrt, die dieser verehrte Mann getragen haben soll.

Heute finden wir die Befestigungsart der Brillen mit Bügeln hinter den Ohren derart selbstverständlich, daß es fast unglaubhaft erscheint, wenn wir hören, daß es mehrere Jahrhunderte bis zu dieser Entwicklung bedurfte. Wahrscheinlich wurde die Ohrenbrille zuerst in Spanien getragen; sie setzte sich jedoch nur langsam durch. Ihre eigentliche Entwicklung begann dann in England. Im Jahre 1746 konstruierte der zu seiner Zeit weit über die Grenzen seiner Vaterstadt hinaus bekannte Pariser Optiker Marc Thomin (1707—1752) die Schläfenbrille mit seitlich angebrachten

Stangen, die an den Schläfen endeten und sich am Kopf anklammerten. Die Stangen reichten nicht bis zu den Ohren, die zu jener Zeit von den Perücken verdeckt wurden. Ihre Enden waren vielfach mit einem großen runden Ring versehen, damit sie eine große Anliegefläche erhielten und dadurch besser saßen. Ein Gemälde von Anton Graff (1736 bis 1813) zeigt den Berliner Kupferstecher und Male Daniel Chodowiecki mit einer solchen Schläfenbrille, die er in der Hand hält (Abb. 9).

Neben der Schläfenbrille mit kurzen Stangen wurden auch schon vereinzelt solche mit längeren Seitenstangen angefertigt, die der Perücke anlagen. Als die Haaraufsätze verschwanden, wurden allgemein die Stangen der Brillen länger und griffen über die Ohren. Nun erst begann die eigentliche Entwicklung der Ohrenbrillen, die sich unter vielfachen Veränderungen und Verbesserungen bis in die Neuzeit erhalten haben.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kam man dann immer mehr dazu, die Brillen mit durchgehenden Ohrenbügeln und elastischen Rundbogen zu versehen, die sich hinter die Ohren legen ließen. Die Gläser hatten zu dieser Zeit eine schmalovale Form und waren nicht viel größer als die Augen. Der auf der Nase aufliegende Steg dieser Brillen bestand zunächst aus einem einfachen Draht, der dann verbreitert und mit einem Sattel versehen wurde. Der Ungar Heinrich von Angeli (geb.

1840) malte den Chemiker August Wilhelm Hofmann mit einer solchen schmalovalen Brille mit einfachem Steg und elastischen Rundbogen-Ohrenbügeln. Das Bild zeigt deutlich den durch den dauernden Druck des Steges auf der Nase verursachten Einschnitt (Abb. 10). Das Original-Gemälde ist in der National-Galerie in Berlin aufbewahrt. Die Metallbrille erhielt im Laufe der Zeit eine immer bessere Ausgestaltung; vor allem wurden die Gläser vergrößert. Als Material verwendete man unter anderem Nickel, Doublé und Gold.

Daneben wurde die Brille ohne Randeinfassung, die sogenannte Glasbrille, entwickelt. Ihr Ursprung wird wahrscheinlich in Wien zu suchen sein. Die Bruchgefahr dieser Brille ist außerordentlich groß. Werden doch bei ihr die Gläser an den Rändern in der Horizontalen durchbohrt und Nasensteg sowie Ohrenbügel an diesen Durchbohrungen mit Schrauben befestigt.

Anfang des 20. Jahrhunderts begann der Aufstieg der dicken runden Hornbrille. Sie soll in England als „Schutzbrille der Eifersucht" geboren sein. Die Württemberger Zeitung berichtete 1913 darüber, daß als „Erfinderin" eine Dame der Londoner Aristokratie angesehen werden müsse. Diese Dame glaubte einige Zeit, berechtigten Grund zur Eifersucht zu haben, machte aber ihrem Mann, wie das eine kluge Frau tut, weder Szenen noch Vorhaltungen. Jedoch durch List bestimmte sie ihn, der bisher seine Kurzsichtigkeit mit einem Monokel auszugleichen suchte, eine große und „wenig schöne" Hornbrille zu tragen. Ihrer Ansicht nach nahm die Hornbrille dem Gesicht den unwiderstehlichen Reiz, der den Frauen so gefährlich wird. Das Wunder vollzog sich, der Gatte, der wochenlang geschäftliche „Abhaltungen" hatte, blieb zu Hause oder ging nur noch in Gesellschaft seiner Ehefrau aus. Das Beispiel aber machte Schule: Lord E., der das Muster der Eleganz und des guten Geschmacks war, diente den anderen jungen Leuten als Vorbild. Viele Herren, die bis dahin keine Brille trugen, zeigten sich plötzlich im Schmuck der Hornbrille. Und von England kam die Hornbrille dann auch nach Deutschland.

Weitere Entwicklungsstufen waren die pantoskopische Gläserform, die Seitenstegbrille und die „hochangesetzten" Bügel. In Deutschland wurde die Seitensteg- und Vollsichtbrille am bekanntesten als Perivist-Brille der Optischen Werke Carl Zeiss in Jena.



Abb. 11
Neuzeitliche Schmuckbrille

Nach dem zweiten Weltkrieg begann der Aufstieg der Brille zur Schmuckbrille. Zunächst erhielten die Brillenbügel und Fassungsränder Schmuckauflagen aus verschiedenstem Material und in den verschiedensten Ausführungen. Mit hauchfein gearbeiteten Figuren — wie Spinnen und andere Tierchen — wurde unter anderem ein ansprechender Blickfang geschaffen. Metall- und Farbeinlagen in Bügel und Fassungsrand boten weitere Möglichkeiten zu Schmuckvariationen. Auch die kunstvolle Durchbrechung der breiten Ohrenbügel in phantasievollen Abwechslungen schuf neue Gestaltungsmöglichkeiten. Heute sind die Farben- und Formenkombinationen kaum noch zu überbieten. Die Brille ist ein Requisit der Mode geworden (Abb. 11).

Dr. Emil-Heinz Schmitz

Blende auf für die kriegsblinden Weber in Langenhagen

Jeden Tag sendet die sinkende Sonne ihre Strahlen über das im Dämmerlicht liegende Land. Die Dunkelheit bricht herein und umfängt jegliche Kreatur und taucht sie in den Schlummer oder in die Furcht vor dem Unsichtbaren, Undurchdringlichen, vor dem Fremden.

Da durchdringt, von der geöffneten Blende freigelassen, der helle Lichtstrahl den dunklen Raum und gaukelt flimmernd der durchs Dunkel schauenden Menschheit die Bilder und Szenen weiter Länder und fremder Menschen vor. Da liegt auch der im Dunkel Lebende im Traum, und Vergangenheit und Zukunft spiegeln sich gleich jenem bilderführenden Lichtkegel in seinem Innern. Er schaut nach innen, nicht rückwärts, wie jene manchmal nach vorn schauen und Zurückliegendes sehen.

Der suchende Lichtkegel fährt über das niedersächsische Land, über seine sanften Mittelgebirge, Deister und Ith, er krallt sich fest an der schnurgeraden Linie der aus dem Ruhrgebiet kommenden und nach Berlin führenden Autobahn. Blitzartig erhellt er die schönen Anlagen der Herrenhäuser und Gärten, erleuchtet einen Augenblick die schlummernde Hauptstadt und haftet an dem Schild „Flughafen Langenhagen, Abfahrt".

Jetzt erhellt er eine große Vierlings-Trauerweide, huscht über die Dächer einer kleinen Siedlung und ruht sich aus auf dem Schild, dessen einer Teil lesbar wird: „Kriegsblinde Weber". Diese beiden Worte wollen die Gedanken hinführen zu einer Gemeinschaft, die sich hier gleichsam als Symbol des Selbstbehauptungswillens schwergeprüfter Menschen gebildet hat.

Am frühen Morgen tritt ein Mann aus einem schmucken Einfamilienhaus. Mit einem weißen Stöckchen ertastet er sich seinen Weg, auf der Schulter trägt er ein großes Bündel gewebter Stoffe. Er tastet sich den Jägerzaun schnarrend entlang. Seine Schritte kennen den Weg, und schon führt ihn das klappernde Ge-

Seine Heimat ist das Riesengebirge. Nach seiner Kriegserblindung wurde er zum Handweber umgeschult und gehört heute mit zu den besten Webern in Langenhagen.



räusch der Weberei zu der seiner Wohnung so nahe liegenden Arbeitsstätte.

Von allen Seiten kommen sie herbei, ähnlich tastend, manche eilig, andere vorsichtig. Sie rufen sich im Morgen Grußworte zu und verschwinden in der Tür des Werkhauses. Sehende Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen begrüßen sie, und schon beginnt die Arbeit in der Gemeinschaft Schaffender. Jetzt liefert Fritz Kamin, ein Sohn des Riesengebirges, sein Päckchen ab. Es sind von ihm handgewebte Tischdecken und Kissenplatten, die seine Frau zu Hause überprüft und verzogen hat. Nun ist die Ware versandfertig, und die Webmeisterin schreibt die Menge ein in das Buch, nach dem die Vergütung für die geleistete Arbeit gezahlt wird.

Der Websaal ist voller Geräusche. An 19 Handwebstühlen schwingen die kriegsblinden Weber die Kammlade im senkrechten Pendel, treten mit ihren mit leichten Schuhen versehenen Füßen die Tritte. Die Fächer öffnen sich, und die rechte Hand schleudert im schnellen rhythmischen Schwung und im Verein aller arbeitenden Glieder das Schiffchen mit dem surrenden Faden von rechts nach links.

Langsam wächst, zusammengeschlagen durch

---

die schwingende Lade und die durch den Kamm laufenden Kettfäden, das Gewebe. Fühlend gleiten die tastenden Hände über das dichte Gewebe, und ein zufriedener Ausdruck liegt im Gesicht des Kameraden, dessen Hände über den fehlerlos weichen Wollstoff streichen.

Dort sitzt ein kräftiger Mann auf der Webbank, bunte Farben in ständigem Wechsel einschlagend in die auf Verbindung wartende Kette. Geordnet nach Farben liegen in Fächern die Spulen, darauf wartend, durch die schwirrenden Schiffchen im rasenden Lauf aus Einzelfäden buntes, lebendes Gewebe zu werden. Hier sitzt ein Kamerad, in rhythmischer Arbeit eins mit seinem Webstuhl, und sein von dunklen Wundnarben bedecktes Gesicht glänzt von der Anstrengung seiner Tätigkeit. Wir wissen, wie er vor 20 Jahren, in einem fremden Erdteil fern im Osten als Gefangener im Bleibergwerk arbeitend, durch eine Sprengung die Narben empfing und das Licht verlor.

Unser Blick geht weiter in den nächsten Raum, wo schaffende Hände am Baumwollgewebe in laufenden Metern Reinigungstücher weben, die bald ihren Weg hinausnehmen werden in die sehende Umwelt, um dort den reinigenden Hausfrauen zu dienen. Auf einem großen Gestell in sinnreicher Anordnung laufen lange, weiße, schwirrende Baumwollfäden schimmernd durch den Raum, hinein in einen Kamm, dann zu einem breiten Band auflaufend auf eine riesige, sich schnell drehende Trommel. Hier entstehen die Ketten, und sinnender Geist hat hier ein Arbeitsgerät geschaffen, das schnell laufend die Fäden sammelt und vorbereitet für den Webgang.

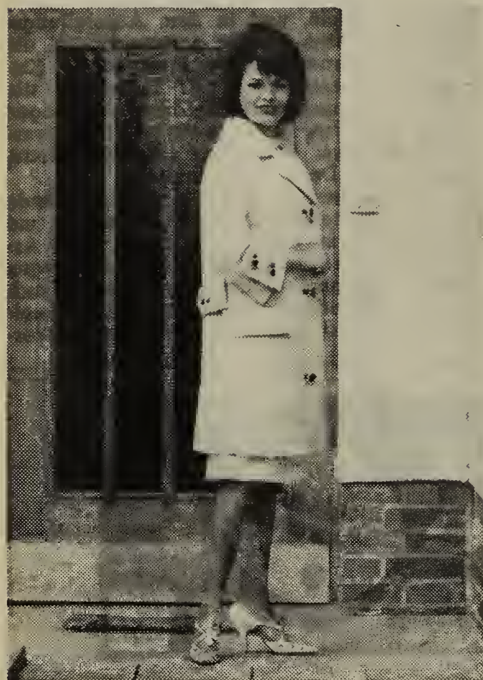
Durch eine Tür erreichen wir den Raum, in dem eine ganze Reihe Spezialnähmaschinen steht. Sie führen die Reinigungstücher schnurrend durch die von Elektromotoren angetriebenen Säumer.

An einem Tisch werden die Rohgewebe in langen Bahnen aufeinandergelegt, und eine Schneidmaschine, gleich einer Kreissäge, sägt die dicken Stöße der Ballen in gleichmäßige, wohl abgemessene Größen. Wohin der Blick auch fällt, überall ist das Geräusch der Arbeit, überall ist Fleiß, und in dem Ausstellungsraum des ersten Stocks sammeln sich die herrlichen, handgewebten Tischdecken, Kissenplatten, Tafeldecken und Tuche für alle Arten der Damenoberbekleidung. An langen Ständern hängen die Modelle und Kollektionsstücke, und wir hören nur „Modell Odette, Größe 44, aus Dessin Gera braun".

In einer anderen Abteilung sind flinke Hände dabei, die bestellten Waren zu verpacken und versandfertig zu machen. So gehen diese Arbeiten hinaus in die Länder und bringen Freude nicht nur dem Empfänger, sondern auch dem kriegsblinden, schaffenden Weber. Zweimal hat auf der Internationalen Handwerker-



In dieser Gemeinschaftswerkstätte entstehen die vorzüglichen handgewebten Erzeugnisse der kriegsblinden Weber in Langenhagen (Han.).



messe in München die Jury sie urkundlich ausgezeichnet für hervorragende Arbeit. In allen Gebieten aber unseres deutschen Landes werben und arbeiten die fleißigen, langjährigen Mitarbeiter im Außendienst. Sie veranstalten Ausstellungen und werben für die Arbeit, um weiterhin durch diese Licht zu bringen in diese schöne Gemeinschaft, in der Schicksal, Arbeit und Wohnen ein gemeinsames Band um alle schlingt. Die schmucken Häuschen sind nun flankiert von den im Garten blühenden Bäumen und dem zarten Grün, das zukunftsahnend den kommenden Sommer meldet. Und wieder trifft der Strahl der hochstehenden Sonne die sich nach Hause zurücktastenden Männer, wärmend und Glück bringend. Nach getaner Arbeit eilen sie heim zu Frau und Kindern. Ein Tag ist zu Ende. Die Blende schließt sich vor einer wieder in Dunkelheit zurückfallenden Außenwelt. Zurück aber bleibt die Empfindung, einen Blick in eine kleine Welt getan zu haben, in der Helligkeit und Wärme, Glück und Segen herrschen. Sie alle fließen aus dem Urquell des Schaffens, dessen Wasser mehr enthält als nur Vorteil und Gewinn, viel, viel mehr.

Diese junge Dame trägt das reizende Modell „Odette“, das aus handgewebtem Wollstoff der Kriegsblinden-Arbeitsgemeinschaft geschaffen wurde.





„Ich tu' das aus Idealismus"

Kriegsblinder Ohnhänder konstruiert orthopädische Hilfsgeräte

Die Schlacht um Stalingrad war das letzte, was der junge deutsche Soldat Hugo Brenner mit allen natürlichen Sinnen eines Menschen wahrgenommen hat. Im November 1942 lag er in einem Inferno von Granatsplittern und Bomben — und dann waren es deutsche Landser, die ihm zum „Sani" schleppten. Hugo Brenner hatte das Augenlicht verloren und beide Hände. Als Schwerstverletzter wurde er im Januar 1943 mit einer der wenigen Maschinen, die noch im Hexenkessel zu landen wagten, ausgeflogen. Der Kampf war vorbei, aber ein Leidensweg stand noch bevor.

Augenlicht und Hände waren „für Volk und Vaterland" geopfert worden. Das Vaterland versuchte jetzt sein möglichstes, um Hugo Brenner wieder so weit herzustellen, daß er in den Arbeitsprozeß eingegliedert werden konnte. Im Lazarett in Krakau und später in Heidelberg wurde Operation auf Operation vorgenommen, um den so schwer Verwundeten lebensfähig und möglichst selbständig zu erhalten. Der linke Arm mußte am Oberarm amputiert werden. Elle und Speiche des rechten Unterarms waren noch so weit unverletzt, daß eine Operation nach Krukenberg erfolgreich war; das heißt, durch einen rund zehn Zentimeter langen Einschnitt zwischen Elle und Speiche wird der Unterarm auf eine bestimmte Art in zwei überdimensionale Finger getrennt. Die Handmuskulatur, die dann in diesen beiden Enden des Unterarms befestigt wird, erlaubt eine Art von Greifbewegung, die allerdings naturgemäß recht beschränkt ist.

Als Schwabe kam Hugo Brenner dann in das Kriegsblinden-Umschulungslazarett Solitude bei Suttgart. Die traditionellen Blindenberufe, Bürstenmacher oder Mattenflechter, waren für den kriegsblinden Ohnhänder nicht geeignet. So verlegte sich Hugo Brenner bereits auf der Solitude auf das Basteln. Als gelernter Installateur kannte er sich in der Mechanik gut aus. Und dann reifte in ihm der Entschluß, seinen Kameradinnen und Kameraden zu helfen. Die Technik, die durch die eigenen Verletzungen an ihn von selbst herangekommen war, sollte er dafür nutzen, sich und seine Kameraden durch Hilfsmittel für die verlorenen Gliedmaßen so selbständig wie möglich zu machen.

Trotz all der Grübeleien über Apparate, Hilfsmittel und alle möglichen Arten von Prothesen kam zu dem inzwischen dreißigjährigen Mann auch die Liebe. 1953 heiratete er seine hübsche junge Frau. 1956 ging Hugo Brenner für zwei Jahre auf die Verwaltungsschule nach Bad Pyrmont, deren Besuch er auch erfolgreich abschloß. Leider war es ihm nach seiner Rückkehr nach Baden-Württemberg nicht möglich, eine Anstellung irgendwo in der Verwaltung zu finden. Durch diesen Umstand kam der endgültige Entschluß zustande, eine eigene Werkstätte zu eröffnen und sich auf die Konstruktion von orthopädischen Hilfsmitteln für Ohnhänder und Blinde zu verlegen.

Zunächst galt es, die täglichen Gebrauchsgegenstände, wie Rasierapparat, Kamm, Bürste, Eßbesteck und so weiter, „greifbar" zu machen. So konstruierte er ein Universal-Griffstück für nach Krukenberg Operierte. Die-

Mit einfachen, aber völlig zweckentsprechenden Mitteln hat Hugo Brenner den Telefonapparat seinen Möglichkeiten angepaßt. Der Hörer hängt an einem Haltearm, und die Gabel des Telefons wird durch einen Hebel nach unten gedrückt. Will der Kriegsblinde-Ohnhänder telefonieren, so drückt er den Hebel nach hinten, nimmt also sozusagen den Hörer ab und wählt dann an der aufgesetzten vergrößerten Wählscheibe die gewünschte Nummer.

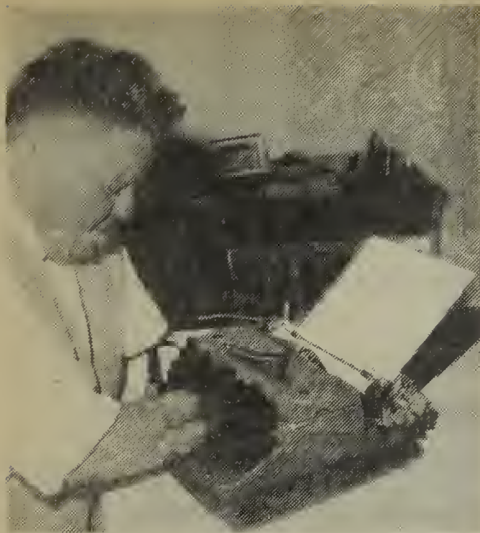
Durch eine sinnreich konstruierte Halte- und Aufsteckvorrichtung kann der Kriegsblinde-Ohnhänder seinen elektrischen Rasierapparat selbst führen. 3 Fotos: G. W. Marek



ses Griffstück wird zwischen die beiden Unterarmstümpfe genommen. Mittels eines Gelenkes und eines Paßteiles kann man damit nun Bürsten, Rasierpinsel und so weiter, die mit einem entsprechenden Ansatzstück versehen sind, greifen und gebrauchen. Dann galt es, Möglichkeiten zum Schreiben, zum Anheben und Tragen von Gegenständen, zum Basteln, zum Ein- und Ausschalten von Radio- und sonstigen Geräten zu finden. Mit den jeweiligen Ansatzstücken, die so gestaltet sind, daß sie an die meisten handelsüblichen Artikel angepaßt werden können, sind all diese Gegenstände mit Hilfe des Universal-Griffstückes vom Ohnhänder zu gebrauchen und selbständig zu benützen.

In Zusammenarbeit mit der Herstellerfirma einer Markenschreibmaschine gelang Hugo Brenner sogar der Umbau einer Maschine für die Benützung durch Ohnhänder. Mit Hilfe verschieden hoher, zapfenartiger Aufsätze auf die Typentasten kann sogar ein blinder Ohnhänder mit der Maschine schreiben. Gerade für den blinden Ohnhänder, der ja nicht sehen noch fühlen kann, ob nun das Schreibpapier richtig eingelegt oder ob der Bogen nun schon voll beschrieben ist, gelang H. Brenner eine ebenso einfache wie geniale Erfindung. Das Papier wird auf eine metallene Auflegeplatte, die am Wagen der Maschine angebracht ist, eingelegt. Mittels einer Taschenlampen-Batterie wird zwischen dieser Platte und der Metalleiste unterhalb der Walze der Schreibmaschine ein Stromkreis hergestellt, an den die Klingel der Maschine gekoppelt ist. Der Stromkreis wird unterbrochen, wenn der Papierbogen richtig eingelegt ist. Geht der Schreibbogen jedoch zu Ende, so gibt er den Kontakt wieder frei, und das Klingelzeichen wird ausgelöst.

Eine weitere große Erfindung ist ein Zusatzgerät für ein Blinden-Ohnhänder-Telefon. Ohne den üblichen Apparat der Post umbauen zu müssen, wofür eine Sondergenehmigung bei der Postdirektion eingeholt werden muß, kann das Zusatzgerät am Telefon angebracht



Durch Hülsen, die über die einzelnen Tasten der Schreibmaschine gestülpt wurden, ist es dem Kriegsblinden-Ohnhänder, bei dem die Krukenberg-Operation vorgenommen werden konnte, auch möglich, mit der Maschine zu schreiben. Es geht zwar etwas langsamer, aber es geht!

werden. Der Hörer hängt an einem Stativ, da ihn der Ohnhänder nicht ans Ohr heben kann. Auf die Wählscheibe wird eine zweite, größere Scheibe aufgesetzt, deren Außenzahnung auch das Fühlen der Ziffern mit den Krukenberg-Stümpfen zuläßt. Ein Hebel schließlich, der sich zurückschieben läßt, drückt die Gabel nieder, die ja durch den Hörer nicht beschwert ist. Beim Telefonieren oder beim Anruf braucht dieser Hebel nur zurückgeschoben zu werden, um den Apparat in Betrieb zu nehmen.

Über fünfzig solcher Geräte, die dem blinden Ohnhänder einigermaßen zur Selbständigkeit verhelfen, hat der Kriegsblinde in der Zwischenzeit konstruiert. Durch die neuen Kunststoffe, die fast täglich auf den Markt gebracht werden, ergeben sich für ihn viele weitere Möglichkeiten, sich und seinen Kameraden zu helfen. Für 142 kriegsblinde Ohnhänder, davon allein 25 in Baden-Württemberg, und weitere 700 sehende Ohnhänder in der Bundesrepublik ist Hugo Brenner mit seiner Arbeit ein Lichtblick. „Ein Verdienst ist damit nicht rauszuschlagen", meinte der Konstrukteur bei unserem Besuch, „ich tu' das aus Idealismus, und es ist mein Hobby."

Die Katze, das Lieblingstier großer Männer

Das Paradies der Katzen lag in Ägypten, wo man ihnen göttliche Ehren erwies und große Steinpaläste als Wohnung baute. Ein Katzentöter wurde mit dem Tode bestraft. Von Ägypten aus verbreitete sich dieses stolze Tier über Nordafrika und kam mit den Arabern, die wie Mohammed die Katzen liebten, nach Europa.

Die Europäer waren nicht sehr begeistert von diesen Einwanderern, denen man teuflische Eigenschaften nachsagte und die man daher verfolgte. Erst als die Ratten Europa überfielen und 43 Millionen Menschen an der Pest starben, wurde die Katze in die Familien aufgenommen und zur „Herdkatze", die ihr Anrecht auf das Schälchen Milch hat, wenn sie Mäuse und Ratten vernichtet.

Die Katzenverehrung war fast immer eine Angelegenheit der Männer. Von Mohammed erzählt man, er habe sich einmal im Zelt beim Aufstehen einen Mantelärmel abgeschnitten, um den darauf ruhenden Kater Mezza nicht zu stören. Sogar der düstere Menschenhasser Cromwell fühlte sich zu Katzen hingezogen. Papst Gregor der Große begeisterte sich schon vor 1400 Jahren für sie, wie später auch die Kardinäle Mazarin und Richelieu.

In Deutschland war es Luther, der diese Schmeicheltiere offiziell anerkannte und sie — ebenso wie Erasmus und Melanchthon — anderen Tieren vorzog. Auch der Feldherr Tilly hatte immer eine Katze in seinem Zelt, und der Gelehrte S. Johnson trug seine Katze täglich auf den Fischmarkt, damit sie sich dort die leckersten Austern aussuchen konnte. Als des Dichters Thomas Greys Katze starb, schrieb er auf ihren Tod eine ergreifende Elegie; sie war auf der Jagd nach Fischen in einem Goldfischglas ertrunken.

Der berühmte englische Dichter Charles Dikkens schrieb kaum ein Buch, ohne daß seine Katze auf dem Schoß saß. Goethe liebte Rassekatzen.

Erst sechshundert Jahre nach dem Hund wurde die Katze gesellschaftsfähig. Früher hatten die Ärzte davor gewarnt, sie zu streicheln; sie wußten nicht, daß die Katze der beste Hilfspolizist der Gesundheitsbehörden ist. In Paris brachten die Dichter und andere

Künstler die Katze in Mode. Sie wurde bald das Wahrzeichen von Montmartre und „Chat noir" (die schwarze Katze), wurde nicht nur das Vorbild der modernen literarischen Kabaretts, sondern auch der Name einer Zeitschrift junger französischer Zeichner.

Der Dichter Chateaubriand nahm seine Katzen auf alle Reisen mit, und der ältere Dumas schrieb für seine Lieblinge ein ganzes Kapitel. Das erste Buch über die Katzen schrieb ein Zeitgenosse Voltaires, was die Akademie nicht wenig erboste.

Kardinal Richelieu hatte seine Erheiterung an Katzen, und auch Churchill, so erzählt man, streichelte gern das zarte Fell dieser Tiere. Beliebt war es auch, Katzen auf Meeresschiffen zu halten, weil sie durch ihr Gebaren bevorstehende Stürme voraussagten.

Es ist verständlich, daß die alten Kulturvölker dieses geheimnisvolle Tier verehrten, aber auch als rätselhaft empfanden. UNIVERSUM

Die Kur-Taxe

Es ist schon eine Weile her. In einem unserer Kurheime trafen nacheinander viele Kameraden ein, um eine Badekur durchzuführen. Die meisten hatten ihre Ehefrau als Begleitung dabei — leider kommen wir ja ohne Begleitung und Betreuung nicht zurecht —, und da man die Kinder, besonders die kleineren, nicht allein zu Hause lassen konnte, waren diese mit von der Partie. Bald freundeten sich einige Familien an und unternahmen auch gemeinsame Spaziergänge. So war man an einem schönen Nachmittag unterwegs, auch einige kleine Kinder waren dabei, und wie es oft so geht, zuletzt wurde einem von diesen der Weg doch zu weit. Es quengelte so lange, bis die Mutti es nicht mehr hören konnte und das kleine Mädchen trug. Aber bald wurde ihr die Last zu schwer, sie stellte das Kind wieder auf den Boden, schaute sich suchend nach allen Seiten um und rief schließlich ganz entrüstet aus: „Da zahlt man nun Kurtaxe, und wenn man mal eine braucht, dann ist keine da!"

Natürlich machte dieser unfreiwillige Witz gleich die Runde in unserem Kurheim und vielleicht hat er bei manchem Kameraden ein bißchen zum Kurerfolg beigetragen, denn gelacht wurde nicht wenig; darüber. H. H.

Die Verwechslung

Blinde Menschen, es macht mich verlegen,
oft Schreck und Verwunderung erregen.
Man stutzt, schaut sie an und denkt bei sich:
Wenn ich es wäre, was täte ich?
Natürlich ist es so nicht überall,
auf dem Lande ist das ein anderer Fall.
Da kennt ein jeder jeden nebenan,
Nachbar ist Nachbar, kein blinder Mann.
In der Stadt ist ein Blinder nur ein Blinder,
namenlos, das wissen schon die Kinder.
Da stolzierte ich einst mit Hund fürbaß,
es regnete, und die Straße war naß.
Ich eilte, ein schützendes Dach zu suchen,
dort stand noch einer und war am Fluchen:
„Ein böses Wetter, nicht wahr, mein Herr?
Ach, wie dumm, Sie sehen es ja nicht mehr.
Schönen guten Tag, wir kennen uns doch,
wir sahen uns ja vor kurzem noch.
Wir trafen uns hier an dieser Stelle.
Stimmt doch, Sie sind doch der Junggeselle?
Aber, lieber Mann, was machen Sie bloß,
vor zwei Wochen waren Sie noch so groß.
Mir wird übel, wenn ich Sie so seh,
Sie sind verändert vom Kopf bis zur Zeh.
Groß und kräftig waren Sie dazumal,
heute sind Sie viel kleiner und so schmal.
Sie sehen schlecht aus, mager und blaß,
nun sagen Sie bloß, wie kommt denn das?
An welcher Krankheit leiden Sie nur?
Mann! Sie bedürfen dringend einer Kur!"
Ich sprach: „Eine Kur, die brauch ich nicht,
ich war schon immer so ein kleiner Wicht.
Ich bin schmal und drahtig, klein und grazil.
Von Fett und Bäuchlein halt ich nicht viel."
„Nein, nein", schrie er, es ist gewiß,
ich kenne den Hund an seinem Gebiß.
Und Sie kenn ich an Ihrem Führerhund,
und neulich waren Sie noch ganz gesund."
„Irren ist menschlich", rief ich ganz erbost,
„Sie meinen sicher den Kriegsblinden Jost,
der kommt gleichfalls werktags hier vorbei,
aber schon früher, mittags um halb drei."
Nota bene!!! Die Moral der Geschicht:
Bitte, verwechselt mir die Blinden nicht!
Jeder von uns ist, nehmt mir's nicht krumm,
so ganz für sich ein Individuum.

Heinz C. Schwarze

Das Heinzelmännchen unter der Kühlerhaube

Es war einmal an einem heißen Sommertag. Die Sonne hing wie eine Kugel aus flüssigem Metall an einem blau-gläsernen Himmel. Über den reifenden Feldern flimmerte die Luft. Ringsum waren alle Geräusche der Natur verstummt, selbst die Vögel hatten ihr lustiges Zwitschern und Singen eingestellt. Kein Lufthauch kräuselte den Spiegel des kleinen Weihers, der hier am Waldrand, abseits der lauten und staubigen Landstraße, lag. Die Mittagsstille wurde jäh unterbrochen. Erst kaum vernehmbar klang es weitab auf, kam näher und näher, um schließlich laut knatternd und eine lange Staubfahne hinter sich herziehend auf dem Feldweg heranzuholpern. Mit einem plötzlichen Ruck und kreischenden Bremsen hielt das Auto an, mitten unter dem schattigen Blätterdach einer mächtigen Eiche. Prustend und taumelnd stieg eine Frau und dann ein Mann aus, streiften schnell die Kleidung ab und warfen sich erschöpft ins Gras.

Es dauerte eine ganze Weile, dann schienen sie genügend verschnauft zu haben. Sie erhoben sich, und Hand in Hand liefen sie zum Weiher. Nach einem kurzen Abkühlen, was nicht ohne Lachen und Lärmen abging, denn sie spritzten sich gegenseitig voll wie übermütige Kinder, sprangen beide hinein in die kühlende Flut. Mit langen Zügen schwammen beide davon.

Unter der Eiche ereignete sich aber nun etwas, was so völlig unerwartet geschah, daß es selbst uns Menschen der Neuzeit den Atem verschlagen hätte, wären wir befähigt, es wahrzunehmen. Langsam, ganz langsam hob sich die Kühlerhaube des Wagens, etwas rotes, leuchtend wie reifer Klatschmohn, kam zum Vorschein und lugte vorsichtig nach allen Seiten. Danach kam ein winziger blauer Overall heraus und schwupp — haste nicht gesehen — rutschte ein winziges Kerlchen den Kotflügel herunter und landete mit einem hörbaren Plumps im weichen Gras. Es streckte erst einmal alle viere von sich und grunzte vor Behagen, um sich dann jählings aufzusetzen und spähend nach allen Seiten zu schauen.

Da bemerkte der Kleine drüben an der gro-

ßen Wurzel ein ebenso kleines Männchen wie er selbst, nur trug es einen braunen, recht unansehnlichen Kittel, doch die gleiche rote Zipfelmütze und darunter denselben eisgrauen Bart. Aus allen Falten seines rotbraunen, runzeligen Apfelbäckchengesichts aber strahlte eine große Wiedersehensfreude. Lachend und weinend zugleich lagen sie sich in den Armen, und aus den Wortfetzen dieser ersten Minuten konnte keiner der Unterirdischen, geschweige denn ein Mensch, klug werden.

Endlich beruhigten sie sich, doch ihre Freude war ja so berechtigt. Hier trafen sich völlig unerwartet zwei Vettern, die einander viele, viele Jahre nicht mehr gesehen hatten und kaum mehr voneinander wußten. Nun hob denn auch ein eifriges Fragen nach dem Leben und Treiben an, nach Verwandten und Bekannten, und die beiden vergaßen Zeit und Stunde, Hitze und Müdigkeit.

Pucker, so hieß der Kleine im Overall, er hatte einen lustigen schwarzen Ölfleck auf seiner Stummelnase, war als junger Bursche in die weite Welt ausgewandert und galt bei den Seinen seither als verschollen.

Sein Vetter wollte nun wissen, wie es ihm ergangen sei, und Pucker hob an zu berichten, und über den kleinen Wichtel an seiner Seite kam das große Staunen und Wundern, obwohl er in seinem langen, langen Leben schon viele Absonderlichkeiten gesehen und erlebt hatte. Und hier nun aus Puckers Erlebnissen, die ein einziges großes Abenteuer waren.

„Du wirst dich erinnern, lieber Vetter, daß ich eines Tages mein Ränzlein schnürte, um in die weite Welt zu wandern, die dort gleich hinter der großen Straße beginnt. Schätze gab es bei uns nicht mehr zu hüten, und auch sonst hatte sich unser aller Leben sehr geändert. Die Menschen waren überall hingekommen und verunstalteten das ehemals so schöne Gesicht unserer heimischen Umgebung. Überall wühlten sie wie die Mäuse, gruben und schürften nach Kohle und Erz, bohrten nach Öl und ließen uns nirgends unsere Ruhe. So wanderte ich denn los, hinüber über die große Straße, immer weiter und weiter. Fremde, mir noch völlig unbekannte Dinge, sah ich damals, die mir heute längst vertraut sind. Die ersten Autos erschreckten mich schier zu Tode. Heute wohne, lebe und arbeite ich in einem, ja sehe in ihm meine Lebensaufgabe. Es dauerte eine lange Zeit, viel Lehrgeld mußte ich zahlen, und arg zerrupft und zerschunden, zerschlissen, an Leib und Gewand, kämpfte ich mich durch eine neue, unbekannte Welt. Nicht die Menschen waren es, die mir den größten Kummer bereiteten, sondern ihre Maschinen mit all ihren uns verwandten Wesen. Feuerkobolde und Kolbentrolle, Kesselmännchen und Kontaktweibchen, Kabelriesen und Turbinenkerle, ach, wer kennt sie alle und ihre Aufgaben? Eine harte Lehre mußte ich durchmachen bis ich mich endlich durchsetzte, einer der Ihren wurde und schließlich auch meine Aufgabe fand."

Hier unterbrach ihn der andere, indem er verwundert fragte: „Wieso denn, fährst du

nicht nur so zum Spaß herum? Was gibt es denn da für Arbeit? Funktioniert so eine wunderliche Krachmaschine nicht von alleine?"

„Was denkst du denn eigentlich? Du bist schier so dumm wie die meisten Menschen. Wenn alle Teile eines solchen Motors sich selbst überlassen blieben, was meinst du wohl, was da alles passiert? Was gibt es da



für Möglichkeiten im Getriebe und an der Kardanwelle, am Differenzial und an den Halbachsen, bei den Ventilstößeln und an der Benzinpumpe, Stand der Bremsflüssigkeit, Blinkanlage, Scheibenwischer und — und — ach was sage ich da! Wie soll denn das alles immer richtig klappen? So ganz von alleine, nur mit den gelegentlichen Inspektionen? Du bist wirklich so einfältig wie die meisten Autofahrer, die glauben, sie säßen in einem toten Ding. Wenn wir, wenn ich nicht da wäre, so manche Schererei könnten sie dann erleben."

„Entschuldige bitte, so war es doch gar nicht gemeint. Aber es ist doch für mich alles so neu und unheimlich!"

„Na, ja", meinte der kleine schwarznasige Kerl wichtig. „Unwissende sollte man nicht schelten. Also höre mir zu!

Eines Tages hatte ich ausgelernt, war mit allen Tücken und Möglichkeiten eines Viertakters vertraut. Natürlich mußte ich mich spezialisieren, das versteht sich ja von selbst. Auf dem Differenzial eines Fernlasters fuhr ich in eine große Stadt, durch ein breites Tor auf ein Fabrikgelände, und dann hielten wir vor einer riesigen Halle. Unsichtbar für alle Menschenaugen schlüpfte ich hinein und stand erschrocken und staunend zugleich vor einem fürchterlichen Ungetüm. Auf einer breiten Straße, die weit hinten aus dem dunklen, dröhnenden Raum wie eine Schlange herankroch, immer von einem gellenden Signal begleitet, kamen unzählige Autos auf mich zu. War es anfangs nur der bloße Rahmen, so montierten flinke Hände Teil um Teil hinzu und zusehends wuchs es auf der Straße heran und stand schließlich fix und fertig da, funkelnd und blinkend. Ein neuer Takt und es rollte herab, der Motor wurde angeworfen, fauchend begann er zu arbeiten und hui, wie der Wind, sauste der Wagen hinweg. Schnell lief ich an den Anfang der Straße, sprang mit einem kühnen Satz auf das Band und erlebte nun von Beginn an das Entstehen jenes Autos, in das ich am Ende der Straße entschlossen einstieg und mit davonfuhr. Es folgte eine abenteuerliche Fahrt auf einen

riesigen Parkplatz. Dann kam eine lange Wartezeit, doch eines Tages ging es los. Es war eine lange und weite Fahrt auf einem großen Autotransporter.

Eines Tages kam ein Menschenpaar zu dem Händler, bei dem wir beide, das Auto und ich, gelandet waren. Die Frau sah den Wagen von allen Seiten an und ließ sich alles haargenau erklären. Der Mann aber strich mit tastenden Bewegungen über die verchromten Teile des Kühlers, seine Handflächen schmiegten sich fragend den geschwungenen Flächen der Karosserie an. Das fand ich zunächst seltsam, bis ich endlich merkte, daß dieser Mann nicht sehen konnte.

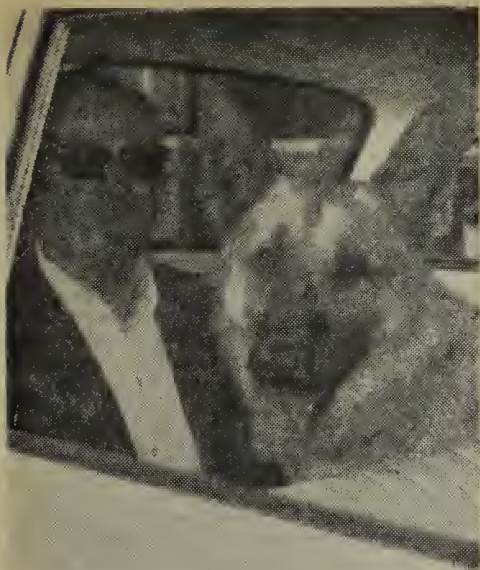
Seine Frau lenkte unseren Wagen durch stille Nebenstraßen bis hin zu einer Garage — und fuhr mit uns hinein. Hm, allerdings nicht so sehr glücklich, wie ich händeringend konstatieren mußte, denn die linke Zierleiste stand ihr wohl zu weit ab und wurde leicht eingedrückt. Der Wagen selbst stand so elegant schräg in dem engen Raum, daß nur ein wahrer Zauberer ihn daraus unbeschädigt herauslenken konnte. So war es denn auch am anderen Morgen, denn meine schwachen Kräfte reichten doch nicht aus, um ihn etwas beiseitezuheben und damit die Fehllenkung zu korrigieren.

Ein rettender Engel tauchte in Gestalt des ehemaligen Fahrlehrers auf. Schließlich gelang diesem auch das Wunder, und er befreite den armen ‚Moritz' aus seinem unfreiwilligen Gefängnis.

Die ersten kühnen Ausfahrversuche waren schwierig. Einmal standen wir vor einer großen Umgehungsstraße, die wir an einer abseits gelegenen Stelle überqueren wollten. Die Nebenstraße stieg leicht an, weshalb die Handbremse in Tätigkeit treten mußte. Das blieb so lange unproblematisch, bis von hinten ein Heuwagen mit zwei munteren Rös-

Während der Fahrt sind diese Notizen in Punktschrift unentbehrliche Hilfen. Die Aufmerksamkeit der Ehefrau ist vom Verkehr und der vielseitigen Beschilderung in Anspruch genommen, sie kann sich nicht auch noch ständig nach der Karte orientieren. *2 Fotos: L. Kosmehl*





Die Heimfahrt von der Arbeitsstätte ist auch für den treuen „Rex" immer wieder ein besonderes Erlebnis. Morgens und mittags läuft er mit seinem Herrn durch abgelegene Straßen und Wege, doch am Abend sind sie beide müde von der Arbeit, und Herrchen ist meist sehr abgespannt und unkonzentriert.

sern nahte und dicht an unserem Auspuff zum Stehen kam. Die junge Frau wurde sichtlich nervös, und auch ich begann Schreckliches zu ahnen. Nun hatte sie keinen Ausweichraum mehr für jene beliebte Ausholbewegung beim Anfahren auf ansteigenden Straßen.
Es kam eine Lücke in der vorüberbrausenden Wagenkette. Sie schaltete, gab die Kupplung wieder langsam frei, gab Gas, löste die Bremse, und der Wagen rollte den erstaunt wiehernden Rößlein unter die Nüstern. Also nichts wie Bremse getreten und Motor abgewürgt! Das wiederholte sich in unregelmäßigen Intervallen, je nach den sich bietenden Möglichkeiten des Verkehrs. Nicht nur Pferde und Kutscher wurden sichtlich unruhig, auch der Mann merkte etwas von dem neckischen Spiel. Zunächst erteilte er wohlmeinende Ratschläge aus längst verflossenen Tagen, doch ach, alles half nichts. Sie schluchzte unter Tränen, ach bitte, bitte hilf mir doch, was soll ich denn nur machen? Und zähneknirschend empfahl er ihr den Kavalierstart. Nun ging's mutig drauflos — volle Pulle — Kupplung springen lassen und Bremse weggerissen — hui, wir machten einen Riesensatz von gut zwanzig Metern, und obwohl der Wagen nun wiederum stand, so war das schon auf der anderen Seite und außerhalb jeglicher Gefahr.
Nun, heute ist das inzwischen ganz anders geworden. Sie fährt wie eine ‚Eins', so sagt man wohl, und ist mit allen Hunden gehetzt. Manchen drohenden Unfall konnte sie sicher und gewandt vermeiden. Viel von männlicher Galanterie, von männlichen Kavalieren der Landstraße erlebte sie am Steuer allerdings noch nicht. Dabei fährt sie doch nur, weil es ihr Mann nicht mehr selbst kann. Inzwischen sitzt er nicht mehr verkrampft neben ihr, angespannt bis in die letzten Fasern seiner Nerven, jede Phase mitfahrend, mißtrauisch auf alles lauschend, jedes falsche Schalten, jede ungenaue Reaktion schmerzhaft empfindend. Das alles gibt es schon lange nicht mehr. Er weiß sich wohlgeborgen und kann sich diesen zierlichen, aber festen Frauenhänden im doppelten Sinne des Wortes blindlings anvertrauen. Kritische Situationen hat es mehr als genug gegeben. Sie und ich, wir beide haben sie gemeinsam bewältigt. Oftmals mußte ich warnend und damit helfend, eingreifen, ließ dann einfach irgend etwas kreischen oder klappern, wenn vielleicht ein Materialbruch in der Luft lag.
Oftmals fahren auch die Kinder mit, wenn es sonntags hinausgeht oder eine Urlaubsreise uns weit ins Gebirge führt. Allerdings haben wir an jedem Nachmittag auch einen anderen Fahrgast, an den ich mich nur schwer gewöhnen konnte, und mit dessen Anwesenheit ich zunächst gar nicht einverstanden war. ‚Rex' ist eines jener riesengroßen langhaa-

rigen Ungeheuer, das die Menschen Schäferhunde nennen. Er versieht bei dem Mann seinen Dienst als Blindenführhund. Er hat so ein furchteinflößendes Gebiß und dazu eine Nase! — das ist das Schlimmste an ihm. Kaum war er das erste Mal im Wagen, schon hatte er mich gewittert und knurrte mich unwillig, ja sogar böse an. Sein Herr beruhigte ihn zwar, doch ‚Rex' blieb mißtrauisch, und ich stand Todesängste aus.

Was konnte da helfen? Nun, ich überlegte nicht lange, sondern handelte. Während der Fahrt leitete ich etwas von den Abgasen, vermischt mit Öldämpfen, in die Klimaanlage und damit in das Wageninnere. Richtig — wie gedacht, so geschah es. Schadenfroh kichernd erlebte ich nun, wie dem großen, ungeschlachten Kerl speiübel wurde, und er sich schließlich erbrechen mußte. Aber es half nichts. ‚Rex' mochte sich noch so sträuben, an jedem Nachmittag mußte er wieder in den Wagen hinein. Warum? Wenn sein Herr abends Büroschluß hatte, kam seine Herrin mit dem Wagen, und er mußte einsteigen. Morgens und mittags gingen sie zwar allein miteinander, doch nach der Arbeitslast des Tages und in dem starken Feierabendverkehr wurde es einfach unmöglich. Was blieb mir also übrig, ich machte meinen Frieden mit ihm. Ich verlor meine völlig unbegründete Furcht vor ‚Rex', und er verträgt Autofahren seitdem prima.

So fahren wir denn jahraus, jahrein, kreuz und quer. Mitunter geht es steil in die Berge hinein, hoch hinauf, dorthin, wo auch im Sommer immer Schnee und Eis sind. Nein, was ich schon alles gesehen habe! Wenn mein Dienst auch schwer und gefahrvoll ist, so möchte ich doch mit niemandem tauschen oder ihn aufgeben.

Längst haben wir einen neuen Wagen bekommen, der ‚Moritz' wurde verkauft. Ich bin nicht mitgegangen, obwohl ein Wohnungswechsel nicht so einfach ist. Ich bin bei dieser Familie geblieben. Warum? Nun, sieh mal, ich habe ja sozusagen eine Verpflichtung übernommen, denn der Mann ist ja Kriegsblinder, er kann also allein nicht mehr fahren. Seine tapfere Frau aber, die auch sonst so unendlich vieles für ihn tut, macht auch dies noch. Es ist nicht immer ganz leicht für sie. Während viele andere Frauen von ihren Männern gefahren werden und sich auch sonst von ihnen verwöhnen lassen, muß sie immer zuerst einmal für ihn dasein. Das ist durchaus nicht immer selbstverständlich, denn bei allem bleibt sie doch eine Frau.

Kürzlich, es mag vor einigen Monaten gewesen sein, mußten wir eine weite Fahrt unternehmen. Hunderte von Kilometern ging es über Berge und Flüsse, immer weiter nach dem Westen. Kurz zuvor war noch eine große Inspektion gewesen, bei der alles nachgesehen und in Ordnung gebracht wurde. Obwohl ich dabei immer höllisch aufpasse, muß mir doch etwas entgangen sein. Erst unterwegs bemerkte ich plötzlich, daß die Benzinzuleitung ganz langsam vom Anschlußstutzen rutschte, ich konnte es kaum wahrnehmen. Mir wurde ganz schwindlig vor Schreck und im ersten Moment wußte ich nicht, was ich anfangen sollte. Blitzschnell faßte ich zu und versuchte den Schlauch wieder fest überzuziehen. Aber dazu reichten meine Kräfte doch nicht aus, und so hielt ich denn das glatte Ding mit meinen beiden Händen und verhinderte ein völliges Abrutschen. Der Wagen jagte über eine jener großen Autostraßen, der Motor lief auf vollen Touren, und das Tachometer mußte immer über 150 Sachen anzeigen. Ach was war der Motorblock heiß! Ich bemerkte es in meiner Aufregung gar nicht sofort, erst als ich die ersten schönen Brandblasen bekam.

Als wir endlich an unserem Ziel ankamen, war ich mit meinen Kräften restlos am Ende und zugleich vollkommen ratlos, wie es nun weitergehen sollte. Am nächsten Tag folgte eine kurze Fahrt durch die Stadt, dann gingen beide mit vielen anderen Menschen in ein großes Haus, es war das Rathaus. Nach Stunden kehrten sie zurück, stiegen ein und wollten wieder losfahren. Da gab ich es auf, ich konnte nicht mehr. Der Motor war kalt, in dem dichten Verkehr mußten sie recht langsam fahren, es konnte also nicht allzuviel passieren. Also ließ ich nicht nur los, sondern zog mit einem entschlossenen Ruck die

Anschlußleitung völlig ab — und schon spritzte der stinkende Treibstoff mit einem heftigen Strahl in den Motorraum, daß ich Mühe hatte, in volle Deckung zu gehen.
Der Motor stotterte noch ein paarmal hilflos vor sich hin, da der Vergaser leer war, bekam er keine neue Nahrung mehr, und der Wagen lief ganz gemütlich aus, obwohl die junge Frau den Gashebel bis zum Anschlag durchtrat.
Pfui Deibel, was stank das in dem Wagen, scheußlich, ich schnappte vielleicht nach Luft, als die Frau aufgeregt die Motorhaube öffnete. Als sie die Bescherung entdeckte, wurde sie leichenblaß. Das hätte aber auch leicht schiefgehen können, wenn ich nicht dagewesen wäre!"
Bewundernd sah der Wald- und Wiesenvetter den kleinen Pucker an. Der fuhr fort: „Erzählen könnte ich dir noch unsagbar viel, immer gibt es Neues auf unseren Fahrten. Doch halt — da kommen sie ja beide wieder! Auf Wiedersehen, ich muß schnell auf meinen Platz, denn ich kann keinesfalls riskieren, hier zurückzubleiben, so weit weg von unserem Heim. Leb wohl und grüß alle Bekannten. . . !"
Wie der Wind war er verschwunden, und auch der Waldwichtel huschte zurück in sein Wurzelversteck. Nur sein rotes Mützchen lugte ein wenig hervor. Mit neugierigen und vielleicht auch verlangenden Augen schaute er hinter der Staubwolke her, in der das Auto über den schmalen Feldweg der großen Straße entgegenholperte.
Dann erstarb auch das letzte Geräusch. Der Staub sank auf die Blätter der Gräser und Büsche am Wegrand. Der Spiegel des Weihers lag glatt wie geschmolzenes Blei in der Mittagsglut des Sommertages. FK

Der Brummbaß

Wir wandern auf einem schmalen Waldweg. Bei der Taubeneiche rasten wir ein wenig. „Du kennst doch den Weg nach H.?" frage ich meinen siebenjährigen Buben. „Ja, schon, aber nach dem Vogelbrunnen nicht mehr so richtig." Sieh einmal an, denk ich, das kann ja schön werden! Es ist doch gut, auf den Rat der Frau gehört zu haben. Wir hatten noch in der Frühe gemeinsam die Wanderkarte studiert, und sie hatte mir den Blindenkompaß zugesteckt. Der Wald ist sehr ausgedehnt und dicht, da ist es gut, ein Hilfsmittel zu haben. Wir brechen auf. „Vati, warum heißt die Eiche Taubeneiche?" „Warum ist diese Schnecke rot und nicht schwarz wie die anderen?" Diese und ähnliche Fragen beantworte ich meinem Vierjährigen gewissenhaft. Nach einer Stunde erreichen wir den Vogelbrunnen, eine in Naturstein gefaßte Quelle mit einer flachen Schale für die gefiederten Sänger. Kurz nach dem Brunnen kommt eine Wegspinne, die kaum beschildert ist. Mein Ältester schreitet tapfer weiter. Nach etwa zwanzig Minuten merken wir, daß es die falsche Richtung ist. Ich schaue auf die Uhr: genau elf Uhr. „Wo steht die Sonne?" — „Dort!" Beide Buben drehen mich in die Richtung. Ich nehme meinen Kompaß, lasse die Nadel spielen, nach ein paar Sekunden gebe ich die Sperre frei, die Nadel wird fest nach oben gedrückt, und ein kleiner Stift kann auf der Oberfläche des Kompasses ertastet werden. Er zeigt mir die Nordrichtung an. Gespannt beobachten meine beiden den Vorgang. „Also dort ist jetzt Norden!" sagte der Ältere. „Norden!" echot der Kleine. „Paßt auf, wir gehen jetzt quer durch den dicksten Wald. Nehmt euch an der Hand. Die Sonne muß uns immer auf die linke Schulter scheinen, dann sind wir richtig."

Es geht in den Wald hinein. Dann sind wir mitten drin und suchen uns einen Weg über vermodernde Stämme. Plötzlich entdecken wir in hundert Schritt Entfernung ein Rudel Hirsche, das friedlich zu Tal strebt. Meine Buben sind wie verzaubert.

Um zwölf Uhr erreichen wir eine Fahrstraße. Sie muß von T. kommen, wenn der Kompaß und die Sonne stimmen. Wir folgen ihr, und nach fünf Minuten können wir uns im alten Burghof zum wohlverdienten Mittagsmahl niederlassen.

Drei Wochen danach befanden wir uns — meine Haushälterin, der Vierjährige und ich — wieder mitten im Wald und überlegten gerade, welche Richtung wir einschlagen müßten. „Vati, Vati", rief da der Kleine sehr eifrig und aufgeregt, „nimm doch deinen Brummbaß! Du weißt doch, den Brummbaß, mit dem du die Sonne messen kannst!" —k—



Hände hoch!

Der Pechvogel

Ein bekanntes Orchester machte eine Reise um die Welt und gab in Indien eines Tages auch ein Konzert bei einem damals noch allmächtigen Maharadscha, der seine Launen gelegentlich schnell wechselte. Der reichgeschmückte Fürst hörte den Darbietungen der Musiker mit großem Entzücken zu und beauftragte nach Schluß seinen Schatzmeister, ihnen ihre Instrumente mit Gold aus seinem Keller auszufüllen, soweit welches hineinging. Die Tubabläser machten einen guten Schnitt dabei. Der Flötist aber bekam nichts. Am folgenden Tag beging das Orchester den Fehler, dieselben Musikstücke noch einmal zu spielen. Diesmal aber war der übersättigte Potentat davon schon so gelangweilt, daß er das Konzert unterbrach und schrie: „Diese Leute versuchen mein Trommelfell zu zerstören. Ich befehle meiner Leibwache, ihnen ihre Instrumente in die Kehlen zu stopfen, soweit sie hineingehen!" Der Flötenspieler schlug sich mit der Hand an den Kopf. „Schon wieder Pech", wehklagte er. „Aber mit mir können sie es ja machen."

Aus den Angeln gehoben

Der amerikanische Senator Ed Ford war einst zu Besuch bei einem guten Freund, der sich für einen großen Großwildjäger hielt und nicht wenig stolz darauf war, es sich einzubilden. Auf dem Fußboden war ein prachtvolles Bärenfell ausgebreitet, und als der Gastgeber bemerkte, daß Ford das Stück mit Interesse betrachtete, blies er seine Brust auf wie einen Blasebalg. „Ich habe ihn selbst geschossen", erzählte er ungefragt. „Er trat mir unerwartet im Wald am Huronsee in den Weg. Stundenlang dauerte dieser Kampf. Es ging um Leben oder Tod — entweder für den Bären oder für mich, oder gar für alle beide. Schließlich aber gelang es mir . . ." Ford, der die Leistungen des meist vorbeitreffenden Sonntagsjägers kannte, nickte und unterbrach: „Dem Himmel sei Dank! Der Bär macht als Teppich mehr her als Sie es getan haben würden."

Alle Armgriffe sind ihm vertraut

Ohne Augenlicht und ohne Hände ein anerkannter Tierzüchter geworden

Als der kriegsblinde Ohnhänder Matthias Hezel kurz vor Weihnachten 1945 in den Familienkreis nach Tailfingen im Kreis Balingen heimkehrte, war er 40 Jahre alt. Er war also in das „Schwabenalter" eingetreten, was hierzulande zu normalen Zeiten und unter normalen Umständen besagt hätte, daß er nun die besten Mannesjahre erreicht hat. Davon aber konnte jetzt für den Schwerstkriegsbeschädigten der Versehrtenstufe V nicht mehr die Rede sein. So glückhaft immer wieder die Freude aufschwang, wieder bei der Frau und den drei Kindern zu weilen, so schwer belastete zu anderen Stunden tiefste Niedergeschlagenheit sein Gemüt. In seiner Trostlosigkeit meinte er, trotz aller Einwände der Angehörigen und Freunde, als Mann ohne Hände und Augenlicht ein unnützes Glied in der Familie und in der Gesellschaft zu sein. Immer wieder zogen die früheren Jahre in seinen Gedanken vorüber. Daran anknüpfend und umgeben von der Liebe und Fürsorge von Frau und Kindern fand er die Kraft, sein schweres Schicksal und sein hartes Los zu meistern.

Matthias Hezel wurde 1905 in Vöhringen, Kreis Horb, einem Dorf zwischen Schwäbischer Alb und Schwarzwald, geboren. Dort besuchte er die Schule und erlernte danach bei seinem Vater, einem selbständigen Bauhandwerker, den Maurerberuf. Als Maurergeselle arbeitete er in Schwenningen und Stuttgart und kam 1927 nach Taiflingen. Diese aufstrebende und baufreudige Textilstadt wurde dann auch zu seiner zweiten Heimat. Hier verheiratete er sich 1931 mit einer Tailfingerin, die ihm einen Sohn und eine Tochter schenkte. Schon 1934 wurde seine Frau nach einer Operation von seiner Seite gerissen. Um den Kindern wieder eine Mutter zu geben, hat er sich 1936 wiederverheiratet. Dieser Ehe entstammt noch eine zweite Tochter. Heute zählen zum Familienkreis auch schon drei Enkel, die ihren Opa lieben und verehren.

Fast 14 Jahre lang war Matthias Hezel im gleichen Baugeschäft als geschätzter Mitarbeiter tätig, als er im April 1940 zum Kriegsdienst einberufen wurde. Mit der Infanterie marschierte er später in Rußland, wurde nach zwei Jahren zum Unteroffizier befördert, wurde zweimal verwundet, kam zum Ersatzheer und wurde später wieder im Westen eingesetzt. Hier geriet seine Einheit im März 1945 in amerikanische Gefangenschaft. Mit vielen Kameraden wurde Matthias Hezel an die Franzosen übergeben. Immerhin schien der Krieg für Matthias Hezel einigermaßen heil überstanden zu sein.

Doch im August 1945 nahte sich ihm das Verhängnis. Als Prisonnier gehörte er einem Minenräumkommando in den französischen Alpen an. Bei diesen Räumungsarbeiten explodierte eine Mine. Dabei verlor Matthias Hezel beide Hände und das rechte Auge; Gesicht, linkes Auge, Brust und Beine wurden erheblich verletzt. Der Schwerverwundete erhielt die erste Behandlung und Pflege in einem französischen Lazarett. Nach zwei Monaten kam er in einem Lazarettzug nach Deutschland. Von Weißenau bei Ravensburg wurde er in die Tübinger Augenklinik überwiesen, wo durch eine Operation am linken Auge erreicht wurde, daß dieses Sehwerkzeug wenigstens noch einen leichten Schimmer von Helligkeit vermittelt, der jedoch zum Gehen, Lesen und zur Arbeit nicht ausreicht. Wie schon gesagt, hat Matthias Hezel sein hartes Los bezwungen. Im Laufe der Monate



Hier, inmitten seiner Schützlinge, fühlt sich der kriegsblinde Kaninchenzüchter besonders wohl. Dem sehenden Menschen wird es im tiefsten Grunde immer unbegreiflich sein, wie ein kriegsblinder Ohnhänder eine so große Zahl an Tieren selbständig hegen und pflegen kann.

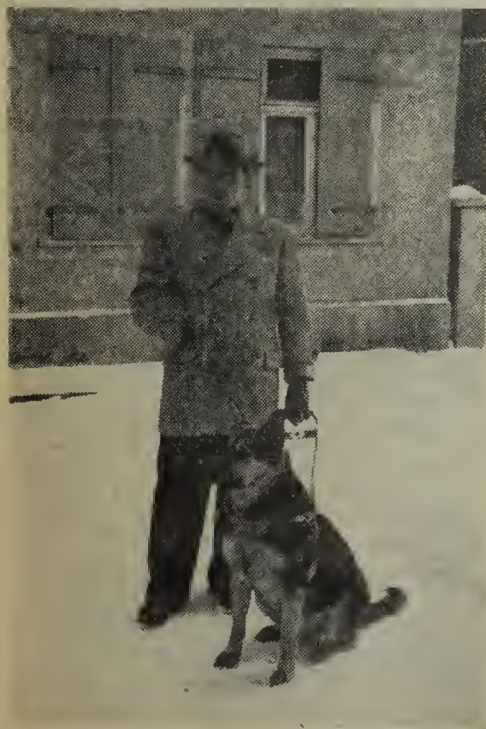
und Jahre lernte er seine Armstümpfe zum Essen und Trinken und zu macherlei Arbeiten selbständig zu gebrauchen. Seine Vormittage widmet er der Kleintierzucht. Im Geflügelhof gackert ein Dutzend Hühner; im Hasenstall wimmelt es von Kaninchen der Rasse schwarz-weiße Holländer und Kleinsilber. Alle Armgriffe zur Fütterung und Pflege seiner Tiere sind dem blinden Mann so vertraut geworden, daß er sie zielsicher ausführen kann. Als erfolgreiches Ehrenmitglied des Kaninchenzüchtervereins beteiligte er sich mit

Das sind die schwarz-weißen Holländer-Kaninchen, denen der kriegsblinde Ohnhänder Matthias Hezel große Liebe und beste Pflege zuteil werden läßt.



seinen Tieren schon an zahlreichen Ausstellungen. Zuchthäsinnen und Zuchtrammler lieferte er schon nach Frankreich und Belgien. Zu den Tieren des Hauses zählen auch noch der treue Blindenhund „Hertha", der seit elf Jahren zuverlässig seinen Führerdienst versieht, und ein lustiger, gelehriger Wellensittich. Nach den hoffnungslosen Anfangsjahren hat Matthias Hezel aus der Zurückgezogenheit heraus auch wieder den Anschluß an die Öffentlichkeit gefunden. Als früherer aktiver Sänger und Ehrenmitglied des Gesangvereins „Sängerbund" besucht er dessen Veranstaltungen; mit einem älteren Nachbarn wandert er nachmittags bei jedem Wetter hinaus in die Natur und auf die heimatlichen Berge, wobei auch die Hündin „Hertha" eine treue Begleiterin ist.
Durch die Mithilfe und Mitsorge in der Familie und in den Familien zweier Kinder, durch die Arbeiten für seine Tiere und durch das wiedererwachte Interesse an allen Vorgängen in der Heimatstadt hat Matthias Hezel wieder einen Inhalt gefunden, der ihm sein Leben trotz aller Beschwernisse wieder lebenswert macht. Dabei darf er die fürsorgende Liebe seiner Frau, seiner Kinder und Enkel und die Freundschaft seiner Landsleute in reichem Maß entgegennehmen. K. V.

Ob Sommer oder Winter, wenn es irgend geht, macht Matthias Hezel täglich einen Spaziergang mit seinem treuen vierbeinigen Begleiter. *3 Fotos: M. Hezel*



Hilflos auf dem Ozean

13 auf einem Floß — Nach dem Tagebuch eines Schiffbrüchigen

Der amerikanische Transportdampfer „Santa Clara" ist 160 Seemeilen vor der Insel Kuba infolge Kesselexplosion gesunken. Die Offiziere und Steuerleute fanden den Tod. Den Überlebenden gelang es, sich auf ein in der Eile zurechtgemachtes Floß zu retten. Vom Sturm verschlagen, trieben die Unglücklichen volle drei Wochen mit wenig Wasser und ohne Nahrung auf dem Ozean, wie unser nachfolgender Tatsachenbericht erzählt. Ähnliche erschütternde Tragödien spielten sich immer wieder ab. Die große internationale Versicherungsgesellschaft Lloyd in London führt seit 1950 in ihren Listen 34 Schiffe als „vermißt" an. Über das Schicksal dieser Besatzungen hat man bis heute überhaupt nichts mehr gehört. Das Meer holt immer wieder seine Opfer, auch in unserer Zeit.

*

Unser Floß bestand aus den Mastbäumen, den Pfosten der Deckreeling, dem Takelwerk und anderen hölzernen Schiffsstücken. Starke Wanten hielten die Teile fest zusammen. Ein Fetzen Segeltuch am Bug ermöglichte das Treiben dicht am Wind.

Endlich war der letzte Überlebende aus dem Wasser gefischt. Wir zählten siebenundachtzig Mann. Zum Großteil mexikanische Plantagenarbeiter, die nach Matanzas zur Zuckerrohrernte unterwegs gewesen waren. Nur dreißig gehörten der Besatzung an. Der Bordmatrose William, der sich bisher am kaltblütigsten verhalten hatte, übernahm das Kommando. Ein Sack mit fünfundzwanzig Pfund Zwieback, vollkommen durchnäßt, war unser Proviant. Die Wein- und Wasserfässer befestigten die Matrosen an den Querhölzern des Hecks. Ihr Berühren wurde streng verboten. Jeder erhielt seine Nummer, um bei der Verteilung nicht zu kurz zu kommen. Zwölf Tage würde der Trinkvorrat reichen. So stachen wir in See, dem schrecklichsten Schicksal entgegen. Das Floß war überlastet. Wenn es sich neigte, reichte uns das Wasser bis an die Hüften.

William ließ durch den schreienden Wirrwarr Taue spannen. Die Leute umklammerten sie mit beiden Händen. Die Schwächsten schnallten sich mit dem Gürtel fest. Zuweilen glaubten wir, in der Ferne Lichtschein zu entdecken, dann setzte das Herz aus. Aber die Brandung täuschte. Bald vor-, bald rückwärts geschleudert, zuweilen tiefgetaucht, stets zwischen Tod und Leben schwebend, rangen wir um jeden Atemzug, hielten die Luft an und preßten das Gesicht in den Rücken des Nachbarn. Schluckten trotzdem. Spien und brüllten. Morgens bot sich unseren Augen ein entsetzliches Bild. Sieben waren mit den Füßen in den Lücken zwischen den Stämmen des Floßes steckengeblieben, ohne sich befreien zu können, und hatten in der überschlagenden Flut den Tod gefunden. Als William Wein und Zwieback verteilen ließ und die Nummern aufrief, blieben weitere zwölf Mann die Antwort schuldig. Zwei junge Arbeiter erkannten ihren Vater unter den Verunglückten. Er atmete noch schwach. Sie richteten ihn auf und banden ihn mit ihren Hosenträgern an ihren eigenen Leib.

Einer für alle

Die zweite Nacht wurde noch schrecklicher; Sturmböen waren zu erwarten. In langen Ketten rollten die Wogen mit dumpfem Branden heran, türmten sich an Bug und Heck wütend in die Höhe und schmissen ihren Gischt über unsere Köpfe. In der Mitte standen wir so eng gepreßt, daß einige Unglückliche erdrückt wurden. William und die übrigen Matrosen hatten sich am kleinen Notmast gesichert. Unaufhörlich riefen sie den Zunächststehenden zu, mehr an die Seite zu treten, die jeweils von der Flut gehoben wurde. Keiner beachtete ihre Befehle. So wurden alle über Bord gespült, die nicht an die Taue konnten.

Nach jeder Bö und Sturzwelle folgten einige Minuten Stille. Man fühlte gleichsam die Spannung des wilden Tieres, das sich neuerdings zum Sprung duckte. Angesichts der unvermeidlichen Gefahr des Kenterns waren die Arbeiter in einer Sturmpause über die achttere Weintonne hergefallen und hatten ein Loch in den Boden gestoßen. Sie betranken sich im Wahnsinn der Verzweiflung. Im Nu war die Tonne ausgelaufen. Infolge der Nässe versagte Williams Pistole. Trotzdem verblüffte unsere Entschlossenheit die Aufrührer, brachte sie aber nicht zur Besinnung. Teuflische Bosheit hatte sie gepackt. Sie beschlossen, das Floß zu zerstören und ihrer Qual freiwillig

ein Ende zu machen, sich und uns zu vernichten. Ein rothaariger Mestize schnitt hinter seinem Rücken heimlich die Wanten durch. Als der erste Stamm unter unseren Füßen nachgab, durchbrachen wir ihre Kette und gingen den Täter an. Im Getümmel stürzte er samt seiner Kameraden kopfüber in das Meer. Der Kampf wurde allgemein. Im nächsten Augenblick hatte ein Haufen Unsinniger das Hißtau gekappt. Die umstürzende Segelstange zerschmetterte William die Schulter. Bewußtlos sank er nieder. Wer von uns kein Messer hatte, riß eine der Stangen vom Notgeländer heraus und kam mit dieser einfachen



Waffe dem Wehrlosen zu Hilfe. Eine mächtige Sturzwelle überflutete das Deck, zwang die Mexikaner von William abzulassen. Er kam zu sich und kroch durch die Beine der Rasenden auf unsere Seite zurück, gebot, nicht weiter anzugreifen, aber jeden Gewalttäter, der ins Meer fiel, seinem Schicksal zu überlassen.

Schuhleder als Nahrung

Als der Morgen graute, war tiefste Niedergeschlagenheit auf den Gesichtern der Mexikaner zu lesen. Sie konnten ihr Verschulden nicht fassen. Vorsichtshalber ließen wir sie nur einzeln ihren Wasserteil holen. Hunger wühlte in den Eingeweiden, brannte wie Feuer. Die Hosen und Jacken der Toten wurden in Streifen gerissen und als Verbandszeug verwendet, die Körper versenkt. Schuhe und Hosenriemen schnitt der Seemann Legrand in gleichgroße Stücke und verteilte sie. Obwohl es uns an Speichel fehlte, sie weichzukauen, gelang es uns trotzdem, die Bissen hinunterzuwürgen. Viele schnitten nun vom Oberleder der eigenen Schuhe Stücke ab. Andere rissen sich das Innenleder aus Mütze oder Kappe. Wer niemals Hunger gelitten hat, ahnt nicht, wessen ein Mensch in solcher Not fähig ist. Dieser Tag war der dritte seit unserem Schiffbruch. Abends ließen wir zwischen Bug und Heck einen freien Raum. Zwei Mann hatten darauf zu achten, daß er von den Mexikanern nicht überschritten wurde. So konnten wir uns ein wenig der Ruhe hingeben. Es war aber ein Zustand, der mit Entspannung nichts gemein hatte. Grausamer als die bisherigen Ereignisse ängstigten uns traumhafte Wahnzustände. Um trotz des Tiefgangs überhaupt ein Ausruhen zu ermöglichen, ließ William einen engen Kreis bilden. Es schliefen nur jene, die abwechselnd im Mittelpunkt standen. Kalt funkelten die Sterne. Das Stöhnen und Wimmern der Mexikaner sickerte durch die Nacht, ihr Blut war von anderer Art. Die Lebenskraft ihres Herzens war der Not nicht gewachsen. Bald würden sie schlappmachen. Zum vierten Male ging die Sonne auf und löste mit ihren Strahlen die Erstarrung der Glieder. An diesem Morgen sichteten wir eine gekenterte Jolle. Es kostete uns große Mühe, das kleine Boot einzuholen und aufzurichten. Wir banden es an unser Floß und schöpften es leer. Mit Stoffetzen verstopften wir die Löcher und Fugen. Weiß Gott, an welcher Küste es sich losgerissen hatte, und wie lange es schon in der Meeresströmung trieb.

Mittags traf uns ein kleiner Strahl von Hoffnung. Ein Schwarm fliegender Fische war unter das Floß geraten. Einige Tiere verfingen sich in den Lücken. Heißhungrig fielen wir darüber her. Doch wurde uns elend über alle Begriffe.

Ohne Trinkwasser

Die nächsten Tage magerten wir ab bis auf die Knochen. Wir glichen Gespenstern. Das scharfe Salzwasser löste an den Beinen die Haut, bedeckte die Füße mit eiternden Wunden. Die Fugen der Stämme machten jede Bewegung der Sohlen zu furchtbarer Qual. Dann und wann schrie einer auf und brach zusammen. Höchstens zwanzig vermochten noch zu stehen. Die übrigen kauerten wimmernd am Boden oder hatten die Sinne verloren. Wir legten sie in die Jolle. Dieser einzige halbwegs trockene Platz war den Sterbenden vorbehalten.

Obwohl wir uns seit zwei Tagen morgens und abends mit einem einzigen Schluck Wasser begnügten, mochte der Rest bei sparsamster Verteilung höchstens noch vier Tage reichen. William gab zu, daß nach dieser Frist unser aller Tod unvermeidbar sei. Nach seiner Vermutung und Berechnung wäre bei günstigster Strömung und anhaltender steifer Brise vor Ablauf einer Woche an kein Erreichen der Antillen zu denken, wohl könne aber jederzeit ein Fischdampfer unseren Kurs kreuzen. Immer wieder sprach er uns Mut zu. Ruhelos kreisten seine Augen in der Runde und tasteten gleichsam die Ränder des Wasserspiegels ab, bis es Abend wurde und die Dunkelheit ihr Tuch über uns ausbreitete. In dieser Nacht gelang es zwei Mexikanern, ungesehen hin-

ter die Wassertonne zu schleichen und den Rest anzuzapfen. Sie bohrten mit einem Nagel ins Holz. Tropfweise sickerte das Wasser durch. Gierig wollte jeder lecken und stieß den anderen zur Seite. So verrieten sie sich. Sie büßten ihr Vergehen mit dem Tode. Die eigenen Kameraden stießen sie über Bord. Wir zählten nur noch achtundzwanzig.

Am sechsten Tag lagen sieben Mann bewußtlos in der Jolle. Auch wenn jetzt Hilfe gekommen wäre, gab es für sie keine Rettung mehr. Ihr Los war unabänderlich. Der älteste Mexikaner, ein Vorarbeiter namens Lopez, machte den Vorschlag, die Sterbenden in Zukunft bei der Zuteilung des Wassers zu übergehen, jeder nutzlos vergeudete Tropfen, so meinte er, sei von unschätzbarem Wert für die übrigen und bedeute die letzte Möglichkeit, die Küste Kubas zu erreichen. Alle stimmten wir ihm zu, mit Ausnahme Williams und des Bordmechanikers. Sie protestierten und nannten es ein unchristliches Ansinnen. Nur widerwillig fügten wir uns diesmal den beiden.

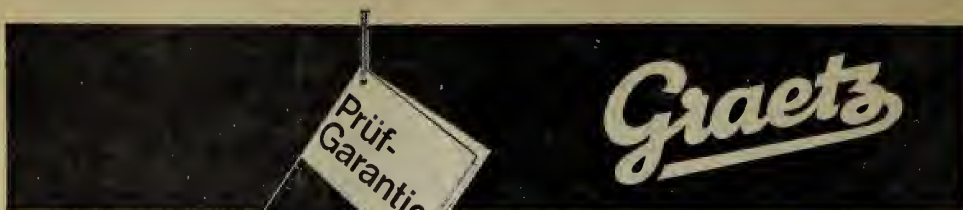
Schuldig aus Kameradschaft

William war der nächste, der in die Jolle kam. Plötzlich sank er in sich zusammen wie ein morscher Baum. Die schwere Verletzung der Schulter war in Fäulnis übergegangen. Salzkrusten klebten am Verband. Seine Augen lagen tief unter den Lidern begraben, und er verfiel von Stunde zu Stunde. Wir begriffen mit Entsetzen, daß uns auch unser bester Freund verlassen wollte. Den Nachmittag verbrachte er ständig bewußtlos. Abends kam er nochmals zu sich. Am ferner Horizont neigte sich die große Sonne gleich einer schönen, reifen Frucht dem Meeresrand zu. Jeder drückte ihm noch einmal die Hand und wandte sich ab. Jetzt kamen auch die Mexikaner nach achtern. Sie wagten ihn nur flüchtig zu grüßen. Dann gab uns William mit Zeichen zu verstehen, allein bleiben zu wollen. Wir legten das Seil der Jolle einige Meter länger aus und traten ans andere Ende des Floßes.

Die Nacht wurde so schwarz, daß wir keine Handbreit sehen konnten. Schlaflos wälzten wir unsere wunden Knochen in der feuchten Kälte, bis endlich im Osten der neue Tag aufdämmerte und die Sicht weitete. Der Bordmechaniker Thompson erhob sich, wankte nach rückwärts, um die Jolle einzuholen und seinen Freund noch einmal zu laben. Wir hörten seinen erstaunten Ruf. Unmögliches war geschehen. Die Jolle fehlte. Das Seil war durchgeschnitten. Von dem kleinen Boot mit William und den übrigen Todgeweihten war keine Spur zu sehen. Aber selbst die Mexikaner verrieten aufrichtiges Entsetzen. Ungläubig starrten sie uns an. Da sagte Thompson mit eisiger Ruhe: „William selbst hat es getan — um für uns die paar Tropfen Wasser zu sparen." Und nun wußten wir mit Bestimmtheit, wir trieben der Küste zu. Schweigsam trat der alte Mexikaner an die Stelle, wo die Jolle festgebunden gewesen, löste sein Messer vom Gürtel und warf es über Bord. Keiner weigerte sich, gleich ihm zu tun; denn jeder dachte mit Abscheu an die zweite Nacht zurück. An diesem Tag spürten wir zum erstenmal trokkenen Boden unter den Füßen. Wir spähten mit neuer Hoffnung nach Norden — und sahen Wasser, nichts als Wasser.

Unerträgliche Leiden

Knapp fünf Tage halfen uns die ersparten Rationen. Aber so lange nun noch ein Tropfen da war, wurde niemand mehr übergangen. Die



letzte Feuchtigkeit der Faßfugen saugten wir mit einem Wolltuch auf und drückten es zwischen den Lippen aus. Die Schmerzen steigerten sich unerträglich. Wir baten den Himmel, endlich auch unserem Leben ein Ende zu machen. Wir kannten uns nicht mehr. Die klebrige Haut verrunzelte wie zerknittertes Pergament. Die Augen verfärbten sich blutrot. Die Sehkraft wurde schwächer. Zunge und Mund überzogen sich mit einer dicken, wachsartigen Kruste. Knoten in Zwerchfell und Schlund erschwerten das Atmen. Wir waren nicht mehr imstande zu sprechen. Die meiste Zeit lagen wir in einer Art Dämmerzustand auf dem Bauch, mit über den Kopf gezogenem Rock und röchelten sinnlos nach Labung.

Wie konnte es sein, daß wir auch den zehnten und elften Tag überlebten? Wir versuchten, Seewasser zu trinken. Um nicht erbrechen zu müssen, atmeten wir vorher die Luft tief aus und hielten beim Schlucken die Nase zu. So schalteten wir zwar die Geschmacksnerven aus, aber nicht die Schleimhaut des Magens. Wir erbrachen trotzdem, vermochten nicht einen Tropfen zurückzuhalten. Wir waren so kraftlos, daß uns die Beine einknickten.

Hatte uns der Orkan der ersten Nächte aus der Karibischen See verschlagen? Wir hätten längst die Küste Kubas erreichen müssen. Anscheinend waren wir vorbeigetrieben. Unser Leben galt keinen Pfifferling mehr.

Blauhaie greifen an

Zu schwach, um Gedanken fassen zu können, nahmen wir nur noch das Unmittelbare auf. Dazu zählte eine neue Gräßlichkeit: Blauhaie! Mehr als zwanzig dieser Bestien tummelten sich um die Pfosten des Floßes. Wie Torpedos glitten sie durchs Wasser und wurden täglich zudringlicher. Die Aasgeier des Meeres hatten Beute gewittert und verließen uns nicht mehr. Das Gefühl der Leidensverbundenheit hörte auf. Wir waren uns völlig gleichgültig geworden. Wir lagen im Kreis und warteten auf das Ende, hatten uns damit abgefunden, nichts mehr zu erhoffen. Hände und Beine erkalteten trotz der brütenden Sonne, starben ab. Die Ohnmachten währten länger. Der Tod hockte in unserer Mitte und musterte die Nächsten aus. Ihre Leichen schoben wir in der Dunkelheit der Nacht über den Floßrand, um nicht das gräßliche Mahl der Haie sehen zu müssen. Erst kamen die Mexikaner an die Reihe, bis auf den letzten Mann. Dann kamen die jüngeren Seeleute. Wir Alten waren von zäher Natur. Von uns machte Legrand den Anfang. Schließlich waren wir nur noch dreizehn. Dreizehn auf einem Floß mitten im Ozean, ohne Nahrung, ohne Trinkwasser, der Rest von siebenundachtzig. Wie lange wir so dahintrieben wußte keiner. Wir zählten die Tage nicht mehr. Drei Wochen mochten es sein. Eines Morgens versuchten die ungeduldigen Blauhaie das Floß durch Schwanzschläge zum Kentern zu bringen. Es zitterte in seinen Fugen. Ein Matrose kollerte zur Seite und blieb am Gebinde hängen. Da stieß er plötzlich ein unmenschliches Gurgeln aus. Wir folgten seinem Blick. Unsere Augen traten aus den Höhlen: ein Schiff!

Wir kniffen die Augen fest zu, überzeugt, daß uns die erlahmten Nerven narrten und uns die See erbarmungslos entgegengrinste, sobald wir sie wieder öffnen würden. Aber es



war keine Täuschung: — am Horizont stand ein Frachter.

Unartikulierte Laute sprudelten über unsere verkrusteten Lippen. Wie Wahnsinnige rüttelten wir die Bewußtlosen. Und als sie ihre Augen aufschlugen, als ihr Blick auf das Schiff fiel, streckten und reckten auch sie ihren verdorrten Leib, strömte neues Leben in ihre verlöschenden Herzen, stöhnten und röchelten sie nach Wasser.

Vor dem Seegericht

Mit unsäglicher Mühe gelang es einem von uns, sich aufzurichten und Tücher an den Notmast zu binden. Über eine halbe Stunde schwebten wir zwischen Furcht und Hoffnung. Wir lagen auf den Knien und flehten den Herrgott um Erbarmen an, er möge den Kurs des Schiffes lenken. Obwohl wir fast verschmachtet waren, liefen dicke Schweißtropfen über unsere Schläfen.

Und sie sahen uns! Der Frachter drehte bei und nahm direkte Richtung auf uns. Flaggen stiegen auf: Wir kommen!

Wir konnten nicht aufschreien, keinen Freudenruf ausstoßen. Wir verharrten auf allen vieren und schluchzten wie kleine Kinder: „... gerettet! ... gerettet!"

Eine Schaluppe holte uns an Bord. Mann für Mann mußten sie uns übers Fallreep tragen. Wir waren nicht schwer, nur noch Haut und Knochen. Das Haar gebleicht, die Gesichtszüge verzerrt, die Augen weit gerundet und starr, das Gesicht bärtig, so glichen wir Gespenstern. Im letzten Augenblick entrissen sie uns den Fängen des Todes.

Nach wochenlangem schweren Siechtum im Hospital zu San Cristobal fanden wir uns schrittweise zurück ins Leben. Und als wir eines Tages vor der Barriere des Seegerichts standen, um über den Untergang der „Santa Clara" und den Tod unserer Kameraden Rechenschaft abzulegen, da wallte unser Herz heiß auf im Gedächtnis des irischen Bordmatrosen William. Sein Geist schwebte über uns, rückte dreizehn Schultern eng zusammen, verschmolz uns zu einem Ganzen. Wir verschwiegen nichts. Dann wurde es totenstill.



Der Werbefachmann heiratet

Ein alter, im Seedienst ergrauter Kapitän führte den Vorsitz. „Die Tat des Bordmatrosen William", beendete er unsere Aussagen, „hat euch dem Dasein erhalten. Gott wird ihm ein gnädiger Richter sein. Sein Tod ist das Hohelied der Kameradschaft. Ihr aber habt Unmögliches erduldet. Wir sprechen euch frei. — Ihr könnt gehen!"

Stumm drückten wir dreizehn uns noch einmal die Hand. Dann gingen wir in alle Welt. Und viele fahren wieder auf See.

Wilhelm Auffermann

Eine Achterbahn aus Holz, Blech und viel Geduld

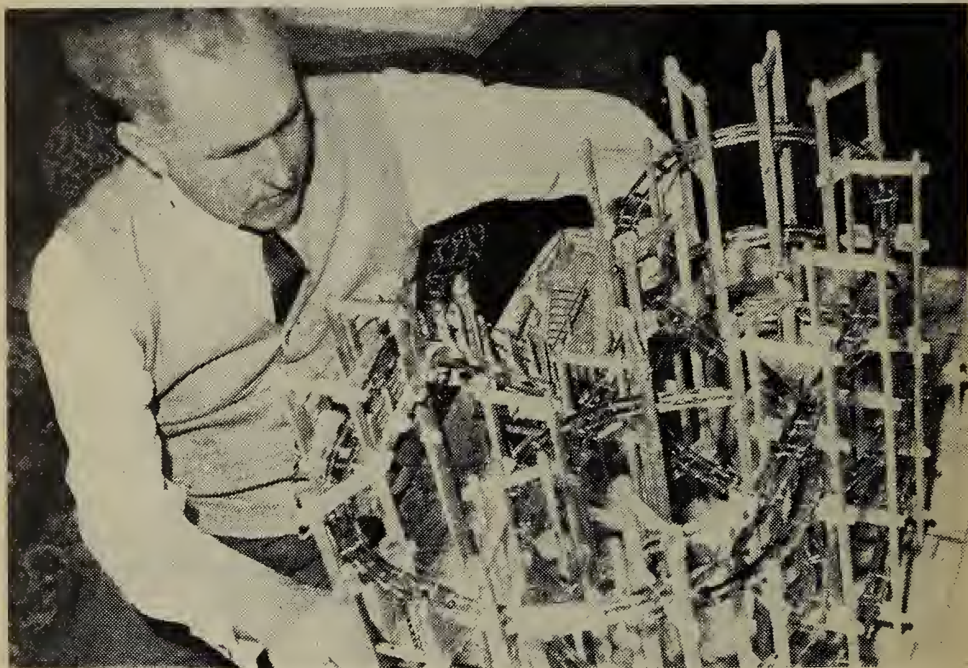
Betritt man das Wohnzimmer des Kriegsblinden Willi Pohlig, fällt als erstes eine Miniaturachterbahn ins Auge. Es ist kaum zu glauben, daß diese komplizierte, sauber gearbeitete Anlage von einem Blinden hergestellt wurde. 18 Monate brauchte der geschickte Bastler dazu. Begeistert erzählt Herr Pohlig von der Arbeit, die ihn in dieser Zeit voll ausgefüllt hat. „Tag für Tag, manchmal sogar am Sonntag, suchte ich die Werkstatt auf, in der mir ein Arbeitsplatz zur Verfügung gestellt worden war. Das Hauptproblem war nicht die Ausführung, sondern das Durchdenken des Arbeitsablaufs. Tag für Tag mußte ich mir neue Hilfsmittel ersinnen, um meine Arbeit ohne fremde Hilfe fortführen zu können." Hier wirft seine Frau ein, daß er oft der Verzweiflung nahe gewesen sei, wenn die Arbeit nicht gelingen wollte. In dieser Zeit brauchte er viele Dosen Isolierband, um seine wunden Finger zu schützen.

Alle Verwandten und Bekannten sammelten alte Konservendosen für ihn, und in den Geschäften war er schon ein alter Bekannter, wenn er wegen Büchsen vorsprach. „Ich mußte ja Abfälle benutzen, weil neues Material viel zu teuer geworden wäre", erklärte er uns. Die 21 Schienenteile der Bahn, die ähnlich wie bei einer elektrischen Eisenbahn zum Zusammenstecken gebaut sind, wurden aus Blechresten hergestellt. Die Montage der Holzleitern, die die Schienen halten, würde einem sehenden Bastler alle Ehre machen. Allein an dem ersten Wagen der Bahn arbeitete Willi Pohlig 14 Tage lang. Die 280 Glieder der Antriebskette hat er einzeln aus Bindedraht geformt. Ein zur Handsäge gefeiltes Küchenmesser diente als Werkzeug für die Holzarbeiten. Man bedenke auch, mit welcher Genauigkeit ein Zahnrad hergestellt werden muß.

Die Bahn ist in ihre Einzelteile zerlegbar, die sämtlich mit Blindenschrift gekennzeichnet sind. „So bin ich in der Lage, auch an irgendeinem anderen Ort sie wieder zusammenzubauen", sagte er stolz. Aus der Not machte er eine Tugend, als bei den Holzarbeiten Schwierigkeiten auftraten. Er verstärkte die Streben mit kleinen Holzsplittern, die zugleich eine nette Verzierung darstellen.

„Auch unmittelbar nach meiner Erblindung habe ich den Kopf nicht hängen lassen. Wohl war es eine harte Schule, bis ich mich einigermaßen sicher bewegen konnte. Spaziergänge kann ich wegen des ständig wachsenden Straßenverkehrs allerdings nicht mehr allein unternehmen, aber ich finde das Leben schön. Man muß nur die schönen Seiten genießen können", sagte uns der lebensfrohe Willi Pohlig, und seine Frau, die ihm in allem hilfreich zur Seite steht, stimmte ihm lächelnd zu.

Klaus Behne



Das Schwein im Schloß

Erzählung von Josef Kamp

In den Annalen der Geschichte findet sich so manches lesenswerte Blatt aus der sogenannten guten alten Zeit, das ergötzlich zu berichten weiß von wunderlichen Schelmentaten braver deutscher Kleinstadtbürger. Sie lebten für gewöhnlich solide und friedsam hinter-ihren Fleischtöpfen, gingen bieder in Pantoffeln und rauchten lange Pfeifen.

Bis sie plötzlich durch irgendeine Moritat bewundert aus dem Schatten traten und dem Ruhme verpflichtet wurden.

So kamen die guten Schildaer dank ihrer Bürgerstreiche zu allgemeiner Anerkennung, indes die Weinsberger es auf Grund ihrer pfiffigen Weiber zu bedeutendem Ansehen brachten.

Die Bürger der kleinen westfälischen Stadt Rietberg bedienten sich hingegen eines ringelschwänzigen Borstentieres, um ein beachtliches Schelmenstück zu vollbringen.

Die Rietberger hatten sich lange einer lobenswerten Bravheit befleißigt. Sie dachten von sich aus auch im Traum nicht daran, diese ihnen nun einmal bequem gewordene Bahn zu verlassen.

Doch eines Tages gefiel es einem bösen Nachbarn nicht mehr, daß die Rietberger so ganz ohne Humor dahinlebten und starben. Er rückte mit einem starken Hub Soldaten gegen sie vor. Darüber kamen die Bürger in helle Verzweiflung, denn Kanonen und Waffen besaßen sie nicht, abgesehen von drei oder vier harmlosen Musketen, die verrostet im Spritzenhaus lagen.

So blieb den Bedrängten nur noch die Möglichkeit, sich dem Schutz ihres alten Schlosses anzuvertrauen, das wohlgeschützt inmitten brodelnder Sümpfe lag und jedem Ansturm gewachsen schien.

Allein der feindliche Heerhaufen drehte den Spieß um. Er begann das Schloß zu belagern, und die Rietberger fühlten sich wie die Maus in der Falle.

Zunächst war das noch nicht schlimm. Doch bald trat das ein, was die Belagerer bezweckten: den Eingeschlossenen wurden die Lebensmittel knapp. Das Brot ging ihnen aus, es kam Mangel an Fleisch, und nirgendwo ließen die Proviantsäcke sich nachfüllen. Die Sache schien ein böses Ende nehmen zu wollen, wenn sich kein rettender Ausweg fand. Die Rietberger steckten beratend die Köpfe zusammen, sie waren schon geneigt, sich verloren zu geben.

Doch da meldete sich so einer, der das Gras wachsen hörte. „Ich wüßte vielleicht Rat“, meinte er pfiffig, „wir könnten es nach der Art ja mal ruhig versuchen!"

Als er ihnen seinen Vorschlag dann klargemacht hatte, nickten sie beifällig und bekamen wieder Hoffnung.

Am anderen Morgen kam es im Schloßhof zu einem merkwürdigen Aufzug. Die listigen Rietberger trieben die letzte ihnen noch gebliebene Sau bis hart unter die Schloßmauer. Dann fielen sie grimmig über das Borstenvieh her, jedoch keineswegs mit Äxten und anderen Mordinstrumenten, o nein, sie bedienten sich weit harmloserer Waffen, denn sie planten durchaus nicht, diesem letzten ihnen ge-

bliebenen Schlachtkandidaten vorschnell und übereilig das Licht auszublasen. Vielmehr gingen sie nur auf die Absicht hinaus, das ahnungslose Borstentier zum Quieken zu bringen. Deshalb begannen sie geschäftig, Jolante mit Stöcken und Holzscheiten zu kitzeln.

In ihrem Leben hatte ja die Sau so was noch nicht erlebt, es war ihr unmöglich, dabei ruhig zu bleiben. Sie wälzte sich strampelnd auf ihren speckigen Schwarten, quiekte und schrie vor gekitzelter Wollust, so daß man es weitum in der Gegend vernahm.

Als die Rietberger dann glaubten, für den heutigen Tag genug gekitzelt zu haben, trieben sie ihren Ringelschwänzer zurück in den Stall.

Doch am folgenden Morgen wiederholte sich das Spiel, und auch am dritten und am vierten, kurzum: Jolante wurde Morgen für Morgen gekitzelt. Gezwickt und gekitzelt mit teuflischer Freude, und Morgen für Morgen stieg also ein neuer Tag mit Gequieke ins Licht.

Die feindlichen Belagerer wurden sprachlos darüber. Hatten sie doch längst in dem Glauben gelebt, den armen Rietbergern müßten Ratten und Mäuse schon Leckerbissen sein! Und nun war es damit so?! Nun hielten die alle Morgen noch schweinerne Schlachtfeste?! Dann lief ja ihre ganze Belagerung fehl! Ja, dann war doch nimmer ein Erfolg zu erwarten.

Nachdem so wahrhaftig sechs Tage verstrichen und sie pünktlich jeden Morgen durch Gequieke geweckt wurden, wandelte sich ihre Hoffnung zur Resignation. Der enttäuschte Herr Hauptmann verlor die Geduld, spuckte schimpfend und fluchend das Wachtfeuer aus und marschierte mit seiner Kohorte grimmig davon.

Doch kaum waren die letzten hinter den Wallhecken verschwunden, da drehten die Rietberger die Zugbrücke herunter und führten im Triumph ihre Sau aus dem Stall. Und nun wars's mit dem bloßen Gekitzel vorbei! Es wurden die Beile und Messer geschärft!

Zweimal schlug das Schicksal zu

Jeder Kriegsblinde erlebt die sogenannte Stunde X. Damit meinen wir unter Kameraden den Sturz in die plötzliche Dunkelheit. Mir schlug diese Stunde sogar zweimal. Bei der ersten Augenverwundung war ich zunächst fast drei Monate völlig blind, dann aber erlangte das rechte Auge seine Sehkraft wieder. Man steckte mich nun — es war im Jahr 1944 — in das sogenannte Feldausbildungsbataillon nach Rußland. Es lag so weit hinter der Frontlinie, daß wir eigentlich nicht in Kampfhandlungen verwickelt werden konnten. Doch was besagte eine solche Distanz in den letzten Kriegsjahren schon? Der Russe brach durch, wir wurden eingeschlossen und mußten uns unserer Haut wehren. Bei einem Ausbruchsversuch wurde ich am Bein verwundet und kurz danach von einem Granatsplitter getroffen, der das rechte Auge verletzte, so daß ich abermals in den Abgrund sank. Tagelang blieb ich bewußtlos liegen, dann nahmen mich die Rusen gefangen. Die folgende grauenvolle Zeit bis zu meiner Entlassung im Jahr 1946 zu schildern, ist mir nicht möglich. Nur die vage Hoffnung, nach einer Augenoperation in Deutschland auf dem rechten Auge vielleicht doch wieder ein wenig sehen zu können, ließ mich Gewehrkolbenhiebe, Fleckfieber, Ruhrerkrankung und andere Strapazen, vor allem die unbeschreib-



liche seelische Qual, soweit überstehen, daß ich später — nach liebevoller Pflege in Berlin und Marburg — meinen Heimatort Konstanz zwar nicht gesund, aber immerhin lebend wieder begrüßen konnte.

Rückschauend muß ich sagen, daß es mir heute noch nicht klar ist, wie ich als Blinder dieses monatelange dumpfe Hindämmern auf der Holzpritsche, unter dem Kopf zwei Holzpantinen und als Zudecke einen Russenmantel, wie ich die ganze Lazarettzeit überhaupt ausgehalten habe. Andererseits gab mir diese harte Schule unendliche Kraft und Energie, all das zu überstehen, was nach der Entlassung auf mich wartete. In diesem Sinne habe ich auch — nachdem mir auf mein Betreiben hin schon am ersten Tag in der Augenklinik die Wahrheit über mein künftiges Schicksal gesagt worden war — nicht lange gehadert und nicht resigniert, sondern sehr bald mit der Kriegsblinden-Grundausbildung begonnen. Mein schneller Entschluß wurde noch dadurch verstärkt, daß es vielleicht der letzte Kursus sein sollte. Die Verpflegung der Amerikaner (auch für sie waren wir Kriegsgefangene) war wesentlich anders als die im russischen Gefangenenlager. So wurde aus mir Knochenskelett in Kürze ein aufgedunsener Fesselballon, aber ich kam doch merklich zu Kräften. Ich begann nun bald und trotz abgestorbener Gliedmaßen, in denen kaum noch Tastempfinden war, mich mit der Blindenschrift zu befassen. Ich fragte mich auch, ob und wie ich — als Gymnasiast eingezogen — meine ursprünglichen Berufspläne, nämlich das Studium der Landwirtschaft oder der Medizin, noch verwirklichen könne. Nach vielem Grübeln und unzähligen Besprechungen mit Ärzten, Blindenlehrern und Leidensgenossen mußte ich zu dem Schluß kommen, daß mir beide Wege versperrt waren. Ich entschloß mich daher zu dem mir angeratenen Beruf des Stenotypisten und trat schon kurz nach der Grundausbildung, im Herbst 1946, als Halbtagskraft und mit einer bescheidenen Besoldung nach TO A 10 bei der Stadtverwaltung Konstanz ein. Als die Militärregierung die Übernahme Schwerstbeschädigter in das



Beamtenverhältnis zuließ, wechselte ich im Herbst 1947 von der Stadtverwaltung zur Finanzverwaltung als Beamtenanwärter über.

Nach Ableistung meiner Anwartschaft — übrigens hatte ich inzwischen geheiratet und den enormen Gehaltszuschuß von 110 DM monatlich bekommen — und einer Ausbildung in der Finanzschule mit Abschlußprüfung wurde ich 1948 wohlbestallter Steuerassistent beim Finanzamt Konstanz. Während der ganzen Anwärter-, Lehrgangs- und Prüfungszeit ist ein guter, infolge einer Armverletzung ebenfalls schwerbeschädigter Kamerad mein treuer Begleiter gewesen. Ohne ihn hätte ich noch größere Schwierigkeiten zu überwinden gehabt.

Für die Prüfung hatte ich die gleichen Bedingungen wie die sehenden Teilnehmer verlangt (abgesehen von technischen Hilfen wie Schreibmaschine und Vorleserin). Nun wollte

ich auch als vollwertige produktive Arbeitskraft eingesetzt werden. Möglichkeiten hierfür bot einmal der Auskunftsschalter, ferner die Bedienung der Telefonzentrale, nachdem diese auf Blindentastatur umgestellt worden war. Ich übernahm beide Tätigkeiten nebeneinander. Als die Auskunftsstelle immer stärker besucht wurde und mehr und mehr Rechtsauskünfte zu geben waren, wurde eine junge sehende Mitarbeiterin zu meiner Entlastung eingestellt. Diese Hilfe war nicht zuletzt auch deshalb erforderlich, weil mir auch die Verwaltung der Büromaterialien und Vordrucke oblag.

Die Gesundheitsschäden, die ich mir in der russischen Gefangenschaft, besonders durch das Fleckfieber, zugezogen hatte, ließen mich nicht mehr richtig auf die Beine kommen. Wenn es mir auch zunehmend schlechter ging, habe ich doch nach dem Motto „Durch Lehren lernt man am besten" über zehn Jahre lang abends in Buchhalter- und Steuerkursen Unterricht erteilt. Im Jahr 1960 mußte ich dann aber wegen des Gesundheitszustandes pensioniert werden. Just an dem Tag, ja zur gleichen Stunde, als mich mein Dienstvorsteher zum Abschied mit einem Präsentkorb ehren wollte, wurde ich mit einem Wirbelbruch ins Krankenhaus eingeliefert. Ich war über die Schwelle zum Keller gestolpert und die ganze Treppe hinabgestürzt. So verbrachte ich also das sogenannte „Gnadenvierteljahr" bei Pensionierung auf einem Brett im Krankenhaus. Meine Frau und unsere drei Kinder mußten sich allein des Präsentkorbes annehmen.

Dank meiner Prüfungsnote, den Beurteilungen der jeweiligen Amtsvorsteher und vor allem meiner Lehrtätigkeit bei den Abendkursen war es möglich, das Schlimmste für mich, nämlich völlige Untätigkeit, zu vermeiden: ich erhielt von der Oberfinanzdirektion die Zulassung als selbständiger Steuerbevollmächtigter. Hierüber mag man zunächst verblüfft sein, und ich gebe zu, daß das Diplom im Augenblick mehr eine psychische Stärkung für mich bedeutete. Aber nach den ersten schüchternen Versuchen mit Hilfe einer stundenweise beschäftigten Sekretärin und eines Buchhalters kann ich diese beiden Angestellten heute ganztags beschäftigen. Arbeit ist genug vorhanden. Das anfängliche mitleidige Lächeln meiner ehemaligen Amtskollegen hat sich, wie ich allgemein höre, in einen Ausdruck der Anerkennung verwandelt. Leider ist es mir jetzt aber gesundheitlich wirklich nicht mehr möglich, die Praxis weiterzuführen. Daß ich inzwischen auch zwei Herzinfarkte und mehrere — wenigstens für mich kleinere — konstitutionell bedingte Zusammenbrüche zu überstehen hatte, wäre wohl nicht der Fall, wenn ich schon früher meine sehr anstrengende Arbeitnehmertätigkeit aufgegeben und mich selbständig gemacht hätte. Damit will ich keineswegs sagen, daß eine Arbeitnehmertätigkeit für einen Kriegsblinden in jedem Fall ungeeignet ist. In meiner besonderen Lage hat sich jedoch gezeigt, daß ich immerhin noch einige Jahre nach der Dienstunfähigkeit selbständig tätig sein konnte. Wäre meine Gesundheit nicht so stark geschädigt worden, würde mir mein Beruf zweifellos auch weiterhin sehr viel Freude und innere Befriedigung geben.

In den letzten zwei Jahren habe ich siebenmal in Krankenhäusern, Spezialkliniken und Sanatorien gelegen. Ich will nun aber doch versuchen, meine Tätigkeit in bescheidenem Umfange mit Hilfe meiner Familie weiterzuführen; das erscheint mir schon aus psychologischen Gründen notwendig.

Was ich hier über meine Arbeit berichtete, mag für einige Kameraden zunächst erstaunlich klingen. Jedoch kann jeder in Rechtsdingen einigermaßen bewanderte Kamerad mit dieser Tätigkeit vertraut werden. Sie würde ihm bestimmt, genau wie mir, nicht nur das Gefühl geben, wieder voll in das Berufs- und damit Gesellschaftsleben eingegliedert zu sein, sondern auch den Alltag seines lichtlosen Daseins ausfüllen. Gerade dieser Beruf, der mit Menschen aller Berufsschichten zusammenführt, die als Ratsuchende kommen, ist bestens geeignet, gegen das anzukämpfen, was uns alle bedrückt: gegen die Isolierung und die damit verbundene seelische Verein-

samung. Wer immer unter den Kameraden den Mut finden sollte, diesen Berufsweg einzuschlagen, dem stehe ich nach besten Kräften gern mit Rat und Tat zur Seite.

Zum Schluß darf ich noch erwähnen, daß es mir möglich war, neben meinen persönlichen Problemen, als Leiter des Bezirks Südschwarzwald—Bodensee unseres Bundes über fünfzehn Jahre auch die Interessen meiner kriegsblinden Kameraden wahrzunehmen. Ich habe viel Freude an dieser Arbeit gehabt und hoffe, mich ihr nach der zwangsläufigen Reduzierung meiner Berufstätigkeit noch intensiver widmen zu können. Dabei leitet mich ein Wort von Pestalozzi:

Du sagst, dir sei kein Glück beschieden,
warum blickst du stets über dich?
Sieh, Freund, ich bin recht sehr zufrieden,
ich schaue immer unter mich.

Erwin Hensler

Schätze aus des Bruders Bündel

Erzählung von Walter Bauer

Er hatte nicht geschrieben, daß er kommen würde; keiner von uns war ein großer Briefschreiber. Nicht jedes Jahr kam er, doch wenn er erschien, dann unerwartet, und dann war Dezember mit Schnee draußen und Frost an den Fenstern oder mit Nässe und immer mit guter Wärme in der Küche, Briketts hatten wir genug, um durch den Winter zu kommen, wie lange er auch sein mochte; mein Vater, ein Fuhrknecht, hatte sie selber auf seinem Wagen aus den Kohlengruben geholt.

Er hatte nicht geschrieben. Eines Abends klopfte es an die Wohnungstür. Wir waren zu dritt. Meine Schwester und die anderen Brüder waren fortgegangen, sie suchten anderes Feuer als das in unserem Ofen und andere Wärme als die unserer Küche, und sie fanden das, auch an Winterabenden.

Mein Vater sah von der Zeitung auf, über der er eingenickt war, meine Mutter, die Strümpfe stopfte, sagte: „Sieh, wer da ist, vielleicht einer von oben, und sie wollen wieder Briketts haben." Ich sprang von meinem Buch auf, ging durch den dunklen Flur und öffnete die Tür, und im dämmerigen Licht des Treppenhauses sah und erkannte ich ihn. „Richard! Es ist Richard!" Mein Bruder. Er trat ein, als wäre er von einem Spaziergang zurückgekommen; doch ein Vogel war er, der von langem Fluge heimkehrte und sich zur Rast niederließ.

Die schläfrige Ruhe zersprang, plötzlich saß mein Bruder am Tisch, und wie alle, die wieder nach Hause kamen, aß und trank er, und wir sahen ihm stumm zu; man fragt einen Essenden nicht. Dann stopfte er seine Pfeife, streckte die Beine aus und war zu Hause, als sei er nie fortgewesen. So schien es. Aber er war in der Welt gewesen, er hatte die Welt mitgebracht, und ich griff nach jedem Bröselchen davon, das er fallen ließ.

Meine Mutter sagte, daß seine Sachen nach Herberge und Landstraße stänken, und am ersten Abend packte sie alles zusammen, um es am nächsten Tage zu waschen. Aber sie hatte nicht recht; ein ganz anderer Geruch kam aus den Sachen, scharf, beizend, fremd, wie nichts in unserer kleinen Wohnung roch. Und sie hatte unrecht, wenn sie sagte, daß er jedesmal wie ein Stromer, abgerissen, verludert, ohne Arbeit, nach Hause käme, und daß er sowieso wieder weggehen würde, wenn es warm wäre. Warum nicht? Was sonst konnte er tun, der Zugvogel unter uns Seßhaften? Er mußte wieder aufbrechen. Meine Mutter sagte, daß sie nicht wüßte, woher er dieses Vagabundieren hätte.

Ein fremder Zimmergeselle war er, mit schwarzem Hut, dessen breite Krempe beim Gehen wippte, mit schwarzen Samthosen, die um die Beine schlugen, und hellen Knöpfen auf der schwarzen Jacke. An der Weste blitzte die Uhrkette, und Schlegel, Axt und Säge, die Zeichen seines Berufes, klirrten leise. Einen gewundenen Ziegenhainer trug er in der Hand, und sein Gepäck brachte er in einem kunstvoll-einfach zusammengebundenen rotweißen Taschentuch von Moosbach in Bielefeld. So wanderte er durch die Welt jenseits unserer kleinen Stadt; so kam er aus der Welt zurück in unsere Wärme. Wenn er heimkehrte, war er für meine Mutter und für meinen Vater ein Sohn wie alle Söhne, und die Tür stand ihm offen. Für meine Geschwister war er der Bruder, der es zu Hause nicht aushielt. Doch für mich kam er wie ein Botschafter aus jenen Fernen, die ich im Sommer hinter den Getreidefeldern der weiten Ebene

schimmern sah und deren Duft im Herbst aus blauen Kartoffelfeuern stieg. Keiner von meinen Schulgenossen hatte einen solchen Bruder, und wenn ich dann, als er sich zur Rast eingerichtet hatte, mit ihm durch die Straßen ging, schwoll ich vor Stolz.

Er erzählte. Er sagte „Hamburg", und die Küche war voller Möwen und Schiffe. Die Elbe zog gelassen und mächtig durch das Flachland dem Meere zu. Gellend schrien die weißen Vögel; die Schiffe riefen. „Köln" sagte er, und ein Turm wuchs von der Erde empor in den Himmel über dem Rhein. Er sagte „Zürich", und Licht füllte die Schale des Sees bei der sonntägig aufgeräumten Stadt. Er warf Namen wie Früchte auf den Tisch, lautlos rollten sie über die glänzende Decke von Wachstuch; ich fing sie auf und verzehrte sie begierig, schon auf die nächste wartend. Brüssel, Antwerpen, Rotterdam — ah, wie sie schmeckten. Mein Bruder hatte geerntet, und ich genoß, was er austeilte. Mein Vater sagte dann manchmal: „So ein Junge ..."; er war nie weiter gekommen als von seinem nahen Heimatdorf in unsere Stadt, er war immer ein Bauer geblieben. Meine Mutter hörte ihm ruhig zu, während sie das Essen für den nächsten Tag fertigmachte, weil sie Wäsche für fremde Leute wusch; sie war ruhig, sie kannte die Schatten zu diesem Licht, das mich blendete. Ich kannte sie noch nicht, ich verschlang nur das Licht, und der lautlose Schnee vor den Fenstern schien mit Verheißungen gefüllt, mit flüsternden Stimmen: Komm.

Nach ein paar Abenden war er zu Hause, als sei er immer hier gewesen. Doch alles hatte sich geändert, auch für meine Eltern: sie hatten einen Esser mehr, und er brauchte seinen Platz zum Schlafen. Ich konnte nur noch auf der Bank mit den Waschschüsseln und Töpfen zwischen Schrank und Wand sitzen. — Er war ihr Sohn und der Bruder meiner Geschwister, er gehörte zu uns; aber vor allem war er mein Bruder, heimgekommen für eine Zeit der Rast, und wenn sie zu Ende wäre, würde er wieder aufbrechen, und dann, wenn er zurückkäme ... — aber wann würde das sein? „Afrika", sagte er zu mir, „ich will Afrika sehen, den Nil, die Pyramiden, ich habe schon Adressen in Alexandria", und ich öffnete den Schulatlas und betrachtete den Erdteil, der wie eine riesige Traube im Blau des Meeres ausgebreitet war, voll von geheimnisvollen, beunruhigenden Schreien. „Sag keinem etwas", sagte er zu mir, „die Mutter braucht es nicht zu wissen, sie macht sich dann nur Sorgen." — Ich war sein Vertrauter, er konnte sich auf mich verlassen. Es würde Afrika sein. Er würde die große Traube schon auspressen. Ah, mein Bruder, Arbeiter und Wanderer in den Gefilden der Welt ... Er war so anders als alle. Doch jetzt arbeitete er in einer Sägemühle, um Kost und Logis bei uns zu verdienen.

Das Licht kam aus dem Winter hervor, das Eis auf dem Teich trug unseren Flug auf Schlittschuhen nicht mehr, die Krähen verloren ihre Schwärze, und plötzlich leuchtete das Blau, das wir im Winter beinahe vergessen hatten, wieder durchsichtig rein. Der Frost verließ die Baustellen, und mein Bruder arbeitete nun als Zimmermann. Abends kam er nach Hause, wusch sich und aß; dann zog er sich um und ging fort, wie meine anderen Brüder, um spät zurückzukommen. Ich schlief in der Küche, und manchmal hörte ich ihn behutsam die Tür aufschließen. Wohin ging er? Das Frühjahr ist gekommen, mein Bruder die Amseln und Rotkehlchen sind schon in den erwachenden Gärten, es ist Zeit für Afrika. Aber er ging nicht.

Der gewundene Ziegenhainer stand in der Ecke, und ich nahm ihn manchmal mit zum Spielen auf die Straße. Das große Taschentuch lag geplättet und zusammengefaltet im Schrank. Die Stiefel waren geputzt und mit Papier ausgestopft und warteten auf seinen Schritt. Ich wußte, weshalb er nicht ging, und wußte es früher als die anderen zu Hause. Ich hatte ihn gesehen, eines Abends, als ich vom Zeitungstragen zurückkam.

Er stand vor einem Geschäft und wartete auf jemanden, und als der Rolladen herabgelassen worden war, kamen ein paar junge Mädchen heraus, und eines von ihnen ging auf ihn zu; Arm in Arm gingen sie fort. Sie sahen mich nicht, aber ich sah sie beide; ich hörte ihr Lachen, und ich sah ihre Gesichter. Ich hatte auch meine anderen Brüder mit ihren Mädchen gesehen, aber sie waren nicht Richard. Sie waren seßhaft, keiner von ihnen war er, der kühne Vogel, der nur zu Besuch kam, um wieder fortzufliegen und Städte und Flüsse zu sammeln. Und als ich sie beide sah, wurden die Früchte der Ferne bitter, und sie zerfielen zu Staub, als mein Bruder eines Abends, als wir alle aßen, sagte: „Mutter, ich werde heiraten; nächsten Sonntag, wenn es euch recht ist, werde ich Gertrud nach Hause bringen."

Afrika gab es nicht mehr, nicht die Ebenen ohne Grenze und ihre Städte wie mächtig

summende Bienenstöcke, und der Schrei der Möwen über den langsamen Wassern der Elbe nahe dem Meer war verstummt. Die Früchte der Ferne rollten nicht mehr über den Tisch, um von mir aufgefangen zu werden. Ich verkroch mich für Tage. Aber was wußte ich...? Heute weiß ich, der ein Wanderer geworden ist und kein Nest besitzt, mehr, und heute fügen sich die Dinge und Ereignisse zusammen, die damals auseinanderklafften.

Ja, sie kam zu uns. Sie wurde willkommen geheißen, und sie wurde die Tochter meiner Eltern, denn sie hatte keine mehr. Sie heirateten, und ich saß in der Kirchenbank, als sie getraut wurden; ich sah meinen Bruder im dunklen Anzug, in dem er sich nicht wohlfühlte. Nach der Trauung gingen wir alle in ihre neue kleine Wohnung; dort feierten wir. Der Vogel hatte ein Nest gefunden und dachte nicht mehr an Fliegen. In den weiten, schwarzen Hosen und im Hut mit der breiten, wippenden Krempe sah ich ihn nie wieder, und nie mehr erhielt ich die Früchte, die so herb und köstlich schmeckten und deren Süßigkeit mit einer leichten Bitterkeit gemischt war, die den Durst nur vertieft. Später pflückte ich sie selber.

Aber ich sah ihn dann in anderen Sachen als denen des fremden Zimmergesellen, der ein Gast der Städte, ein Wanderer auf den hellen Bändern der Landstraßen war, und da war Sommer. Wir alle sahen ihn, von den Fenstern unserer Wohnung, als das Regiment unserer Stadt ausmarschierte in den Krieg. Es war Krieg, und die Mütter und Frauen wußten eher als die Männer, was das war. Ich rannte den Trommeln nach und sah die Schlegel auf die dunkle Mitte des Trommelfells wirbeln und hörte die Stimmen von Soldaten verkünden, daß Krieg sei. Meine Mutter, meine Schwester, die Frau meines Bruders, unsere Nachbarn standen an den Fenstern, und wir hörten die strahlende Musik, die in unsere Straße einbrach, wir sahen die Fahne der grauen Kolonne voraus. Blumen leuchteten an den Mündungen der Gewehre, als ginge es zu einem Kinderfest, und das Schluchzen der Frauen hörte man nur hier oben; ich hörte es; unten war der mächtige, rauschende Schritt, der alles fortriß. Wir sahen ihn, meinen Bruder, wir sahen sein weißes Gesicht, das die Fenster unseres alten Hauses absuchte, es leuchtete empor, und als er uns fand, winkte er, und ich sah, wie er zurückzusehen versuchte, den Gleichschritt verlor, und wie er sich dann wieder einfügte in das Stampfen der Schritte, in ein Rauschen, mächtig, wie von Laub, das auf der Erde liegt und durchwühlt wird. Und wir sahen ihm nach. Es war August, der schöne Sommer des Jahres 1914. Im Winter war er gekommen, wie ein Vogel, der für kurze Zeit rasten will, und im Sommer ging er, doch anders, als er wollte. Er verließ sein Nest.

Und ich flog die Treppen hinab und drängte mich durch die singenden und weinenden Massen wie durch dichtes Unterholz, das mich aufhalten wollte, ich preßte und zwängte mich durch Trauer und Rausch, wissende Stille und ahnungsloses Lachen, und ich rief: „Mein Bruder!" und sie sagten: „Der kleine Hecht will auch in den Krieg." — „Was? Wen?" — „Mein Bruder!" Und ich fand ihn, ich schrie: „Richard, Richard!" Er sah mich, er lächelte und winkte mir zu, in grauer Uniform, mit dem Helm unter grauem Tuch und in gelben, neuen Stiefeln. Doch die guten Stiefel des Wanderers standen bei ihm zu Hause.

Ich ging neben ihm, barfuß, ich versuchte Schritt zu halten mit ihm und allen, fiel aus dem Schritt heraus und streckte mich; so gingen wir zum Güterbahnhof, und er rief: „Grüß alle!" Dann verschwanden sie. Später rollte der Zug singend davon; aber ich sah ihn nicht mehr.

Aus der Ferne war er gekommen, mein Bruder, der Wanderer, doch nicht zur Winterrast. Wer hatte ihm auf den Landstraßen gesagt, daß er kommen sollte, um sich noch auf einen Augenblick des Glückes zu versichern, das Glück zu umarmen, das in einem andern liegt, als wüßte er, daß er es nicht lange besitzen würde? Er kam aus der Ferne zurück, die er liebte, und Ferne, die er nicht wollte, nahm ihn fort. Ihre Vögel schrien anders; ihr Himmel glühte von anderen Morgenröten; ihre Nacht hieß nicht immer Schlaf und selten Wiedererwachen.

Douaumont ist ein Name, der kaum noch jemandem etwas sagt; die Zeit hat kein Gedächtnis. Andere Namen haben sich wie Erde und Laub darübergelegt, aber ich kann das alles wegräumen, und der Winter kommt zurück, das Klopfen an die Tür, das Erscheinen des Wanderers, der Namen wie Früchte fallen ließ, und ich verzehrte sie voller Durst. Der Sommer kehrte wieder, das Wehen der Fahne, deren Träger der erste Tote unserer kleinen Stadt war, das Rauschen der Schritte wie ein gewaltiger Wind ohne Sinn und Richtung, in dem mein Bruder sich erhob zu letztem Flug.

Machen Sie bitte nicht den Fehler,

lieber Leser, unser Jahrbuch mit dem Gefühl aus der Hand zu legen, wie herrlich weit wir es doch gebracht haben.

Es wird ja hier von Dingen berichtet, die man vor wenigen Jahrzehnten noch nicht für möglich gehalten hätte, vom Berufsleben der Kriegsblinden, von ihrer Teilnahme am kulturellen Geschehen unserer Zeit, von der sinnvollen Gestaltung der Freizeit und anderem mehr.

Haben wir es also doch herrlich weit gebracht? Vergessen Sie doch bitte nicht, daß wir in unserem Jahrbuch über Einzelleistungen berichten, nicht davon, was „Die Kriegsblinden" alles können, sondern davon, was einzelne von uns erreicht haben.

Es wäre ganz falsch zu denken: Die Kriegsblinden können doch fast alles. Sie treiben Sport, üben ihren Beruf aus, haben ihr Hobby, ja, sie steigen sogar auf die höchsten Alpengipfel.

Das alles sind Dinge, die von Charakter, Veranlagung, Energie, Wille und Begabung abhängen. Diese Voraussetzungen aber sind bei uns genau so unterschiedlich verteilt, wie bei unseren sehenden Mitmenschen. Keiner von uns ist wie der andere, was dem einen leicht fällt, macht dem anderen vielleicht große Mühe, was der eine mit viel Schwung angeht, davor scheut der andere resigniert zurück. Kurz und gut: wir sind Individuen und keine besondere Menschenart, der alles möglich ist oder auch nichts.

Wie schön für uns wäre es, wenn unsere sehenden Mitmenschen immer daran denken würden und uns als das ansähen, was wir sind: als Menschen, denen ein hartes Schicksal Schweres auferlegt hat und die dieses Schwere zu tragen und zu ertragen sich bemühen, jeder auf seine Art und nach seinem Vermögen.



Gebt mir zu tun!
Das sind reiche Gaben.
Das Herz kann nicht ruh'n
will zu schaffen haben.

Goethe

So machen Sie es richtig!

Ein paar Tips zur Frage: Wie verhalte ich mich gegenüber Kriegsblinden?

Damals, als wir noch sehen konnten, haben wir um jeden Blinden einen Bogen gemacht, haben Begegnungen und Gespräche vermieden, wenn sie zu vermeiden waren. Wir kennen diese Scheu, die vielleicht auch in Ihnen wach wird, lieber Leser, wenn Sie einem Kriegsblinden begegnen. Wir waren ja Sehende wie Sie, wir standen ja wie Sie mitten im Leben, vielleicht dicht an Ihrer Seite, voller Zukunftshoffnungen. Damals saßen wir vielleicht zufällig in der Bahn nebeneinander und plauderten ganz unbefangen. Und wenn wir heute nebeneinandersitzen? Rücken Sie dann nicht mit einer gewissen Abwehr beiseite?

Warum eigentlich? Sind wir denn andere Menschen geworden, nur einer Verwundung wegen? Der Kopf ist schließlich dran geblieben, und mit ihm behielten wir unseren Verstand, unsere Interessen, unsere Sprache und nicht zuletzt auch unser Herz, kurz, wir sind ganz normale Menschen geblieben, die immer zunächst als Mitmenschen gelten wollen und erst in fünfter Linie als Kriegsblinde. Deshalb ist es eigentlich doch ganz einfach, uns zu begegnen: sehen Sie in uns in aller Selbstverständlichkeit einen Mitmenschen wie jeden anderen, den Sie treffen. Also:

1. Keine Bange vor Kriegsblinden! Es sind weder Gespenster noch Schwerkranke noch etwa gar Unzurechnungsfähige. Man spreche also mit uns wie mit vernünftigen, gesunden Menschen, nicht schonungsvoll und leise, nicht salbadrig, sondern mit frischer Selbstverständlichkeit!

2. Sprecht mehr mit uns! Sprecht überhaupt mit uns! Geht nicht grußlos an einem euch bekannten Kriegsblinden vorüber! Der Gruß bedeutet für ihn eine freundliche Unterbrechung seines dunklen Weges. Redet ihn schon im Herankommen an und nennt nebenbei euren Namen. Erst nach dieser Anrede reicht die Hand!

3. Eine ganz besonders dumme und leider häufige Angewohnheit ist es, das Wort stets an die Begleitperson des Kriegsblinden zu richten, ja sogar nur an den Hund. Kein Irrtum ist für uns peinigender als dieser: „blind" gleichzusetzen mit „blöd". Wie gesagt, unser Verstand ist intakt geblieben wie der eure. Warum behandelt ihr uns oft wie Kinder?

4. Und noch ein Sprech-Tip für Menschen mit etwas mehr Einfühlungsvermögen: man spreche, besonders wenn man beieinandersitzt, den Kriegsblinden stets und immer wieder an! Der Kriegsblinde kann weniger leicht ein Gespräch mit dir anknüpfen, weil er ja nicht weiß, ob du gerade für eine Anrede bereit bist. Komme ihm mit deiner Anrede entgegen! Man vermeide auch das Wechseln der Plätze, weil der Kriegsblinde sonst die Orientierung über die Anwesenden verliert. Geh nicht ohne taktvollen Hinweis von der Seite eines Kriegsblinden weg, damit er nicht in die peinliche Situation gerät, einen leeren Stuhl anzureden!

5. Wir brauchen deine Hilfeleistung, und wir danken dir herzlich, wenn du uns ohne großes Getue deine Hilfe gewährst. Aber übertriebene Hilfeleistung ist fast schlimmer als gar keine. Mancher Kriegsblinde, der auf dem Sportplatz die 100 Meter in 13 Sekunden läuft, wird von übereifrigen Mitmenschen wie ein gebrechliches Mütterchen in die Straßenbahn mehr gehoben und getragen als geführt. Warum solch ein Aufwand! Wenn wir die Hand am Griff haben, können wir ohne Hilfe einsteigen.

6. Bei allen Hilfeleistungen spreche man einen Kriegsblinden zuvor an. Es wäre auch dir nicht angenehm, wenn aus der Dunkelheit heraus plötzlich eine Hand nach dir greift.

7. Bitte sprecht mit uns über andere Dinge als immer ausgerechnet über unsere Erblindung! Wir interessieren uns für Fußball oder für Außenpolitik oder für moderne Musik. Wenn aber schon einmal das Gespräch auf das Thema Erblindung kommt, so laßt alles mitleidige Seufzen und Bejammern beiseite! Wir können dieses falsche, wohlwollend-herablassende Mitleid nicht ausstehen! — Wir empfinden es als Demütigung!

8. Und — leider! — müssen wir einigen ganz hartgesottenen Mitmenschen auch dies sagen: Quält nicht unsere Frauen mit den üblichen Redensarten des Bedauerns und sprecht mit unseren Frauen erst recht nicht dann über uns, wenn wir — etwa in der Straßenbahn — danebensitzen. Taktlosigkeiten schmecken bitter!

**Tut alles, um auch die letzte Kluft
zwischen Sehenden und Kriegsblinden zu schließen!**

15 890, 15 891, 15 901, 15 902, 15 909, 15 910, 16 160, 16 168, 16 187, 16 198, 16 482, 16 560, 16 561, 16 567

